

# ALLTAG – KULTUR – WISSENSCHAFT

BEITRÄGE ZUR EUROPÄISCHEN ETHNOLOGIE/  
EMPIRISCHEN KULTURWISSENSCHAFT

jahrgang 2026

**Nachwuchs.  
Kräfte.  
Möglichkeiten!**



königshausen & neumann

ALLTAG – KULTUR – WISSENSCHAFT

BEITRÄGE ZUR EUROPÄISCHEN ETHNOLOGIE/  
EMPIRISCHEN KULTURWISSENSCHAFT

Herausgegeben von  
Michaela Fenske

Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft  
an der Universität Würzburg

Vormals: Bayerische Blätter für Volkskunde  
begründet von Wolfgang Brückner  
und Lenz Kriss-Rettenbeck,  
fortgeführt von Christoph Daxelmüller

# ALLTAG KULTUR WISSENSCHAFT

13. Jahrgang 2026

Nachwuchs.Kräfte.Möglichkeiten!  
Herausforderungen und Chancen in Forschung,  
Studium und Lehre der Empirischen Kulturwissenschaft

Herausgegeben von  
Sebastian Dümmling  
Laura Otto

Königshausen & Neumann



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Gefördert durch Mittel der Deutschen Gesellschaft  
für Empirische Kulturwissenschaft

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2026

Erschienen 2026 im Verlag Königshausen & Neumann GmbH

© Sebastian Dümling, Laura Otto

Verlag Königshausen & Neumann GmbH

Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg, Germany

[info@koenigshausen-neumann.de](mailto:info@koenigshausen-neumann.de)

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: © Luise Stark

Redaktion: Sebastian Dümling und Laura Otto (mithilfe von: Marvin Bauersfeld)

Druck: docupoint, Magdeburg, Germany

<https://doi.org/10.36202/9783826099908>

Print-ISBN 978-3-8260-9989-2

PDF-ISBN 978-3-8260-9990-8

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

## Inhaltsverzeichnis

|                                                                                                                                                                                                                                                                         |     |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <i>Gertraud Koch: Grußwort</i> .....                                                                                                                                                                                                                                    | 7   |
| <i>Sebastian Dümpling und Laura Otto: Nachwuchs.Kräfte.Möglichkeiten!<br/>Herausforderungen und Chancen in Forschung, Studium und Lehre<br/>der Empirischen Kulturwissenschaft<br/>Einleitung</i> .....                                                                 | 9   |
| <i>Cornelia Kühn: Transdisziplinäre Forschung – Überschneidungen<br/>und Anknüpfungspunkte an unsere Fachdisziplin</i> .....                                                                                                                                            | 15  |
| <i>Laura Bäumel und Olga Reznikova: Wem nützt die Post-Volkskunde<br/>heute? Zum Kritikverständnis des „kritischen Faches“ und seiner<br/>Bedeutung für Lehre und Studierende</i> .....                                                                                 | 31  |
| <i>Sebastian Dümpling und Laura Otto: „Folge dem Herzen“.<br/>Interview mit Thomas Zwick</i> .....                                                                                                                                                                      | 51  |
| <i>Karin Bürkert, Antonia Schnell, Inga Wilke und Sarah Wirschke:<br/>Mehrfach qualifiziert – doppelt so gut? Überlegungen zu neuen<br/>Formaten des Promovierens am Beispiel des Promotionsvolontariats</i> .....                                                      | 61  |
| <i>Helen Abner, Valeska Flor, Julian Schmitzberger und<br/>Katharina Schuchardt: Beiwuchs statt Nachwuchs? Perspektiven<br/>auf wissenschaftliche Werdegänge zwischen Ausbildung und<br/>Anerkennung</i> .....                                                          | 77  |
| <i>Sebastian Dümpling und Laura Otto: „Der Stundenplan als Symptom“.<br/>Interview mit Hendrik Beierstettel</i> .....                                                                                                                                                   | 95  |
| <i>Manuel Bolz, Kyra Hardt, Susanne Hochmann, Karoline Kaiser,<br/>Amelie Klemens und Laura Völz: Engagierte Lern- und Handlungs-<br/>räume schaffen. Ein Plädoyer für selbstorganisierte studentische<br/>Projektseminare im Fachkontext Kulturanthropologie</i> ..... | 105 |

|                                                                                                                                                         |         |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| <i>Jana Paulina Lobe</i> : Posts.Klicks.Möglichkeiten. Social Media-Betreuung zwischen Sichtbarkeits- und Sinnfragen – Reflexionen aus der Praxis ..... | 129     |
| <i>Sebastian Dümmling und Laura Otto</i> : „Nicht ganz klar – und genau das reizt“. Interview mit Studierenden der EE/EKW .....                         | 163     |
| <br>Anschriften der an dieser Ausgabe Beteiligten .....                                                                                                 | <br>171 |

## Grußwort

*Gertraud Koch, Vorsitzende der DGEKW*

Hochschultagungen, wie die in Würzburg im Jahr 2024, fokussieren innerhalb der verschiedenen Tätigkeitsfelder der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, wie es der Name verspricht, speziell auf das Geschehen an den Hochschulen. Sie schaffen damit einen wichtigen Rahmen, um sich in der hochdynamischen Wissenschaftslandschaft im Fachzusammenhang auszutauschen, zu verständigen, gemeinsame Perspektiven, Strategien und Projekte zu entwickeln und sich hochschulpolitisch zu positionieren.

Wir haben im vergangenen Jahr erlebt, wie politische Konflikte und gewaltsame Auseinandersetzungen – insbesondere der Angriffskrieg gegen die Ukraine und der Israel-Gaza-Krieg – in die Wissenschaftspolitik hineingetragen und auch im Hochschulalltag politisch verhandelt wurden. Hochschulen sind stärker als zuvor in ihrem Selbstverständnis herausgefordert und müssen gleichzeitig Stellung beziehen, welche gesellschaftliche Rolle sie einnehmen, was für Orte sie sein und wie sie dies ausgestalten wollen.

Der Ruf nach Wissenschaftsfreiheit liegt nahe und ist allerorten zu hören, ohne dass genau bestimmt wäre, wie sich Wissenschaftsfreiheit genau ausbuchstabieren oder wie die Freiheit in Balance mit Verantwortung in der Wissenschaft zu bringen ist. Denn dies ist ein Wert, der nicht weniger wichtig ist, dem sich die Wissenschaft zweifellos ebenso verpflichtet fühlen muss, wie der Freiheit. Welche gesellschaftliche Funktion sehen wir für die Wissenschaft und spezifischer für die Fächer, die sich unter dem Dach der Empirischen Kulturwissenschaft versammeln? Wo verorten wir uns? Was wollen wir bewirken? Wie kann das gehen? Wie können wir das gestalten?

Das sind Fragen, die in die Zukunft weisen und damit eng mit den Menschen verknüpft sind, die an den Hochschulen arbeiten, dem wissenschaftlichen „Nachwuchs“, den „Early Stage Researcher“, dem „wissenschaftlichen Mittelbau“ oder wie die Bezeichnungen lauten mögen. Sie versuchen eine Phase in der wissenschaftlichen Laufbahn/in der Karriere begrifflich zu fassen, die in Deutschland vor allem als Übergangsphase zur Professur angelegt ist, weil es an den Hochschulen kaum noch Dauerstellen gibt und erst mit der Berufung eine verlässliche Berufsperspektive in der Wissenschaft möglich ist. Es ist eine lange „Übergangsphase“, die mitunter erst mit Mitte oder Ende 40 abgeschlossen ist und damit eine als Spanne ungefähr so lange, wie anschließend die Tätigkeit in der Professur. Das ist biografisch eine lange Zeit – zu lange, zu unsicher, zu ungewiss,

um hier „Nachwuchs“ zu sein. Entsprechend ist auch die Frage des wissenschaftlichen „Nachwuchses“ ein hoch politisiertes Thema, die Novellierung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes hat bisher keine zufriedenstellenden Perspektiven erbracht. Es ist müßig an der Dauer von Befristungszeiten zu schrauben, solange nicht mehr Geld für Dauerstellen zur Verfügung gestellt wird, bleiben solche Verschiebungen ohne den dringend erforderlichen positiven Effekt für die betroffenen Menschen und die Hochschulen als Ganzes. Die Knappheit wird nur neu verwaltet, das Problem verschoben und die Härten für die Berufswege in die Wissenschaft neu sortiert, statt sie aufzulösen.

Prinzipiell ist es politisch gewünscht, dass es Fluktuation im Mittelbau gibt. Das dokumentiert das Wissenschaftszeitvertragsgesetz und belegen die Zahlen. Nach Angaben des Bundesbildungsministeriums waren 2022 an staatlichen Hochschulen von insgesamt 227 000 hauptberuflich wissenschaftlich und künstlerisch Beschäftigten 178 000 befristet angestellt. Für Alltagsforscher:innen, wie in der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde ist es offensichtlich, dass sich die „großen“ hochschulpolitischen Fragen und Antworten im Alltag anders ausbuchstabieren und genau dort auch das Augenmerk liegen müsste, wenn neue Gesetze tatsächlich in Zukunft alte Dilemmata verbessern sollen.

Es ist sehr wertvoll, dass das Würzburger Team das Thema „Nachwuchs“ für die DGEKW-Hochschultagung aufgegriffen und damit den Blick auf die Strategien und Möglichkeiten im Umgang mit dieser schwierigen Situation lenkt. Im Hochschulalltag meistern alle an den verschiedenen universitären Standorten diese Situation mit viel Energie und Krafteinsatz, individuell und institutionell, je nach Sparzwängen und Kassenlage mit mehr oder weniger Erfolg. Wenn bei aller Belastung im Umgang mit dieser Situation hier der Blick darauf gelenkt wird, wie das unmöglich Erscheinende geschafft, wie Strategien entwickelt, wie die Zumutungen zunehmend knapper werdender Ressourcen in einem kleinen, sozial- und geisteswissenschaftlich ausgerichteten Fach navigiert werden, so ist das keine Naivität. Vielmehr geht es darum, das Selbstverständnis davon, wie Wissenschaft sein sollte und was sie ermöglichen müsste, sich nicht beschneiden zu lassen, stattdessen Handlungsoptionen in den Mittelpunkt zu stellen und Energien dafür zu mobilisieren.

Inspiziert durch die Impulse des Würzburger Teams, sind so eine Vielzahl an perspektivenreichen Beiträgen zusammengekommen und in diesem Band versammelt. Sie dokumentieren und laden ein, dass Lehrende und Forschende an den Hochschulen intergenerational über die verschiedenen Qualifizierungsstufen hinweg, das Verhältnis von Nachwuchs, Kräften und Möglichkeiten weiter ausleuchten und Ansätze für gemeinsame Aktivitäten entwickeln.

# **Nachwuchs.Kräfte.Möglichkeiten!**

## **Herausforderungen und Chancen in Forschung, Studium und Lehre der Empirischen Kulturwissenschaft.**

### **Einleitung**

*Sebastian Dümmling und Laura Otto*

#### **Teil 1: Von Beton, Bildungsaufbrüchen und der Relevanz des „Dazwischen“**

Als wir, die Herausgebenden dieses Bandes, den Eröffnungsvortrag zur Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) in Würzburg gehalten haben, taten wir dies vor einer Kulisse, die für die Fragen der Tagung nicht passender hätte sein können: Im Philo-Gebäude am Hubland, einem doch etwas verwitterten Betonbau aus den 1960er Jahren – brutalistisch-funktional, aber nicht besonders einladend. Doch genau deshalb war das Gebäude als Tagungsort für uns interessant: Es verkörpert die historische Hoffnung der 1960er und 70er Jahre von der demokratischen Öffnung des Bildungssektors in der BRD; heute jedoch zeigt das Gebäude seinen Verschleiß: Baustellen, undichte Fenster, von den Wänden fallender Putz.<sup>1</sup> Als 1967 der Grundstein für das Philo-Gebäude gelegt wurde und die Bagger am Hubland anrollten, studierten etwa 340 000 Menschen in Westdeutschland – zehn Jahre zuvor waren es noch rund 150 000 gewesen.<sup>2</sup> Die Universität demokratisierte sich, die Tore der alten Ordinarienuniversität öffneten sich und die alte Volkskunde setzte sich kritisch mit ihrer Vergangenheit auseinander und fokussierte zunehmend auf die Analyse diverser Alltage.

Die Diskussionen im Rahmen der Hochschultagung konnten wir vor dieser Kulisse ganz gut verorten: verheißungsvolle Perspektiven auf die Zukunft unseres Faches wurden genauso formuliert wie die Einsicht, dass auch wir als Empirische Kulturwissenschaft (EKW) hier und da fachli-

---

<sup>1</sup> Dass diese Bauфälligkeit für die meisten deutschen Unigebäude zutrifft, bestätigen die zahlreichen Medienbeiträge, z.B. ZEIT: Kaputt. Wasserschäden, einstürzende Decken, Gift in den Wänden: Warum sind so viele Unis so marode? Wie lässt sich das ändern?, in: <https://www.zeit.de/campus/2025/02/marode-hochschulen-universitaeten-gebaeude-schaeden-sanierung>.

<sup>2</sup> Vgl. die Zahlen des Statistischen Bundesamtes, aufbereitet in folgender Darstellung: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1113491/umfrage/anzahl-der-studenten-an-deutschen-hochschulen/>

chen, universitäts- und gesellschaftspolitischen Renovierungsbedarf vertragen könnten.

Nochmal zugespitzt formuliert: Das Gebäude, das die Tagungsgäste temporär und die Würzburger Kolleg:innen permanent beherbergt, wurde für eine Zukunft entworfen, an die man in den 1960er Jahren glaubte: eine Zukunft der Dienstleistungsgesellschaft, des Wissenskapitalismus, in dem Bildung der Weg zu Wohlstand und gesellschaftlichem Aufstieg sein sollte. Es war eine Architektur des proklamierten „Mehr“ – mehr Studierende, mehr Chancen, mehr Demokratie. So zumindest die sozial-liberale Verheißung.<sup>3</sup> Heute jedoch zeigt sich die Baufälligkeit der Universität nicht nur am Gebäude: Befristete Verträge, schrumpfende Stellen, weniger Studierende, Ressourcen, die knapper werden – die Universität, die für Wachstum gebaut wurde, verwaltet heute vielfältige Knappheiten.

Und doch: Im Oktober 2024 war der Hörsaal zur DGEKW-Hochschultagung gut gefüllt. Es wurde nicht nur lebhaft im Rahmen der zahlreichen Workshops, Panels und Roundtables diskutiert und sich ausgetauscht, sondern die Gespräche und Diskussionen gingen in den Pausen weiter. Dies liegt sicherlich im genuinen Interesse der Tagungsbesucher:innen an den Themen begründet. Aber es erklärt sich nicht durch Begeisterung allein. Vielmehr zeichnete sich ab, dass die fortgeführten Gespräche sich auch durch den Druck, unter dem EKWler:innen derzeit stehen, erklären: Wer unter prekären Bedingungen arbeitet, hat wohl mehr zu sagen, und ist lauter und auch wütender.

Vor diesem Hintergrund hätten wir als Tagungstitel auch *Nachwuchs. Kräfte. Mangel* oder *Nachwuchs. Kräfte. Frust* wählen können, ja diese Kombinationen hätten sicherlich etwas für sich gehabt. Aber wir haben uns dagegen entschieden, denn Mangel mag zwar die Diagnose der Gegenwart sein, reicht aber nicht aus, um zu fragen: Was folgt daraus? Wo sind die Kräfte? Wie werden sie blockiert? So ist der Titel der Tagung keineswegs ein Versprechen oder eine Romantisierung, sondern analytisch produktiver, als nur zu beklagen. Außerdem wird der Titel dem Fach und den Fachzugehörigen gerechter, denn die EKW nutzt Konflikte analytisch-produktiv – ja, es gehört wohl zu unserer Fachidentität, dass wir Störungen analytisch besonders willkommen heißen.

Genau das ist unsere Aufgabe in diesen Zeiten: Uns als Wissenschaft der Krise, der Störung zu profilieren.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Vgl. grundsätzlich zu diesen Verheißungen Sarasin, Philip: 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart. Frankfurt/Main 2021, insbesondere 333–345.

<sup>4</sup> Krisen widmen sich zum Beispiel aus verschiedenen Perspektiven: Ege, Moritz: Interregnum? Krisendiagnosen und Zeit-Horizonte in aktuellen US-amerikanischen Protestbewegungen und in der akademischen Linken. In: Trummer, Manuel/Drascek, Daniel/Hirschfelder, Gunther/Möller, Larissa/Tauschek, Markus/Dietrich, Claus-Marco (Hg.): Zeit. Zur Temporalität von Kultur. Münster: Waxmann

Folglich war die Würzburger Tagung kein nostalgischer Rückblick auf die 1960er Jahre. Sie war eine Debatte darüber, wie wir die Universität (um-)gestalten können, wollen und auch: sollten. Die Beiträge in diesem Band kartografieren entsprechend die Möglichkeiten und vielleicht auch Notwendigkeiten für Wandel, die wir ausgelotet haben: konzeptuell, methodisch, politisch.

## Teil 2: Das „Kleine Fach“ als großer Akteur

Die EKW ist, verwaltungstechnisch gesehen, ein „Kleines Fach“: wenige Professuren, kleiner Etat. Was diese Kategorie nicht erfasst: Die Fragen, an denen wir arbeiten – Migration, Digitalisierung, Mensch-Umwelt-Verhältnisse – sind keine Randfragen, im Gegenteil. Sie sind die großen Gegenwartsfragen: und trotzdem steht das Fach in einem doppelten Widerstreit. Zum einen: die ökonomische Vermessung der Universität. Der Wirtschaftswissenschaftler Thomas Zwick zeigt in seinem Interview in diesem Band, wie stark dieses System von Kennzahlen getrieben ist. Studierendenzahlen, Absolvent:innenquoten und Drittmittel sind die Währung, in der Relevanz gemessen wird. Die EKW weigert sich nicht, diese Realität zur Kenntnis zu nehmen, aber sie akzeptiert diese Logik keineswegs. Arbeitsmarktdaten zeigen: Unsere Absolvent:innen arbeiten in Feldern, die differenziertes analytisches Denken verlangen – Kulturmanagement, politische Beratung, Forschung. Sie sind nicht erfolgreich *trotz* ihres Studiums in den Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern *weil* dieses Studium etwas vermittelt, das eine technokratische Ausbildung nicht kennt: die Fähigkeit, Zusammenhänge zu verstehen, statt Prozesse unter Marktlogiken zu optimieren.

Der zweite Widerstreit ist politisch. Einer der dichtesten Momente der Tagung war der Roundtable über rechte Angriffe auf die Kulturwissenschaft: Engagierte Fachkolleg:innen werden zunehmend unter Druck gesetzt, Begriffe werden gekapert, demokratische Institutionen unterwandert.<sup>5</sup> Dabei wird die EKW ganz besonders vehement angegriffen. Zugleich gilt: In Zeiten, in denen Begriffe wie „Heimat“, „Kultur“ oder „Identität“ von neo-faschistischen Akteur:innen bearbeitet werden, muss

---

2023, S. 59–73; Fenske, Michaela (Hg.): Narrating the Multispecies World. Stories in Times of Crises, Loss, and Hope. Bielefeld: transcript Verlag 2025.

<sup>5</sup> Näser-Lather, Marion/Henninger, Annette/Grubner, Barbara/Bergold-Caldwell, Denise/Maurer, Susanne/Grenz, Sabine: Antifeministische Mobilisierungen. Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 6 (2021).

das Fach eine notwendige Gegenstimme sein.<sup>6</sup> Entsprechend war, ist und bleibt die EKW ein Fach, das *trouble* macht, das *unruhig* bleibt.<sup>7</sup>

Wir intervenieren in Forschung, Lehre und Praxis: Zu KI, zu Migration und Identität, zu ländlichen und urbanen Räumen, zum Klimawandel, zu Arbeit und Wohnen, zu Gesundheit und Zukunft. Sicher bieten wir dafür keine einfachen, keine marktförmigen Antworten, vielmehr stellen wir Fragen, die sich der Vereinfachung widersetzen.

### Teil 3: Jenseits des Campus – Berufsperspektiven und gesellschaftliche Wirksamkeit

In den Kaffeepausen der Würzburger Tagung war ein Thema allgegenwärtig: Was kommt nach dem Studium? Was kommt nach dem Projekt? Was kommt nach der Dissertation? Was kommt nach dem nächsten Zeitvertrag? Was kommt nach der Universität?

Zahlreiche Studierende, Promovierende und auch Habilitierte erleben Prekarität und Unsicherheit als alltägliche Realität. Diese Sorge ist in Anbetracht der universitären Logiken berechtigt. Zugleich haben wir in Würzburg auch darüber diskutiert, dass unsere Absolvent:innen keineswegs einer beruflichen „Lost Generation“ angehören, sondern überdurchschnittliche gute Perspektiven haben.<sup>8</sup> Der Berufseinstieg ist fragmentierter und weniger planbar als in den Ingenieurwissenschaften – aber Langzeitarbeitslosigkeit ist niedrig. Wichtiger noch: Unsere Absolvent:innen können etwas, das die Arbeitswelt dringend braucht. Sie verstehen gesellschaftliche Spannungsfelder – zwischen technokratischen Logiken und lebensweltlichen Bedürfnissen, zwischen institutionellen Vorgaben und praktischen Realitäten. Sie können übersetzen und vermitteln, wo andere mitunter blockieren. Wir bilden für Gesellschaften aus, die jemanden brauchen, der Widersprüche erkennen und interpretieren kann, was auch die Beiträge in diesem Band zeigen. Auf der Würzburger Tagung wurde somit deutlich, dass wir keinesfalls in einer Situation sind, in der wir zeigen müssen, wie „wirksam“ wir sind, sondern in Zukunft noch klarer zeigen sollten, was wir tun

---

<sup>6</sup> Vgl. hierzu auch den Roundtable „Unfreundliche Überraschungen oder alte Bekannte? Die Kulturanthropologie im Rechtsruck“ des Kieler DGEKW-Kongresses, der die Würzburger Debatten aufnahm und weiterführte (organisiert von der DGEKW-Kommission Globalisierung\_Europäisierung: Ethnographien des Politischen).

<sup>7</sup> Haraway, Donna J.: *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham/London: Duke University Press 2016.

<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang sei an die großartige Arbeit der Kolleg:innen des *Ständigen Ausschusses für Studium und Lehre der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* verwiesen, die mit dem Berufsfeldkolloquium *Kultur als Beruf* eindrucklich die weiten Arbeitsfelder unserer Absolvent:innen vorstellen.

und wofür es nötig ist. In einer Welt bestehend aus Konflikten, Missverständnissen und Vereinnahmungen ist die EKW vielleicht relevanter als je zuvor.

#### **Teil 4: Der Aufbau des Bandes – Perspektiven, Positionen, Praxis**

Dieser Sammelband folgt in seiner Struktur dem Aufbau unserer Tagung. Entsprechend haben wir uns entschieden, die unterschiedlichen Formate – vom klassischen Aufsatz über das Interview bis hin zum Werkstattbericht – beizubehalten, um die Vielstimmigkeit des Faches abzubilden.

Den Auftakt macht Cornelia Kühn, die in ihrem Beitrag „Transdisziplinäre Forschung – Überschneidungen und Anknüpfungspunkte an unsere Fachdisziplin“ eine Brücke zwischen unserem Fach und angrenzenden Disziplinen schlägt. Sie zeigt auf, wo und wie die EKW produktive Überschneidungen mit außeruniversitären Akteur:innen findet und welche Chancen, aber auch Risiken, in dieser Öffnung liegen. Gerade in der Zusammenarbeit mit außeruniversitären Akteur:innen bringt die EKW oftmals eine kritische Stimme ein. Der Beitrag von Laura Bäumel und Olga Reznikova „Wem nützt die Post-Volkskunde heute? Zum Kritikverständnis des *kritischen Faches* und seiner Bedeutung für Lehre und Studierende“ vertritt die Hypothese, dass in Zeiten allgegenwärtiger Krisen Studierende primär in „helfenden Fächern“ eine Antwort auf die wichtigen Fragen unserer Zeit suchen, aber dass die Schärfung der Fachprogrammatisierung der EKW dazu beitragen könnte, diese eben auch bei uns zu finden: In einem Fach, das kritische Gesellschaftsanalyse vermittelt, um zu verstehen, woher Krisen kommen, welche Bedingungen, Verhältnisse und Voraussetzungen dafür verantwortlich sind und wie man eine fundierte Antwort auf die Frage, wie die Welt anders sein könnte, geben kann. Es folgt ein Interview mit Thomas Zwick, Lehrstuhlinhaber für BWL, Personal und Organisation an der Universität Würzburg. Sein Blick auf unser Fach von außen – aus der Perspektive der Personalökonomik – ist heilsam nüchtern: Er konfrontiert uns mit den harten Währungen des akademischen Wettbewerbs und fragt nach den Strategien eines „Kleinen Faches“ in Zeiten demografischen Wandels – und rät: Folge dem Herzen, wenn es um die Wahl des Studiengangs steht.

Karin Bürkert, Antonia Schnell, Inga Wilke und Sarah Wirschke stellen in „Mehrfach qualifiziert – doppelt so gut? Überlegungen zu neuen Formaten des Promovierens am Beispiel des Promotionsvolontariats“ einen zugleich innovativen und voraussetzungsreichen Weg zur Promotion vor und betonen den Mehrwert der Verknüpfung von Museumspraxis und akademischer Arbeit mit öffentlichkeitswirksamen Projekten. Mit

ihrem Beitrag und den Einblicken in das Format des Promotionsvolontariats regen sie die Debatten um alternative Qualifizierungsformate weiter an. Zur kritischen Selbstreflexion lädt der Beitrag von Helen Ahner, Valeska Flor, Julian Schmitzberger und Katharina Schuchardt ein. Unter dem Titel „Beiwuchs statt Nachwuchs? Perspektiven auf wissenschaftliche Werdegänge zwischen Ausbildung und Anerkennung“ dekonstruieren sie die mitunter fatalen Begrifflichkeiten des universitären Systems. Sie fordern eine Anerkennungspolitik, die akademische Arbeit nicht als ewiges „Noch-Nicht“, sondern als wertvolle „Jetzt-Leistung“ begreift. Das Interview „Der Stundenplan als Symptom: Studienberatung und der Wandel der Studienkultur“ mit Hendrik Beierstettel, Referatsleiter Zentrale Studienberatung an der JMU, zeigt, wie sich die Fragen der Studierenden und die Beratung in den letzten 20 Jahren verändert haben. Dass die EKW kein abstraktes Theoriefach ist, sondern „Forschendes Lernen“ im besten Sinne, zeigt der Beitrag „Engagierte Lern- und Handlungsräume schaffen. Ein Plädoyer für selbstorganisierte studentische Projektseminare im Fachkontext Kulturanthropologie“ von Manuel Bolz, Kyra Hardt, Susanne Hochmann, Karoline Kaiser, Amelie Klemens und Laura Völz. Die Autor:innen berichten über selbstorganisierte studentische Projektseminare – ein Format, das wie kaum ein anderes für die Eigenverantwortung und Kreativität unserer Studierenden steht. Den Bogen zur digitalen Gegenwart schlägt schließlich Jana Paulina Lobe. Ihr Text „Posts. Klicks. Möglichkeiten“ reflektiert die Social-Media-Arbeit nicht als Marketing-Add-on, sondern als genuine Form der Wissenschaftskommunikation, die zwischen Sichtbarkeitszwang und Sinnstiftung navigieren muss. Der Band schließt mit einem Interview „Nicht ganz klar – und genau das reizt. Zwei Studierende im Gespräch über das Studium der Europäischen Ethnologie“. Studierende der EKW, die wir in diesem Band Alex und Sara nennen, teilen ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Studium, reflektieren, warum sie sich wieder für die EKW entscheiden würden, und sehen die Möglichkeiten des Faches gerade darin: Die EKW lässt sich nicht ganz festlegen, sondern verwandelt den Reiz des Unbestimmten in eine intellektuelle Stärke.

Wir wünschen eine anregende Lektüre.

# Transdisziplinäre Forschung – Überschneidungen und Anknüpfungspunkte an unsere Fachdisziplin

*Cornelia Kühn*

In den letzten Jahrzehnten haben sich verschiedene Formen der Zusammenarbeit von Wissenschaft mit der gesellschaftlichen Praxis etabliert – von Citizen Science und Open Science über nutzer:innenzentrierte Forschung bis hin zu Reallaboren – mit zum Teil unterschiedlichen Zielstellungen und Methoden, die jedoch ineinander übergehen.<sup>1</sup> Ein Ansatz der Zusammenarbeit mit Praxisakteuren ist die transdisziplinäre Forschung, die sich besonders in der Umwelt- und Nachhaltigkeitswissenschaft entwickelt hat und deren Hauptmerkmal die Integration der verschiedenen Wissensformen für die Lösung gesellschaftlicher Probleme darstellt.

In diesem Beitrag möchte ich Anknüpfungspunkte der transdisziplinären Forschung an das Fach Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie (EKW/EE/KA) reflektieren und dabei auf Chancen, aber auch auf Risiken innerhalb der aktuellen Hochschul- und Wissenschaftspolitik verweisen. Zu Beginn werde ich dafür die transdisziplinäre Forschung als neuen Forschungsansatz in ihrer Entstehung skizzieren. Anschließend möchte ich die Rolle der Transdisziplinarität im aktuellen Wissenschaftssystem darstellen – einerseits in Bezug auf ihre wachsende Bedeutung bei der Bewältigung lebensweltlicher Fragestellungen und andererseits hinsichtlich ihrer vergleichsweise geringen Anerkennung gegenüber einer disziplinären Fachexpertise bei Exzellenzförderungen und beruflichen Karrierewegen.

In meiner aktuellen Tätigkeit in einem Forschungsverbund, der durch transdisziplinäre Forschungs- und Transferprojekte Impulse für eine nachhaltige Entwicklung in einer Region in Brandenburg geben soll und den Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und verschiedenen Praxisakteuren etablieren will, unterstütze ich verschiedene Innovationsteams in ihren Forschungsprozessen und untersuche die Gelingensbedingungen in transdisziplinären Forschungsprojekten.<sup>2</sup> Aus meinen Erfahrungen in dieser Tätigkeit sehe ich große Schnittmengen zwischen den für eine gelungene

---

<sup>1</sup> Zu neuen Formaten in transdisziplinärer Forschung siehe: Grundwald et al. 2020: 106–114.

<sup>2</sup> URL: <https://innowest-brandenburg.de/themen/wissenstransfer-fuer-regionale-lernprozesse> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

Zusammenarbeit mit der Praxis notwendigen Haltungen und Kompetenzen der wissenschaftlichen Mitarbeitenden in transdisziplinären Forschungsprojekten und den Ausbildungsinhalten in unserem Fach. Abschließend möchte ich daher methodische und theoretische Überschneidungen in der Ausbildung in unserer Disziplin mit den notwendigen Kompetenzen für den integrativen Forschungsprozess der transdisziplinären Forschung aufzeigen sowie mögliche Ansatzpunkte für Forschung, Lehre und Berufsperspektiven der Absolvent:innen vorschlagen.

### **Transdisziplinäre Forschung – Entstehung und Charakteristika**

In den 1990er Jahren erwuchs die politische Agenda, der Wissenschaft eine stärkere Gesellschaftsorientierung zu geben.<sup>3</sup> In dieser Zeit hat sich auch innerhalb des Wissenschaftssystems neben der interdisziplinären Forschung die transdisziplinäre Forschung als neue Forschungspraxis entwickelt, um sich den gesellschaftsrelevanten Fragen zuzuwenden und den Forderungen dieser politischen Agenda zu entsprechen.<sup>4</sup>

Der Begriff Transdisziplinarität hat sich in unterschiedlichen Kontexten entwickelt, so dass in Forschungen zur Entstehung transdisziplinärer Forschungen verschiedene Transdisziplinaritätsverständnisse unterschieden werden (vgl. Lawrence et al. 2022), von denen zwei „schools of thought of transdisciplinarity“ (ebd.: 47ff.) hier benannt werden sollen: Ein Verständnis von Transdisziplinarität (besonders im amerikanischen Kontext) bezieht sich auf die Vereinigung von unterschiedlichem wissenschaftlichem Wissen in dem Bestreben, disziplinäre Grenzen zu überwinden und neue themenspezifische Forschungsfelder zu eröffnen. Die andere „school of thought“ (besonders im europäischen Kontext) bezieht explizit gesellschaftliche Praxisakteure wie beispielsweise Politik, Verwaltungen, Unternehmen, Vereine und Bürgerinitiativen mit in die Forschung ein, um mit dem Forschungsprojekt auch gesellschaftliche Wirkungen zu erreichen. Dieses gesellschaftsorientierte Forschungsverständnis von Transdisziplinarität mit einem integrativen Konzept der Forschungspraxis entwickelte sich

---

<sup>3</sup> Vgl. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro, Dokumente, Agenda 21, hrsg. v. Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Kap. 31.1, URL: [https://www.bmu.de/fileadmin/Daten\\_BMU/Download\\_PDF/Nachhaltige\\_Entwicklung/agenda21.pdf](https://www.bmu.de/fileadmin/Daten_BMU/Download_PDF/Nachhaltige_Entwicklung/agenda21.pdf) (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>4</sup> Eine Bedingung für die Entstehung transdisziplinärer Forschung als einer Forschungspraxis, in der auch das Wissen der Praxisakteure gleichwertig mit einbezogen und integriert wird, waren die Forschungen der sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsforschung zur Kontextabhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse (vgl. Felt 2001: 11–26). Ausführlicher dazu siehe: Vilsmaier/Lang 2014: 89f.

– wie bereits geschrieben – besonders in der Umwelt- und Nachhaltigkeitswissenschaft. Ausgehend von Forschungsfragen, die lebensweltlichen Problemstellungen entspringen, suchen diese Ansätze der transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung nach Möglichkeiten, eine Gestaltung der Probleme und eine gesellschaftliche Transformation zu erreichen (vgl. dazu Jahn et al. 2012: 1–10). Diesem Beitrag wird ein solches Verständnis von transdisziplinärer Nachhaltigkeitsforschung zu Grunde gelegt.

Ein Charakteristikum transdisziplinärer Forschungsprojekte ist es, Forschen als Lernprozess zu gestalten: Ziel der transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung ist nicht, rein wissenschaftliche Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen zu liefern, sondern einen Prozess zu gestalten, um die gesellschaftliche Situation in ihrer Komplexität zu verstehen und zu verändern (Thompson Klein et al. 2001: 4f.). Dafür ist eine Vielfalt der Perspektiven, Erfahrungen und Arten von Wissen notwendig – wie das Fachwissen der verschiedenen Fachdisziplinen, aber auch das Erfahrungswissen aus der Region oder aus der Institution, in der das gesellschaftliche Problem gelöst werden soll. Durch die Beteiligung von Akteuren außerhalb der Hochschulen und Universitäten in den Forschungsprozessen sollen zum einen diese notwendigen relevanten Kenntnisse integriert und die vielfältigen Perspektiven berücksichtigt werden. Zum anderen ist der Ansatz transdisziplinärer Forschung, die Lösung der komplexen gesellschaftlichen Probleme als einen gemeinsamen Lernprozess mit der gesellschaftlichen Praxis zu konzipieren, um gemeinschaftliche Lösungsmöglichkeiten zu entwerfen und zu gestalten. Ziel dabei ist es, die Eigenverantwortung für reale Herausforderungen zu fördern, damit die gemeinschaftlich erarbeiteten Transformationsideen in der Praxis auch umgesetzt werden können. Transdisziplinäre Forschung beinhaltet in diesem Verständnis also einen anderen Forschungsmodus: Eine veränderte Art, wie Wissenschaft betrieben wird – weg von einer reinen Erkenntnisorientierung hin zu einer stärkeren Gestaltungsorientierung.

Als Strukturierungselement des Forschungsprozesses werden in der transdisziplinären Forschung häufig drei Wissensarten herangezogen: Das Systemwissen als ein Wissen über das komplexe gesellschaftliche Problem, das Zielwissen als das Wissen über die anzustrebende nachhaltige Veränderung und die gemeinsam gewünschte Zukunft und das Transformationswissen als das Wissen über die Handlungsmöglichkeiten zur Veränderung bestehender und zur Einführung erwünschter Praktiken.<sup>5</sup> Um die verschiedenen Wissensarten zu erlangen, werden im transdisziplinären Forschungsprozess die je nach Forschungsdisziplin unterschiedlich gewonnenen Teilerkenntnisse problembezogen und methodengeleitet integriert und

---

<sup>5</sup> Vgl. dazu: Three Types of Knowledge, URL: <https://en.transdisciplinarity.ch/transdisciplinarity/principles-of-transdisciplinary-research/three-types-of-knowledge> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

– im Unterschied zu interdisziplinären Forschungsprojekten – mit dem Erfahrungswissen der Praxisakteure gekoppelt. Methodisch wird dafür im Laufe des transdisziplinären Forschungsprojekts sowohl das akademische Wissen als auch das Erfahrungs- und Praxiswissen von Praxispartner:innen systematisch aufbereitet, methodengeleitet reflektiert und iterativ in den Forschungsprozess wieder eingespeist.

Transdisziplinäre Forschung im Umwelt- und Nachhaltigkeitskontext ist daher in erster Linie problemorientiert, indem sie nicht nur versucht, Erkenntnisse zu gewinnen, sondern auch Lösungen für Probleme zu entwickeln. Gesellschaftliche und wissenschaftliche Fragestellungen sind durch die transdisziplinäre Forschung miteinander verbunden, um sowohl wissenschaftliches als auch praktisches Wissen einzusetzen und entsprechende Lösungen zu generieren. Die transdisziplinäre Forschung in diesem Bereich ist außerdem prozessorientiert, da die Frage nach der Qualität der Forschung auch die Qualität des Forschungsprozesses beinhaltet. Insbesondere die Vermittlung dessen, was erarbeitet wurde und was als Wirkung intendiert war, ist wichtiger Bestandteil des kritisch-reflexiven Forschungsmodus. Die hier beschriebene transdisziplinäre Forschung ist wirkungsorientiert, indem die Wirkungspotenzialität als zentrales Element der Forschung betrachtet wird. Dabei werden sowohl wissenschaftliche Outputs und deren Impact als auch gesellschaftliche Wirkungen berücksichtigt. Zudem ist die transdisziplinäre Forschung integrativ, indem das verschiedene disziplinäre Teilwissen und das Praxiswissen als gegenseitige Lernprozesse im Laufe des Forschungsprozesses integriert werden (ausführlicher dazu vgl. Bergmann/Schramm 2008; Hoffmann et al. 2019; Jahn et al. 2012; Pohl/Hirsch Hadorn 2006).

Damit die transdisziplinäre Forschungspraxis gelingt, benötigt es neben den disziplinär gebundenen Forschungsmethoden auch Methoden zur Wissensintegration bei der Gestaltung des Forschungsprozesses und Methoden der Moderation, um den notwendigen sozialen und kommunikativen Rahmen für die transdisziplinäre Wissensintegration zu ermöglichen. Diese Integrationsarbeit läuft über den gesamten Forschungsprozess – von der gemeinschaftlichen Gewinnung der Projektpartner:innen, die als Schlüsselakteure für die Lösung des Problems identifiziert werden, über die gemeinsame Entwicklung der Problemstellung bis hin zur gemeinschaftlichen Projektplanung und dem entwickelten Projektdesign. In einem iterativen Prozess werden dabei die beteiligten Akteure, die Problemstellung und das Projektdesign immer wieder reflektiert und gegebenenfalls verändert (ausführlicher dazu siehe: Theiler et al. 2019: 62–76). Gleichzeitig entstehen dabei aber auch neue wissenschaftliche Erkenntnisse, neue Forschungsimpulse und eine steigende Reflexivität bei den Wissenschaftler:innen durch den transdisziplinären Forschungsprozess (vgl. Marg & Theiler 2023: 635–647).

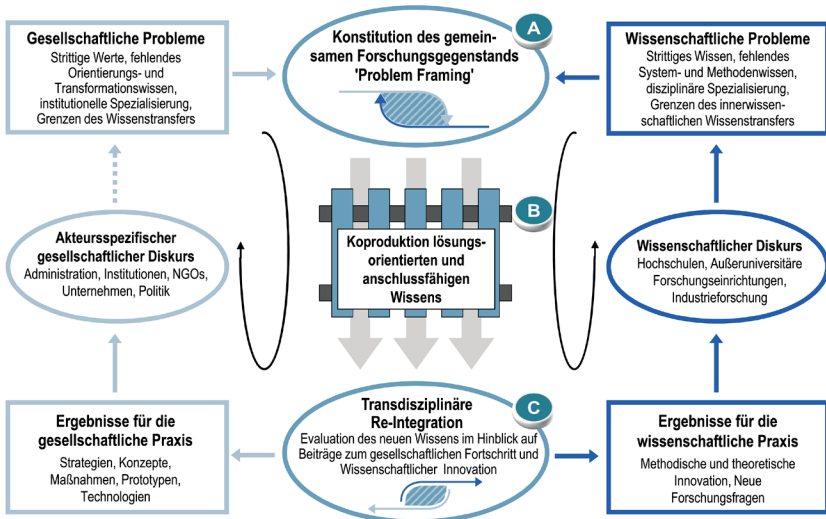


Abb. 1: „Ikone“-Modell transdisziplinärer Forschung  
aus Bergmann et al. 2010

Die Herausforderung transdisziplinärer Forschungsarbeit besteht besonders in der Integration der verschiedenen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Akteure mit ihrem jeweiligen Wissen und ihren unterschiedlichen Praktiken der Wissensproduktion sowie ihren jeweiligen Interessen und Perspektiven über den gesamten Forschungsprozess hinweg. Dabei betrifft die Integration verschiedene Ebenen: Die Ebene der Wissensintegration betrifft die Verknüpfung von wissenschaftlichem Fachwissen mit alltagspraktischen Wissensbeständen. Die Ebene der sozialen Integration beinhaltet die Verbindung verschiedener Ansprüche, Erwartungen und Interessen der verschiedenen Individuen, Gruppen und Institutionen. Auf der Ebene der kommunikativen Integration müssen wiederum die unterschiedlichen kommunikativen Praktiken wie Fachsprachen und Fachbegriffe gemeinschaftlich geklärt werden (vgl. Bergmann et al. 2010: 41ff.). Dabei müssen auch bestehende Machtstrukturen und Ungleichheiten im Forschungsprozess erkannt und ausgeglichen werden.

Damit diese Integrationsarbeit gelingen kann, gibt es verschiedene Methoden und Werkzeuge, die zu verschiedenen Zeitpunkten und mit unterschiedlichen Zielen mit den Praxispartner:innen in Workshops angewandt werden können.<sup>6</sup> Auch wenn ein gelungener Forschungs- und

<sup>6</sup> Vgl. dazu die Toolbox von td-net, URL: [https://naturalsciences.ch/co-producing-knowledge-explained/methods/td-net\\_toolbox](https://naturalsciences.ch/co-producing-knowledge-explained/methods/td-net_toolbox) (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025) und der tdAcademy, URL: <https://td-academy.org/en/tdcapacitybuilding/our-offers/capacity-building/> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

Integrationsprozess die Chancen auf eine erfolgreiche Umsetzung erhöht, ist die Anwendung von transdisziplinären Methoden allein noch kein Erfolgsgarant. Bei dem Projektziel, gesellschaftliche Transformationen zu erreichen, spielen verschiedene (externe) Rahmenbedingungen eine Rolle, auf die in der Projektlaufzeit nur bedingt Einfluss genommen werden kann (z.B. plötzliche Veränderung der politischen Förderung, eintretende Naturveränderungen, neue wirtschaftliche Rahmenbedingungen etc.).

### **Strukturelle Einbettung der transdisziplinären Forschung im Wissenschaftssystem und in der Wissenschafts- und Hochschulpolitik**

In dem Positionspapier „Transdisziplinäre und partizipative Wissenschaft stärken und eine nachhaltige Zukunft gestalten. Eckpunkte für Wissenschaftspolitik, Forschungsförderung und Wissenschaft“ (Partner:innenkreis tdAcademy 2023: 210–212) haben transdisziplinär und partizipativ forschende Wissenschaftler:innen dazu aufgerufen, Transdisziplinarität stärker zu fördern und den partizipativen und transdisziplinären Forschungsmodus in der Wissenschaft zu verankern und institutionell auszubauen. Grund für das Positionspapier ist, dass sich das Wissenschaftssystem in den verschiedenen Disziplinen immer weiter spezialisiert hat und die sich parallel dazu entwickelnden Fördermechanismen und Exzellenzkriterien bislang diese auf technische Innovation und auf die weitere disziplinäre oder auch interdisziplinäre Spezialisierung ausgerichtete Wissenschaftsentwicklung unterstützten.

In den letzten Jahren hat sich die Wissenschaftspolitik mit ihren Förderinstrumenten zwar auch einer Wissenschaft im kommunikativen Austausch mit der Gesellschaft zugewandt, wie beispielsweise mit dem Förderschwerpunkt „Forschung für Nachhaltige Entwicklung (FONA)“ oder mit der Gründung der „Deutschen Agentur für Transfer und Innovation (DATI)“ des Bundesministeriums für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR). Laut „Grünbuch Partizipation“<sup>7</sup> des BMFTR sollen Partizipation und Beteiligung von Bürger:innen in der Forschung auch mehr Gewicht erhalten. Gleichzeitig sind die Bewertungskriterien für Exzellenz in der Forschung weiterhin vorrangig auf „Originalität der Forschung, internationale Wettbewerbsfähigkeit sowie akademisches Renommee“<sup>8</sup> ausgerichtet, wobei die Bemessungskriterien dafür auf exzellentem theoreti-

---

<sup>7</sup> URL: [https://www.bmftr.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/2021/09/gruenbuch-partizipation.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=4](https://www.bmftr.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/2021/09/gruenbuch-partizipation.pdf?__blob=publicationFile&v=4) (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>8</sup> Siehe Verwaltungsvereinbarung Bund/Länder zur Exzellenzstrategie vom 19.10.2016, URL: [https://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/Verwaltungsvereinbarung\\_Exzellenzstrategie\\_2022.pdf](https://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/Verwaltungsvereinbarung_Exzellenzstrategie_2022.pdf) (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

schem und methodischem Renommee beruhen. Spezifische Theorien und Methodiken sind aber bei den disziplinären Forschungen deutlich höher und peer-reviewed Journals sind ebenfalls vorrangig disziplinär ausgerichtet. Demgegenüber wird transformative Forschung innerhalb der Wissenschaften oftmals „als trivial wahrgenommen“<sup>9</sup>, sie benötigt mehr Zeit und andere Kompetenzen als die disziplinäre Forschung, um ein gegenseitiges Vertrauen und ein gegenseitiges Verständnis zwischen den verschiedenen Beteiligten bei der Forschung aufzubauen. Diese Aspekte und Kompetenzen werden aber weder bei den Exzellenzkriterien noch bei wissenschaftlichen Laufbahnen und beruflichen Karrierewegen stärker berücksichtigt und honoriert.

Das zeigt sich auch in dem Verbundprojekt „InNoWest“, in dem ich seit Mai 2023 tätig bin: Einerseits gibt es ein großes Interesse und eine starke Motivation sowohl der (Nachwuchs-)Wissenschaftler:innen als auch der Praxisakteure, gemeinsam an gesellschaftlichen Problemen zu arbeiten und Lösungen voranzubringen. Andererseits zeigt sich aber auch eine klare Hierarchisierung zwischen Fachkompetenzen und Kompetenzen in transdisziplinären Methoden und Prozessmanagement bei den Wissenschaftler:innen. So sehen manche Mitarbeiter:innen, besonders aus der Informatik oder dem Bauingenieurwesen, eine Weiterqualifizierung in transdisziplinären Methoden weder als ihre Aufgabe an noch als eine für sie interessante Weiterqualifikation. Außerdem sind manche Wissenschaftler:innen enttäuscht, weil sie in den transdisziplinären anwendungsorientierten Forschungsprojekten kaum neues Fachwissen erlangen und haben das Gefühl, dass sie für ihre Rolle, die sie in dem transdisziplinären Forschungsprojekt ausfüllen, nicht wirklich geeignet sind und nicht die richtigen Kompetenzen mitbringen oder dass ihre Fachkompetenzen in diesen Projekten nicht richtig genutzt werden können. Daher bewerben sich manche Nachwuchswissenschaftler:innen wieder auf Projektstellen innerhalb ihrer Fachdisziplin zurück und verlassen den transdisziplinären Forschungsverbund – besonders wenn sie promovieren wollen. Meine Erfahrungen im Forschungsverbund „InNoWest“ zeigen, dass transdisziplinäre Kompetenzentwicklung bislang im aktuellen Wissenschaftssystem nicht selbstverständlich und prioritär ist und dass das Aufgabenspektrum und die Rollenerwartungen für die Mitarbeit in transdisziplinären Forschungsprojekten oftmals noch unklar sind.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Redebeitrag Uwe Schneidewind bei der Podiumsdiskussion „Exzellente Forschung in exzellenter Gesellschaft“ am 14. Februar 2024 in der Forum Factory in Berlin.

<sup>10</sup> Meine Erfahrungen beruhen auf einer zweijährigen Arbeit in der Kompetenzentwicklung und der Prozessgestaltung transdisziplinärer Forschungsprojekte im Rahmen der Verbundprojekte „InNoWest“ (URL: <https://innowest-brandenburg.de/>, letzter Aufruf: 8. Oktober 2025). Sie betreffen natürlich nur einen Teil der (Nachwuchs-)Wissenschaftler:innen und insbesondere aus den Technikdisziplinen.

Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, ist es der Wunsch der transdisziplinär forschenden Community, andere Aspekte wie „Forschen in gesellschaftlicher Verantwortung“ oder „Forschen in, mit und für die Gesellschaft“ in das Exzellenzverständnis einfließen zu lassen. In einem Diskussionsimpuls der Podiumsdiskussion „Exzellente Forschung in exzellenter Gesellschaft“ wurde daher gefordert:

Die Verknüpfung von Wissenschaft und Gesellschaft darf sich nicht nur in Wissenschaftskommunikation und -transfer erschöpfen – so wichtig diese auch sind – sondern muss auch Eingang in die Forschung selbst finden. Gesellschaftliche Relevanz, Verantwortbarkeit, Verantwortung oder Wirkungen und Nebenfolgen von Forschung in Bezug auf einen fortwährenden gesellschaftlichen Wandel müssen in ein zeitgemäßes und zukunftsfähiges Exzellenzverständnis ergänzend integriert werden.<sup>11</sup>

Ähnlich argumentiert auch das Positionspapier des Projektkonsortiums LeNa Shape<sup>12</sup> „Exzellente forschen in gesellschaftlicher Verantwortung“<sup>13</sup>, in dem acht Kriterien entwickelt wurden, nach denen sich das Wissenschaftssystem zukünftig ausrichten sollte: angewandte Ethik, Transparenz, Interdisziplinarität, Transdisziplinarität, integrative Herangehensweise, Umgang mit Komplexität und Unsicherheit, Nutzer:innenorientierung und Reflexion von Wirkungen. Die Hauptargumentation für diesen notwendigen Wandel des Wissenschaftssystems sind die wissenschaftsinternen Diskussionen über die „Third Mission“, also die gesellschaftliche Wirkung der Forschung als dritte Aufgabe der Hochschulen und Universitäten neben Forschung

---

Andere Mitarbeitende und Professor:innen sind sehr interessiert an einer formativen Kompetenzentwicklung in der laufenden transdisziplinären Projektarbeit, besonders dann, wenn sie die Forschungsergebnisse der transdisziplinären Projekte mit ihrer eigenen Fachdisziplin produktiv verknüpfen können. Ausführlicher dazu vgl.: Transferorientierte Verbundprojekte im Spannungsfeld zwischen fachlicher Expertise und transdisziplinärer Strukturbildung. Möglichkeiten und Perspektiven des (institutionalisierten) Kompetenzaufbaus am Beispiel des Forschungsverbunds InNoWest. Vortrag von Cornelia Kühn, Christine Hobelberger und Antje Michel, gehalten auf der 20. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung (GfHf), Heilbronn, 10. September 2025.

<sup>11</sup> Diskussionsimpuls für ein erweitertes Exzellenzverständnis: Transdisziplinäres Forschen ist exzellentes Forschen, im Rahmen der Podiumsdiskussion am 14. Februar 2024, Forum Factory Berlin, URL: [https://www.humtec.rwth-aachen.de/global/show\\_document.asp?id=aaaaaaacicsnvu](https://www.humtec.rwth-aachen.de/global/show_document.asp?id=aaaaaaacicsnvu) (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>12</sup> BMBF-gefördertes Verbundprojekt „Forschen in gesellschaftlicher Verantwortung – Gestaltung, Wirkungsanalyse, Qualitätssicherung“, URL: <https://www.nachhaltig-forschen.de/lenashape/> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025), LeNa steht für Leitfaden Nachhaltigkeitsmanagement in (außeruniversitären) Forschungsorganisationen, einem vorangegangenen BMBF-geförderten Verbundprojekt.

<sup>13</sup> URL: [https://www.nachhaltig-forschen.de/assets/lena\\_nachhaltig-forschen/user\\_upload/LeNa\\_Positionspapier\\_deutsch.pdf](https://www.nachhaltig-forschen.de/assets/lena_nachhaltig-forschen/user_upload/LeNa_Positionspapier_deutsch.pdf) (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

und Lehre, und die zu bewältigenden gesellschaftlichen Herausforderungen. Laut dem LeNa-Positionspapier sollte es zukünftig darum gehen, „die Schwerpunkte zwischen Freiheit der Wissenschaft, ihrer Orientierung an Wettbewerb und Effizienz, ihrer gesellschaftlichen Wirkung sowie ihrer Rolle in Transformationsprozessen auszutarieren und zu realisieren“<sup>14</sup>.

Auch in dem Diskussionsimpuls der Podiumsdiskussion „Exzellente Forschung in exzellenter Gesellschaft“ wird zu einem Wandel des bisherigen Wissenschaftssystems aufgerufen. Dort heißt es:

Aktuelle, enorme gesellschaftliche Herausforderungen drängen auch die Wissenschaft zunehmend dahin, eine aktive, verantwortungsvolle Rolle in der Gestaltung von Gesellschaft, Politik, Technik und Umwelt einzunehmen. Wissenschaft ist Teil der Gesellschaft, wird durch öffentliche Gelder getragen, erfolgt vor dem gültigen, gesellschaftlichen Wertehorizont und legitimiert sich *auch* durch den Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen. Wir fordern, dass dieser Anspruch an die Wissenschaft in einem zeitgemäßen Exzellenzverständnis abgebildet wird und sich exzellente Forschung auch an gesellschaftlichen Bedarfen und Herausforderungen orientiert. Selbstverständlich bedeutet dies nicht, dass sich die Wissenschaft *ausschließlich* mit akuten gesellschaftlichen Bedarfen befassen sollte. Unsere Einlassung zielt nicht darauf ab, Grundlagenforschung, angewandte und transdisziplinäre Forschung gegeneinander ins Feld zu führen. Es geht darum, Transdisziplinarität als *komplementären* Forschungsmodus anzuerkennen, wissenschaftlich wertzuschätzen und in das Verständnis exzellenter Forschung zu inkludieren. Weitere Nichtbeachtung oder Geringschätzung würde eine Selbstbeschränkung von Wissenschaft in Erkenntnishorizont und Wirksamkeit bedeuten.<sup>15</sup>

Zur Stärkung eines transdisziplinären und partizipativen Wissenschaftsmodus sind laut den verschiedenen Positionspapieren neue Strukturen und Rahmenbedingungen notwendig – sowohl bei den Fördermaßnahmen als auch in der Wissenschaft selbst. In dem anfangs genannten Positionspapier der tdAcademy werden dafür vier Eckpunkte benannt: 1. Capacity-Building-Angebote, verlässliche Karrierepfade, stärkere Institutionalisierung, außeruniversitäre Kompetenzzentren und Fördermodelle für transdisziplinäre und transformative Forschung und Lehre, 2. Förderung einer Begleitforschung zu kurz- und mittelfristigen Wirkungen transdisziplinärer und partizipativer Forschung, 3. Entwicklung von Dialogformaten zwischen Wissenschaft, Zivilgesellschaft, Politik und Wirtschaft zu rele-

---

<sup>14</sup> Ebd., S. 4.

<sup>15</sup> Diskussionsimpuls für ein erweitertes Exzellenzverständnis: Transdisziplinäres Forschen ist exzellentes Forschen, Podiumsdiskussion am 14. Februar 2024, Forum Factory in Berlin, siehe: [https://www.humtec.rwth-aachen.de/global/show\\_document ment.asp?id=aaaaaaacicsnvu](https://www.humtec.rwth-aachen.de/global/show_document ment.asp?id=aaaaaaacicsnvu). Kursivsetzung im Original.

vanten gesellschaftlichen Herausforderungen zur Politik- und Gesellschaftsberatung, 4. Weiterentwicklung und langfristige Etablierung von Experimentierräumen des gemeinsamen Lernens, Forschens und Gestaltens (Partner:innenkreis tdAcadamy 2023: 211f.).

Als einen ersten Baustein für die Entwicklung und Bündelung transdisziplinärer und partizipativer Forschung wurde auf Initiative der tdAcademy<sup>16</sup> sowie dessen Partner:innen-Kreises im Mai 2023 die „Gesellschaft für Transdisziplinäre und Partizipative Forschung e.V.“ (GTPF)<sup>17</sup> gegründet. Die Fachgesellschaft versteht sich als Anlaufstelle und unabhängige Interessenvertretung für Wissenschaftler:innen und Praxisakteure, die mit transdisziplinären und partizipativen Ansätzen arbeiten.<sup>18</sup> Auf internationaler Ebene fördert die ITD Alliance (Global Alliance for Inter- and Transdisciplinarity)<sup>19</sup> als Verein und Netzwerk die Zusammenarbeit und den Austausch zwischen kollaborativ forschenden Wissenschaftler:innen und Praxispartner:innen.

### **Anknüpfungspunkte und Überschneidungen der transdisziplinären Forschung mit dem Fach Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/ Kulturanthropologie**

Zum Abschluss möchte ich noch Überschneidungen der transdisziplinären Forschung mit unserer Fachdisziplin aufzeigen und Möglichkeiten einer produktiven Annäherung benennen. An vielen Instituten des Fachverbands Empirische Kulturwissenschaft wird partizipativ geforscht und es werden ähnliche Erfahrungen gemacht bezüglich der Verschiedenheit partizipativer gegenüber disziplinärer Forschung in ihren Zielen und in ihren Vorgehensweisen, den dafür notwendigen Kompetenzen in Beziehungs-, Kommunikations- und Care-Arbeit, der oftmals fehlenden institutionellen Unterstützung (sowohl innerhalb des Wissenschaftssystems als auch in Bezug auf die Förderpolitik) und der notwendigen Veränderung der Evaluierungskriterien.<sup>20</sup>

---

<sup>16</sup> URL: <https://td-academy.org/> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>17</sup> URL: <https://gtpf.science> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>18</sup> Innerhalb der GTPF sind ehrenamtliche Arbeitsgruppen entstanden, die als Orte des Diskurses und der inhaltlichen Gestaltung unterschiedlichster Kontexte und Facetten transdisziplinären und partizipativen Arbeitens dienen – von der transdisziplinären Didaktik über partizipative Wissenschaftskommunikation bis hin zur transdisziplinären Gesundheitsforschung (URL: <https://gtpf.science/arbeitsgruppen>, letzter Aufruf: 8. Oktober 2025).

<sup>19</sup> URL: <https://itd-alliance.org/> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>20</sup> Vgl. dazu das Positionspapier „Partizipation als Zumutung“ (URL: <http://partizipation-als-zu-mutung.de/>, letzter Aufruf: 7. Oktober 2025), welches am 23. April

Die enge Zusammenarbeit unserer Fachdisziplin mit Praxisakteuren ist dabei weder neu noch verwunderlich. Zum einen gibt es eine lange Geschichte der Verknüpfung von Wissenschaft und verschiedenen Öffentlichkeiten in unserer Disziplin, deren Wechselbeziehungen in verschiedenen Bereichen in historischen Wissenschafts- und Wissensforschungen analysiert und reflektiert wurden.<sup>21</sup> Zum anderen besteht eine große Expertise in der Wissenschafts- und Technikforschung im Fach (vgl. Beck, Niewöhner, Sørensen 2012) und die Akteur-Netzwerk-Theorie wird als Kulturtheorie in Einführungs- und Arbeitsbüchern unserer Disziplin erläutert (vgl. Dietzsch 2020: 77–99). Die Ergebnisse dieser anthropologischen Wissensforschung und der Science and Technology Studies (STS) zu Wissenstransfer und Wissensproduktion, Denkstilen und Communities of Practice werden auch in der transdisziplinären Forschungscommunity reflektiert und bei Konferenzen diskutiert.<sup>22</sup> Sie stellen damit einen wichtigen theoretischen Hintergrund für die Erforschung von Gelingensbedingungen in transdisziplinären Forschungsprozessen dar.

Neben diesen theoretischen Überschneidungen stellen aber auch das Erlernen und Erproben der ethnografischen Forschungsmethoden, insbesondere der Feldforschung, und die Auswertung des ethnografischen Materials mit praxistheoretischen Ansätzen einen wichtigen Bezugspunkt zu den notwendigen Kompetenzen in der transdisziplinären Wissensintegration dar. Wie eingangs beschrieben, ist es in der transdisziplinären Forschung notwendig, die verschiedenen Interessen und Wissensbestände der beteiligten Akteure zu identifizieren und zu explizieren, Machtverhältnisse zu minimieren, Vertrauen und ein gegenseitiges Verständnis zu schaffen und eine gemeinsame Sprache zu etablieren. Außerdem müssen das Verständnis und die Reflexivität in Bezug auf die Grenzen fachdisziplinärer Perspektiven und Methoden vorhanden sein. In der Ausbildung unserer Fachdisziplin sind meines Erachtens viele der genannten Aspekte und der notwendigen Kompetenzen für gelungene transdisziplinäre Forschungsprozesse

---

2025 über die kv-Mailingliste der DGEKW geteilt wurde und von Wissenschaftler:innen des DGEKW-Fachverbandes unterschrieben wurde. Mit einer anderen Zielrichtung, aber doch auch ähnlichen Erfahrungen vgl. auch das Positionspapier des DFG-Netzwerks „Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer: Public Anthropology – Aufgaben, Kompetenzen und strukturelle Voraussetzungen“, was ebenfalls über die kv-Mailingliste der DGEKW am 16. September 2025 geteilt wurde, vgl. dazu: URL: <https://anthropublics.de/> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>21</sup> Vgl. dazu die Forschungen im Rahmen des Forschungsverbunds „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer“ (URL: <http://www.volkskundliches-wissen.de/>, letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>22</sup> Vgl. dazu die Panels „part\_sts – Methodische Chancen und Herausforderungen partizipativer Forschungsansätze I und II“ im Rahmen der Konferenz PartWiss24 vom 4.–6. Dezember 2024 in Berlin.

angelegt.<sup>23</sup> Da bei Tagungen der Gesellschaft für transdisziplinäre und partizipative Forschung (GTPF) oft beklagt wird, dass es mehr Prozessbegleiter bei transdisziplinären Projekten braucht, die als „Wissensintegrationsexpert:innen“ und „Wissenskulturvermittler:innen“, „Integrationsmanager:innen“ oder „kulturelle Brückenbauer:innen“ in den transdisziplinären Forschungsprojekten unterstützen können, und es wenig Personen gibt, die dazu gut ausgebildet sind, halte ich diese Tätigkeit für ein mögliches weiteres Berufsfeld für Europäische Ethnolog:innen, Empirische Kulturwissenschaftler:innen und Kulturanthropolog:innen.

Trotz dieser Überschneidungen in den Kompetenzen möchte ich zum Abschluss noch auf Risiken bei einer möglichen transdisziplinären und partizipativen Ausrichtung von Forschung und Lehre in unserer Fachdisziplin aufmerksam machen. Wie bereits beschrieben, wird Fachexpertise im aktuellen Wissenschaftssystem höher wertgeschätzt als z.B. Reflexivität über das forschende Handeln und die Grenzen der eigenen Fachdisziplin oder eine geschulte Beziehungs-, Kommunikations- und Integrationskompetenz. So wie wissenschaftliche Karrieren über den Aufbau einer disziplinären Fachexpertise erfolgreicher verlaufen als über den Aufbau transdisziplinärer Forschungskompetenzen, wird auch monodisziplinäre Grundlagenforschung oftmals höher wertgeschätzt als anwendungsorientierte Forschungen. In diesem Konkurrenz- und Anerkennungskampf innerhalb des Wissenschaftssystems steht auch unsere Fachdisziplin.

Nachdem in den 2010er Jahren wieder vermehrt neue Einführungsbücher zu den Methoden der Kulturanthropologie (z.B. Bischoff et al. 2014) und der Ethnografie (z.B. Breidenstein et al. 2013) publiziert wurden, kamen im vergangenen Jahrzehnt mehrere neue Handbücher zur kulturtheoretischen Reflexion des empirischen Materials, zu kulturwissenschaftlichen Begriffen und zu theoretischen Reflexionen in unserem Fach heraus<sup>24</sup> und neue kulturtheoretische Begriffe und Analyse Kriterien sowie neue Konzeptionen des Forschungsfeldes und neue interdisziplinäre Forschungsansätze wurden diskutiert<sup>25</sup>. Die Herausgabe von Handbüchern zu Methoden und Theorien einer Fachdisziplin zielen in der Regel auf die verstärkte (Neu-)Etablierung des Faches als eigenständige Wissenschaftsdisziplin mit

---

<sup>23</sup> Vgl. dazu auch das Kapitel 3. „Ethnologische Kompetenzen für öffentliches Engagement“ des Positionspapiers des DFG-Netzwerks „Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer: Public Anthropology – Aufgaben, Kompetenzen und strukturelle Voraussetzungen“, vgl. URL: <https://anthro-publics.de/> (letzter Aufruf: 7. Oktober 2025).

<sup>24</sup> Vgl. dazu beispielsweise: Heimerdinger & Tauschek 2020; Hinrichs et al. 2021; Schmidt-Lauber & Liebig 2022.

<sup>25</sup> Dazu zählen beispielsweise Affordanz, Emotion und Figuration als kulturtheoretische Konzepte, die Begriffe Assemblage und Konjunktur zur Reflexion von Relationen und die Akteur-Netzwerk-Theorie, die Multi-Spezies-Forschung oder die Human-Animal-Studies als neue interdisziplinäre Forschungsansätze.

– von den anderen Fachdisziplinen anerkannten – eigenen Forschungserkenntnissen. Wenn die Standorte im Fachverband DGEKW die Forschung und Lehre unserer Fachdisziplin stärker auch auf eine Kompetenzentwicklung für transdisziplinäre Forschungsprojekte ausrichten würden, könnten sie Gefahr laufen, dass unsere Fachdisziplin im Wissenschaftssystem als „Hilfswissenschaft“ zur Vermittlung zwischen „richtiger Wissenschaft“ (also zwischen dem disziplinären Fachwissen von Informatik, Physik, Bauingenieurwesen etc.) und der Öffentlichkeit verstanden wird. Wenn sie es nicht tun, sondern sich weiterhin auf Spezialisierung und Fachexpertise fokussieren, würden sie allerdings die Chance vergeben, eine nachhaltige Veränderung innerhalb des Wissenschaftssystems mitzugestalten.

Mein Vorschlag wäre daher, sich für beide Perspektiven und beide Forschungsmodi zu öffnen – wie es mittlerweile ja auch an vielen Standorten in ganz unterschiedlichen Projekten bereits getan wird. Dadurch könnte unser Fach zum einen die spezifische Fachexpertise der EKW / EE / KA weiterentwickeln und diese auch – genau wie das Fachwissen der anderen Disziplinen – weiterhin in inter- und transdisziplinäre Forschungsprojekte einfließen lassen. Zum anderen könnten die Kompetenzen und die Forschungserfahrungen unseres Faches in Bezug auf partizipative Forschungen dafür genutzt werden, noch mehr Lehr- und Forschungsprojekte mit konkreten Praxispartner:innen anzustoßen, um die methodischen und theoretischen Kompetenzen für die integrativen Forschungsprozesse in den transdisziplinären Projekten bei den Studierenden zu erweitern. Um auch eine Transformation des Wissenschaftssystems zu erreichen, wäre es meines Erachtens ebenfalls notwendig, bei der Auswahl des wissenschaftlichen Nachwuchses innerhalb der Lehrstühle zu versuchen, nicht nur die Fachexpertise zu bewerten, sondern zunehmend auch die Erfahrungen und den kompetenten Umgang in transdisziplinären Forschungsprojekten mit in die Qualitätsbewertung für Bewerber:innen und in die Berufungsqualifikationen einfließen zu lassen. So könnte die Expertise unserer Fachdisziplin bewahrt werden und gleichzeitig die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit in Forschungs- und Lehrprojekten mitgestaltet werden.

## Literatur

- Beck, Stefan/Niewöhner, Jörg/Sørensen, Estrid (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012.
- Bergmann, Matthias/Schramm, Engelbert (Hg.): Transdisziplinäre Forschung. Integrative Forschungsprozesse verstehen und bewerten. Frankfurt/Main 2008.
- Bergmann, Matthias/Jahn, Thomas/Knobloch, Tobias/Krohn, Wolfgang/Pohl, Christian/Schramm, Engelbert: Methoden transdisziplinärer Forschung. Ein Überblick mit Anwendungsbeispielen. Frankfurt/New York 2010.
- Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München 2013.
- Dietzsch, Ina: Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Heimerdinger, Timo/Tauschek, Markus (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster/New York 2020: 77–99.
- Felt, Ulrike: Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Perspektiven der Wissenschaftsforschung. In: Hug, Theo (Hg.): Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung. Wie kommt Wissenschaft zu Wissen, Bd. 4. Hohengehren 2001: 11–26.
- Grunwald, Armin/Schäfer, Martina/Bergmann, Matthias: Neue Formate transdisziplinärer Forschung. Ausdifferenzierte Brücken zwischen Wissenschaft und Praxis. In: GAIA 29/2 (2020): 106–114.
- Heimerdinger, Timo/Tauschek, Markus (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster/New York 2020.
- Hinrichs, Peter/Röhl, Martina/Seifert, Manfred (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2021.
- Hoffmann, Sabine/Thompson Klein, Julie/Pohl, Christian: Linking transdisciplinary research projects with science and practice at large: Introducing insights from knowledge utilization. In: Environmental Science & Policy 102 (2019): 36–42.
- Jahn, Thomas/Bergmann, Matthias/Keil, Florian: Transdisciplinarity: Between mainstreaming and marginalization. In: Ecological Economics 79 (2012): 1–10.
- Lawrence, Mark G./Williams, Stephen/Nanz, Patrizia/Renn, Ortwin: Characteristics, potentials, and challenges of transdisciplinary research. In: One Earth, Perspective 5/1 (2022): 44–61.

- Marg, Oskar/Theiler, Lena: Effects of transdisciplinary research on scientific knowledge and reflexivity. In: *Research Evaluation* 32 (2023): 635–647.
- Mittelstraß, Jürgen: Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit. *Konstanzer Universitätsreden* 214. Konstanz 2003.
- Partner\*innenkreis tdAcademy: Transdisziplinäre und partizipative Wissenschaft stärken und eine nachhaltige Zukunft gestalten. Eckpunkte für Wissenschaftspolitik, Forschungsförderung und Wissenschaft. In: *GAIA* 32/1 (2023): 210–212.
- Pohl, Christian/Hirsch Hadorn, Gertrude: Gestaltungsprinzipien für die transdisziplinäre Forschung. Ein Beitrag des td-net. München 2006.
- Schmidt-Lauber, Brigitta/Liebig, Manuel: *Begriffe der Gegenwart: Ein kulturwissenschaftliches Glossar*. Wien/Köln 2022.
- Theiler, Lena/Marg, Oskar/Ransiek, Anna-Christin/Nagy, Emilia: Anforderungen an wirkungsvolle Methoden für transdisziplinäre Wissensintegration. In: *Methoden umweltsoziologischer Forschung*, Tagungsband der 15. Tagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie. ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung. Frankfurt/Main 2019: 62–76.
- Thompson Klein, Julie/Häberli, Rudolf/Scholz, Roland W./Grossenbacher-Mansuy, Walter/Bill, Alain/Welti, Myrtha (Hg.): *Transdisciplinarity: Joint Problem Solving among Science, Technology, and Society. An Effective Way for Managing Complexity*. Basel 2001.
- Vilsmaier, Ulli/Lang, Daniel J.: Transdisziplinäre Forschung. In: Heinrichs, Harald/Michelsen, Gerd (Hg.): *Nachhaltigkeitswissenschaften*. Berlin/Heidelberg 2014: 87–113.



# **Wem nützt die Post-Volkskunde heute? Zum Kritikverständnis des „kritischen Faches“ und seiner Bedeutung für Lehre und Studierende**

*Laura Bäuml und Olga Reznikova*

Sei es die Frage nach dem Namen, den Themenfeldern, Methoden, der Verstrickung in die NS-Geschichte, aber auch die Abgrenzung zu anderen Wissenschaften – kaum ein Fach beschäftigt sich so intensiv mit der Disziplingeschichte wie die Post-Volkskunde, was auch Irritationen wegen der Selbstbezogenheit des Faches hervorrufen kann.<sup>1</sup> Und obwohl diese Selbstreferenzialität intern tendenziell als produktive Reflexion eingeordnet wird, wird diese Beschäftigung mit der Disziplin oft durch gesellschaftliche Krisen, (meist berechtigte) Kritik von außen und durch Legitimationszwänge provoziert. Die damit verbundene und unseres Erachtens interessantere Frage ist, *welche* Antworten auf die jeweils aktuellen Herausforderungen die unterschiedlichen Vertreter:innen des Faches auf ebendiese finden. So führte etwa der Legitimationszwang in den 1960er bis 1970er Jahren,<sup>2</sup> der die meisten Institutsstandorte betraf, zu jeweils unterschiedlichen Umgängen und Strategien.

Heute steht das Fach unter Druck, nicht zuletzt wegen der sinkenden Studierendenzahlen. Viele Dozierende und Hochschullehrer:innen kennen das aus Sitzungen, sei es auf Institutsebene oder in übergeordneten Gremien: Die Verkündung der Studierendenzahlen führt stets zu Diskussionen darüber, wie dieser Trend zumindest eingedämmt werden kann, woraufhin mehr oder weniger kurzfristige Aktionen folgen. Solche Szenarien haben nicht zuletzt institutionelle und hochschulpolitische Gründe:

---

<sup>1</sup> Solche Irritationen sind vielen Lehrenden aus Seminaren für Studienanfänger:innen sowie aus transdisziplinären Austauschsituationen bekannt. Zur Frage der Selbstreferenzialität des Faches siehe den Vorschlag für Public Anthropology von Hans Peter Hahn und Sylvestre Kouakou (2015) sowie die damit verbundene Positionierung. Vgl. auch die Überlegungen zum Thema aus der „Zweiten und letzten studentischen Volkskundetagung“ von 1990 (Stadelmann/Staufer-Wierl 1992).

<sup>2</sup> Die Debatte über die Legitimation der Volkskunde, die stärker als alle anderen Disziplinen vom Nationalsozialismus profitiert hat – vor allem durch die Institutionalisierung als Wissenschaftsdisziplin –, wurde nicht nur in Bezug auf die Namen, sondern auch in Bezug auf die Berechtigung der Volkskunde als Disziplin geführt. Siehe dazu vor allem die Diskussionen bei den Arbeitstagen in Detmold (1969) und Falkenstein (1970). Vgl. aber auch Timm (2021) zu den Missverständnissen dieser Diskussion und zu ihrer Einordnung in die gesamtgesellschaftliche Diskussion.

Institute brauchen Studierende, um Stellen an den jeweiligen Standorten zu sichern, um als eigene Institute oder als Fächer weiter zu bestehen, oder um die Finanzierung für neue Stellenbesetzungen, Projekte und Räume zu bekommen, oder etwa um bei aktuellen hochschulpolitischen Fragen Gehör für die eine oder andere Position zu finden.

Ohne diese Gründe herunterspielen zu wollen,<sup>3</sup> möchten wir den Fokus etwas verschieben und die aktuelle Beschäftigung des Faches mit den Studierendenzahlen zum Anlass nehmen, sich erneut mit der gesellschaftlichen Bedeutung der Post-Volkskunde auseinanderzusetzen. In der Zeit der belebtesten Fachdebatten fragte 1969 Dieter Kramer an der Detmolder Arbeitstagung:

Wem außer denen, die sich und ihre Familien schlecht und recht durch öffentlich besoldetes Forschen, Lehren und Konservieren in dieser Wissenschaft ernähren, sowie den von ihnen abhängigen Sekretärinnen, Verlegern und Druckern nutzt Volkskunde? (Kramer 1970: 1)<sup>4</sup>

Diese Frage möchten wir mit diesem Beitrag für die Gegenwart zu aktualisieren versuchen und den Schwerpunkt einmal nicht auf die Kritik der Neoliberalisierung der Universitäten und andere Missstände legen, sondern den Blick tatsächlich auf das Fach und sein Selbstverständnis richten. Auch weil wir den schmerzlichen Verdacht haben, dass einer der Gründe, warum immer weniger Studierende das Fach wählen, darin liegt, dass wir uns als Disziplin der Herausforderung des gegenwärtigen historischen Moments (mit seiner Dringlichkeit die sozialen Zusammenhänge im Zuge der zunehmenden Faschisierung und Krisenhaftigkeit der demokratischen Institutionen zu analysieren) zum Teil entziehen, und nicht vordergründig deshalb, weil die potenziellen Studierenden nicht verstünden, was sie bei uns lernen können.

Wir denken, dass dieser Aspekt eng mit den Fragen rund um die im Fach angewandten Verständnisse von Kritik zusammenhängt. Post-volkskundliche Fächer haben zwar einen stark aufgeladenen Kritikbegriff, und viele Europäische Ethnolog:innen, Kulturanthropolog:innen und Empirische Kulturwissenschaftler:innen verstehen sich explizit als kritisch. Dabei wird jedoch weniger häufig diskutiert, was dies genau bedeutet. Deshalb möchten wir eben dieser Frage nachgehen und manche Kritikbe-

---

<sup>3</sup> Denn Universitätskritik hin oder her, kann die Stabilisierung der Institutionen (siehe dazu Lagasnerie [2017], für das Fach EKW/EE siehe Moser [2024]) helfen, in einer Zeit des Antiintellektualismus und der ernstzunehmenden autoritären Versuche (und Erfolge) von rechts, geisteswissenschaftliches und soziologisches Wissen zu delegitimieren, die Antidemokratisierung der Gesellschaften in denen wir leben, zumindest zu bremsen.

<sup>4</sup> Über die emotionale Aufladung siehe die Analyse der Audioaufnahmen der Tagung von Karin Bürkert (2021, 127–150).

griffe, die im Fach vorhanden sind, darauf prüfen, ob sie geeignet sind, die gegenwärtigen gesellschaftlichen Brüche zu analysieren (wir haben dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit).

Bevor wir zu diesen Fragen übergehen, möchten wir zuerst ein paar Absätze über den hochschulpolitischen Kontext der Diskussion über die Studierendenzahlen geben (1), uns der Fragestellung darauf aufbauend über Daten und Zahlen annähern (2), im Fach vorhandene Begriffe von Kritik besprechen (3) und schließlich den Vorschlag für ein immanentes Verständnis von Kritik in den Ring werfen (4).

### Universität, Studierendenzahlen und Lehre

In Kramers Intervention fällt auf, dass er weder in der Aufzählung, wem Volkskunde dienen könnte, noch in seiner Überlegung über die gesellschaftliche Aufgabe der Wissenschaft über die Studierenden spricht. Die Studierenden und ihre aktive Position wurden offenbar von Kramer (wie auch von Geiger und anderen, die an der Detmolder Tagung interveniert haben) gewissermaßen vorausgesetzt. Die starke Zunahme von Volkskunde-Studierenden in den 1960er- und 1970er-Jahren ist auch nur im Kontext der Umstrukturierung der Bildungsinstitutionen und der -reformen in der BRD zu verstehen, in deren Zuge die Universitäten für Kinder aus nicht-akademischen Familien geöffnet wurden. Diese waren, so argumentiert Bausinger, für ein Fach wie die Volkskunde wegen seines starken thematischen Bezugs zu ihrem Leben besonders offen (vgl. Bausinger 1994).

Doch die gegenwärtig sinkenden Zahlen und die direkten Konsequenzen für die Ressourcen der Standorte sind eine neue Tendenz für die EKW<sup>5</sup>, auch wenn wir die jüngste Geschichte des Faches heranziehen. So teilte Johannes Moser noch im Jahr 2021 bei der Hochschultagung in Tübingen seine Beobachtung einer anderen Schieflage bei der universitären Ressourcenverteilung: Die Empirische Kulturwissenschaft war in den 2000er Jahren ein mittelgroßes Fach hinsichtlich der Zahl der Studierenden (zum Beispiel 600 Studierende in Haupt- und Nebenfach in München im Jahr 2006), und hatte vergleichsweise sehr wenige Planstellen und Professuren. Moser beschreibt, dass bei den Verhandlungen mit der Universitätsleitung sein Argument, wachsende Studierendenzahlen würden mehr Stellen erfordern, nicht ernst genommen wurde: So war für ihn der einzige Weg, um die neuen Herausforderungen zu bewerkstelligen, sprich um neue Professuren oder Planstellen zu bekommen, „mit wechselhaftem Erfolg der Karotte hinterher“ zu laufen (Moser 2024: 82), also Drittmitteleprojekte und Exzellenzinitiativen an das Münchener Institut zu holen.

---

<sup>5</sup> Wenn wir im Folgenden von EKW sprechen, sind damit alle post-volkskundlichen Studienrichtungen und Institute (EE/KAEE/PK/EKWEE usw.) mitgemeint.

Neben dem zeitlichen Horizont der Debatte über die Studierendenzahlen fällt auf, dass sich zwar die Regelungen zur Verteilung der Ressourcen verändert haben und die Zahl der Studierenden heute sehr wohl ein Argument für die Nichtbesetzung von Professuren sein kann, dass es aber auch eine Ähnlichkeit der Herausforderungen bei steigenden und sinkenden Studierendenzahlen gibt. Die akademische Landschaft, die Stellung der Studierenden für die Universität sowie die Stellung der Universitäten im Leben der Studierenden haben sich seit den 1970er Jahren stark verschoben. Vor allem das Verständnis von Universität als Einheit von Forschung und Lehre wird dabei immer stärker depriorisiert. Dies hängt natürlich nicht nur mit der Frage der Finanzierung zusammen, sondern beispielsweise auch mit den Logiken des Arbeitsmarktes. Auffällig ist jedoch, dass die immer stärkere Drittmittelfixierung des akademischen Betriebs die Universitäten deutlich stärker trifft als die außeruniversitären Einrichtungen, obwohl Einrichtungen wie die Max-Planck-Gesellschaft oder das Fraunhofer-Institut keinen gesellschaftlichen Auftrag für die Lehre und Wissensvermittlung erhalten.<sup>6</sup>

Die Gründe dafür können in der Neoliberalisierung der Universität gesucht werden (Münch 2011)<sup>7</sup>, konkret in der Bologna-Reform (vgl. Schultheis/Cousin/Roca i Escoda 2008; Beck 2010) oder in der Projektlogik, die systematisches Wissen und langfristige Forschung ersetzt (vgl. Bröckling 2013). Wie jedoch der französische Philosoph und Soziologe Geoffroy de Lagasnerie (2014) zeigt, tendiert die Kritik an den Zuständen in den akademischen Institutionen dazu, die Gründe für die Misere außerhalb der Universität zu suchen – im Neoliberalismus, Autoritarismus, im Verlust der Autonomie, im Antiakademismus usw. Sein Appell ist es dabei, die Aufgabe der Wissenschaft genauer unter die Lupe zu nehmen, insbesondere im Hinblick auf die Bedeutung etwa der Zensur, die – so ist sein Argument – innerhalb der Universitäten in Zeiten des rechten Rückschlags in den westlichen Demokratien eine stärker werdende Rolle zukommt<sup>8</sup>.

---

<sup>6</sup> Moser moniert, dass 2018 in Deutschland außeruniversitäre Einrichtungen zu 80 % durch Bund und Länder grundfinanziert sind und lediglich 20 % aus Drittmitteln finanziert werden. Die Universitäten hingegen werden in der gleichen Zeit mit bis zu 50 % aus Drittmitteln finanziert, was eine enorme Belastung für die Lehrenden verursacht und gleichzeitig den gesellschaftlichen Auftrag der Universitäten als Ort der Lehre entwertet.

<sup>7</sup> Kritisch dazu äußert sich Lessenich (2024) und versucht, die „Mythen“ über Neoliberalismus zu entschleiern.

<sup>8</sup> Ähnlich wie Demirović – der Derrida widerspricht und die Auffassung vertritt, Universitäten könnten nicht un-bedingt sein, sondern sollen ein Teil des Transformationsprozesses der bestehenden Gesellschaft werden (Demirović 2013) – polemisiert auch Lagasnerie (2017) gegen Derrida (2001) und argumentiert, dass Meinungsfreiheit an Universitäten nicht anzustreben sei. Denn eine Aufgabe der

Auf einer Metaebene verhandeln die Beiträge von Bausinger bis Moser die Frage, welche Rolle Lehre und Studierende in unserem Fach spielen, und von Beck bis Derrida und Lagasnerie die Frage nach Bedingtheit und Unbedingtheit der Universitäten,<sup>9</sup> also die Frage nach der gesellschaftlichen Aufgabe von Wissenschaft und Universitäten als Institutionen. Was wir mit dem Beitrag erreichen wollen, ist, die Sensibilität für den Zusammenhang zwischen dem Kritikbegriff und den gesellschaftlichen Herausforderungen der Institution, in der er produziert wird, zu erhöhen. Bevor wir jedoch auf die Frage der Kritik eingehen, wollen wir noch einen Blick auf die Zahlen werfen.

### Studierendenzahlenentwicklungen der letzten Jahre im deutschsprachigen Raum

Sehen wir uns nun genauer an, wie es um das Interesse von Studierenden in unserem Fach steht. Ganz allgemein kann, wie eingangs bereits erwähnt, ein Abwärtstrend bei den Studienzahlen festgestellt werden. In diesem Zusammenhang wird oft diskutiert, dass die rückläufigen Zahlen Teil einer allgemeinen Krise der Humanities sind. Das ist richtig, und insgesamt befinden sich Geistes- und Sozialwissenschaften derzeit in vielen Ländern der Welt in der Defensive.<sup>10</sup> Dies soll uns aber nicht davon abhalten, genauer über das Fach nachzudenken, denn nicht alle sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächer sind von schlechten Studierendenzahlen gleichermaßen betroffen. Aus unserer Sicht ist es sinnvoll, kurz die Entwicklung der letzten Jahrzehnte im deutschsprachigen Raum in verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern anzusehen:

---

Wissenschaft bestehe nicht zuletzt darin, Behauptungen und Theorien zu unterdrücken, „die falsch, ihrer Bedeutung nach gewalttätig oder anderweitig inakzeptabel sind“ (Lagasnerie 2017, 18).

<sup>9</sup> Vgl. den Vortrag von Jacques Derrida in Frankfurt im Jahr 2000, in dem er dafür argumentiert, Widerstand gegen jeden Versuch zu leisten, die Freiheit der Universitäten einzuschränken. Eine Universität brauche eine absolute Freiheit der Äußerung, die jeder politischen, rechtlichen und ökonomischen Beeinflussung widersteht. Eine solche Universität bezeichnet er als „unbedingt“. Dabei formuliert Derrida Thesen zur Entwicklung der Prinzipien der Universitätsdisziplinen der Humanities (Derrida 2001). Für die deutschsprachige Diskussion siehe die Publikationen des Kollektivs „Unbedingte Universitäten“, die im Zuge der Bologna-Reform die Kritik Derridas weiterentwickelten. Ein Aufruf zur Aktualisierung von Derridas Kritik findet sich bei Sandro Zanetti (2020). Zur Kritik an Derridas Aufruf für die Unbedingtheit der Universitäten siehe Fußnote 8.

<sup>10</sup> Was nicht zuletzt mit einer allgemeinen Anti-Links-Stimmung und einem verbreiteten Anti-Intellektualismus zu tun hat. Wobei womöglich gleichzeitig auch mit der Akademisierung der linken Bewegung(en).

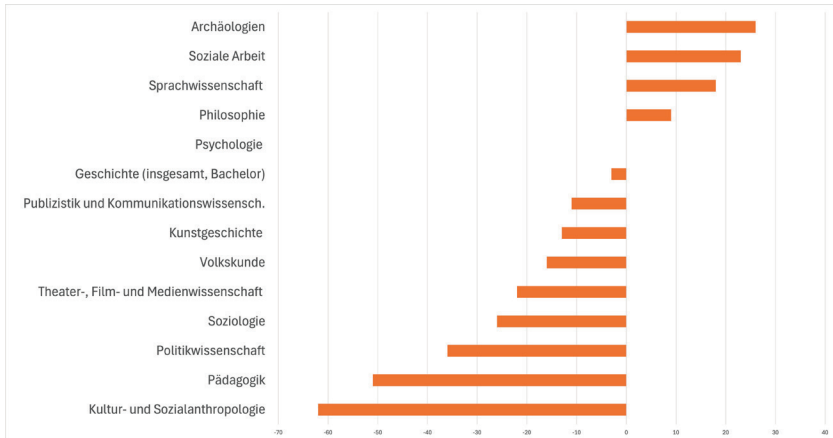


Abb. 1: Prozentuale Veränderung der Studierendenzahl in Österreich (nur BA) von 2013 auf 2024<sup>11</sup>



Abb. 2: Schweiz (jeweils Herbstsemester) 2013–2023

<sup>11</sup> An dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei Guido Sommer-Binder von der Bundesanstalt Statistik Österreich bedanken, der uns die für unsere Berechnung relevanten Daten gesammelt zur Verfügung stellte!

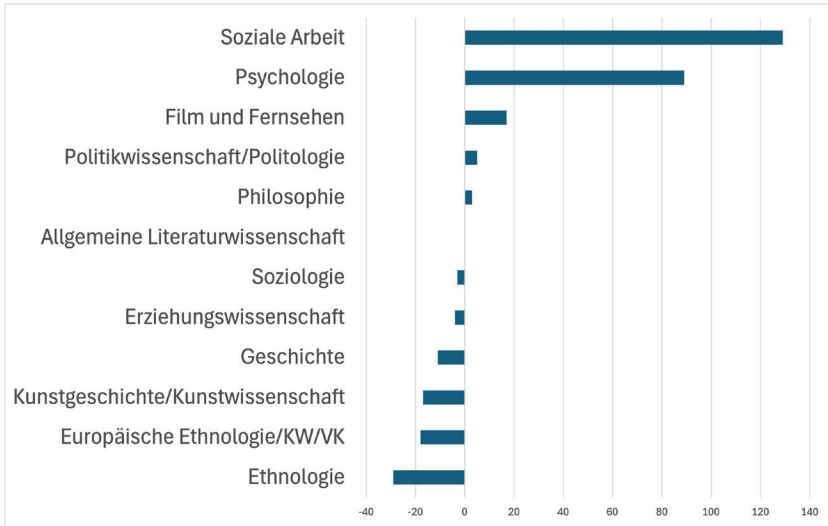


Abb. 3: Deutschland 2013/14–2023/24

In Österreich konnten die Fächer Archäologie und Soziale Arbeit etwa ein Viertel Zuwachs erlangen. Gefolgt von der Sprachwissenschaft mit 18 % und der Philosophie mit 9 %. Andere Fächer, darunter auch die Empirische Kulturwissenschaft (zusammengefasst unter dem alten Fachnamen „Volkskunde“) mit 16 %, verloren deutlich.

In der Schweiz konnten deutlich mehr geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer Zugewinne verbuchen. Doch auch hier gehören „Ethnologie und Volkskunde“, wie sie in der schweizerischen Erhebung zusammengefasst werden<sup>12</sup>, zu denen, die deutlich an Studierenden verlieren. Zugelegt haben hier Theater- und Filmwissenschaft, Soziologie, Erziehungswissenschaften, Philosophie und Linguistik. Zum Teil Fächer, die in Deutschland und Österreich massiv verloren – etwa die Erziehungswissenschaft und die Soziologie.

In Deutschland kann klar ein Zugewinn für „helfende Fächer“ erkannt werden. Die Psychologie legte um fast 90 % zu (in der Schweiz verlor sie 24 %) und die Soziale Arbeit konnte ihre Studienzahlen um 130 % erhöhen, also deutlich mehr als verdoppeln. Die Empirische Kulturwissenschaft wiederum verlor auch hier 18 % ihrer Studierendenzahlen über das letzte Jahrzehnt.

<sup>12</sup> Es gibt also keine getrennte Erhebung der Kultur- und Sozialanthropologie/Ethnologie und der Post-Volkskunde-Fächer.

An den Tabellen ist ersichtlich, dass sich in den drei deutschsprachigen Ländern kein übergreifender Trend hinsichtlich der Entwicklung der Studierendenzahlen ablesen lässt. Dennoch können wir zwei Beobachtungen anhand dieser Daten festhalten. Zunächst, was wir ohnehin wissen: In allen drei Ländern gehen die Studierendenzahlen der post-volkskundlichen Fächer, teilweise drastisch, zurück. Und zweitens scheinen, zumindest in Deutschland und Österreich, helfende Fächer wie Psychologie und Soziale Arbeit junge Menschen zurzeit zunehmend anzusprechen. Verliert die EKW also Studienanfänger:innen an diese Fächer? Es ist nicht überraschend und sehr verständlich, dass sich Schulabsolvent:innen in einer Situation der wahrgenommenen und objektiven gesellschaftlichen Krise einer Ausbildung, die einen unmittelbar helfenden Ansatz verfolgt, zugewandt sind. Dies kann, so finden wir, durchaus als Zeichen der Resignation angesichts der Weltwirtschaftskrise, des aufkommenden Faschismus, der Pandemien und der Kriege gedeutet werden. Im Sinne etwa einer Haltung, die davon ausgeht, dass diese strukturellen, gesellschaftlichen Probleme nicht zu beheben sind, erscheint das Studium an der Universität als Möglichkeit, dort etwas zu lernen, um Menschen zu helfen, mit den unmittelbaren Folgen der multiplen Krisen umzugehen.<sup>13</sup>

Diejenigen, die vor einigen Jahren vielleicht noch an Post-Volkskunde-Instituten studiert hätten, suchen die Antworten auf die gesellschaftlichen Herausforderungen also nicht mehr in diesem Fach. Offensichtlich funktioniert die Formel, die lange Zeit viele motiviert hat, „etwas mit Kultur“ zu studieren, heute nicht mehr. Das Bedürfnis, die Heterogenität und Differenzierungen wahrzunehmen, die Komplexität und Widersprüchlichkeit von Kultur zu sehen, scheint abgenommen zu haben. Und insgesamt nach komplexen Antworten auf scheinbar einfache Fragen zu suchen, ist heute eine unbefriedigende Beschäftigung für junge Menschen, die sich für ein Studium entscheiden. Dazu kommt, dass – insbesondere seit der Pandemie – die psychischen Erkrankungen und mentalen Belastungen für junge Erwachsene stark zunahmen (siehe bspw. Kaman et al. 2025). Attraktiver erscheint das Versprechen, im Kleinen handlungsfähig zu sein und die Auswirkungen gesellschaftlicher Kataklysmen bei sich und anderen abmildern zu können, als sich im Studium zunehmend in eine

---

<sup>13</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, dass dies nicht mehr als fundierte Spekulationen sind – wir haben Schulabsolvent:innen nicht systematisch befragt, sondern lediglich an verschiedenen Standorten und in unterschiedlichen Kontexten informelle Gespräche geführt. Als weiteres Symptom in eine ähnliche Richtung im Umgang mit gesellschaftlichen Krisen kann der Aufruf zur „Resilienz“ gelten, der den Umgang mit gesellschaftlichen Problemen auf eine individuelle und häufig psychologische Ebene reduziert, insbesondere bei Schüler:innen und Studierenden (vgl. Kritik bei Stamm/Halberkann 2015).

Dekonstruktionsspirale zu verstricken, in der jede „Wahrheit“ zur Disposition gestellt wird.

Die Grafiken zeigen jedoch auch, dass die Philosophie in allen drei Ländern einen Zuwachs an Studierenden verbuchen kann und in der Schweiz auch die Soziologie deutlich zulegen konnte. Dass diesen Fächern anhaftende Versprechen, zu lernen, Welt beziehungsweise Gesellschaft zu deuten und zu verstehen, scheint also durchaus attraktiv für Studierende zu sein. Zusammenfassend bedeutet dies, dass Studierende einerseits von Fächern wie der Psychologie und der Sozialen Arbeit angesprochen werden, wobei wir denken, dass in diesen Fächern nicht zuletzt das Bedürfnis nach der Möglichkeit des „Helfens“ angesichts der multiplen gesellschaftlichen Krisen gesucht wird. Auf der anderen Seite lässt sich am erhöhten Zulauf zur Philosophie durchaus ein Bedürfnis eines Teils von Studienanfänger:innen, die Gesellschaft zu verstehen, feststellen.

Vor diesem Hintergrund wollen wir mit dem vorliegenden Beitrag die folgende These zur Diskussion stellen: Um diejenigen Studierenden anzusprechen, die auf der Suche nach emanzipatorischen Antworten auf die gegenwärtigen Krisen sind – und wir denken, wir können dieses Anliegen bei den Studienanfänger:innen in Fächern wie der Sozialen Arbeit, der Psychologie und auch der Philosophie vermuten – sollte sich das Fach erneut mit dem Kritikbegriff beschäftigen, und, so ist unser Vorschlag, sich in Zukunft auf das in Vergessenheit geratene Konzept der „Gesellschaftskritik“ zu konzentrieren.

### **Empirische Kulturwissenschaft als Kritische Kulturwissenschaft**

Die EKW ist heute von einem fachlichen Selbstverständnis geprägt, ein „kritisches Fach“ zu sein (auch in Abgrenzung zu den meist abstrakt anderen, unkritischen Kulturwissenschaftler:innen oder Volkskundler:innen, die es in der Realität vermutlich gar nicht gibt) sowie von einer paradigmatischen Uneindeutigkeit der zu beobachtenden und zu analysierenden Phänomene (vgl. Rolshoven/Schneider 2018: 9). Wir fragen uns für diesen Beitrag jedoch, was Kritik in unserem Fach überhaupt ist und welche gesellschaftliche Verantwortung beziehungsweise welche gesellschaftliche Aufgabe aus der kritischen Forschung resultiert.

Über die Jahrzehnte seit den Debatten der 1970er entwickelten sich bekanntermaßen verschiedenste Forschungsstränge, die gegenwärtig die Fachinstitute säumen: Europäisierungs- und Grenzforschung, kritische Stadtforschung im Allgemeinen, Wissenschafts- und Technikforschung (STS) und die damit eng verwandte Akteur-Netzwerk-Theorie, Migrations- und Grenzregimeforschung, Politische Anthropologie und insbe-

sondere Policy-Forschung, Gender und Queer Studies, Arbeitsforschung, Gouvernementalitäts- und Sicherheitsforschung und noch einige mehr (vgl. Rolshoven 2018).

All diese Stränge sind unserer Einschätzung nach als kritische Kulturwissenschaften zu verstehen und werden im Fachdiskurs auch häufig als „politische“ Fachrichtungen gefasst. Die theoretischen wie auch die methodischen Zugriffe der einzelnen Richtungen sind divers. Aus unserer Sicht kann jedoch das *Assemblage*-Konzept als besonders relevant für die Entwicklungen vieler der kritischen Forschungen hervorgehoben werden. *Assemblage* meint zunächst das, was Félix Guattari und Gilles Deleuze in *Tausend Plateaus* (1992) als dynamisches, aus heterogenen Elementen bestehendes Netzwerk beschreiben, die sich zu einer temporären und funktionalen Einheit zusammenfügen. Das Konzept der *Assemblage*, beziehungsweise das Denken in *Assemblagen* hat sich jedoch, so Gisela Welz, „weitgehend von der poststrukturalen Philosophie von Gilles Deleuze gelöst“ und ging eine Wahlverwandtschaft mit der Akteur-Netzwerk-Theorie, grundlegend durch Bruno Latour geprägt, ein. Deren Postulat ist es, „dass menschliche und nichtmenschliche Entitäten mit den gleichen Methoden zu untersuchen sind, wenn es um ihren Beitrag zur Konstitution von Gesellschaft und Welt geht“ (Welz 2021: 164).

Diese Perspektive wurde bereits in den 2000er Jahren als neue Ausrichtung, die den klassischen ethnografischen Zugriffen auf Felder eine an die allgemeine weltliche – und damit auch in der Empirie vorfindbare – zugenommene Komplexität gerecht werden kann, postuliert. Sabine Hess und Maria Schwertl plädierten in diesem Zusammenhang etwa für die erneute Reflexion von „Epistemologien und Ontologien“ im Fach (Hess und Schwertl 2013: 33).

Auch die politische Anthropologie und insbesondere die Policy-Forschung greifen auf das *Assemblage*-Konzept zurück. Jens Adam und Asta Vonderau leiten ihren Sammelband *Formationen des Politischen* etwa mit der Feststellung ein, dass sie *Policies* als *Assemblagen* denken, die – in Anlehnung an Latour – als Aktanten betrachtet werden können: „*Policies* besitzen somit gewissermaßen Handlungsfähigkeit (*agency*)“ (Adam und Vonderau 2014: 18). Das *Assemblage*-Denken ermöglicht, die Komplexität der Realität, wie es Adam und Vonderau stark machen, zu erfassen.

Doch in dieser Komplexität verliert die Kritik unserer Einschätzung nach ihre Ausrichtung. Die epistemologische Komponente, mit der Frage danach, wie man etwa das grausame Geschehen und polizeiliche Vorgehen an nationalen Grenzen oder Praxen des Policy-Makings in seiner Komplexität (er)fassen kann, scheint uns in den programmatischen Texten sowie den in der Denktradition stehenden Studien, stärker geklärt und intelligibel als die Frage nach den ontologischen Annahmen. Da dieses Denken bewusst keine Priorisierung von Kategorien vornimmt, richtet sie ihren Blick ten-

denziell nicht auf die tiefen gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Seyfert 2019: 19). Diese Perspektive, die häufig mit der Foucault'schen Machtkritik arbeitet, verzichtet mit dem Assemblage-Konzept bewusst auf den Gesellschafts- und Kulturbegriff. Diese würden „Homogenität und Permanenz suggerieren“, die empirisch nicht gegeben sei, weshalb Assemblage als „geignete[s] Gegenmodell“ angesehen wird (Welz 2021: 162).

Diese Perspektive bietet eine Möglichkeit, (auch kleinteilige) Widerstandspraktiken gegen Machtasymmetrien in den Blick zu nehmen. Die Kritik richtet sich gegen politische Machtstrukturen und Gewaltausübung. Die Frage nach den tieferen gesellschaftlichen Strukturen und den Zusammenhängen, etwa zwischen ideologischen Verblendungen, Klassenwidersprüchen und anderen ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungen kann in dieser Tradition jedoch typischerweise nicht gestellt werden.

Die Forschungsstränge, die mit dem Assemblage-Konzept arbeiten, sind zweifellos Stränge, die wir nicht missen wollen. Mit Blick auf unsere hiesige Fragestellung entziehen sich diese kritischen Ausrichtungen aber tendenziell der Frage nach der Gesellschaft und einer emanzipatorischen Gesellschaftsanalyse. Das heißt, sie untersuchen nicht, welche gesellschaftlichen Bedingungen und Verhältnisse zu den untersuchten Phänomenen geführt haben, und gehen der Frage nach dem Fluchtpunkt der Kritik aus dem Weg. Kurz gesagt: Fragen danach, in welcher Gesellschaft wir leben (Katschnig-Fasch 2006) und *welche* beziehungsweise *wie* wir Kritik anwenden, um eine andere Gesellschaft zu denken, müssen in diesen Forschungsausrichtungen in den Hintergrund treten, schon allein deshalb, weil der Netzwerkbegriff den Gesellschaftsbegriff ersetzt.

Aus unserer Sicht bleibt überdies zu klären, warum trotzdem an flachen Ontologien festgehalten wird. Eine mögliche Interpretation hierfür wäre, dass Assemblage eine Möglichkeit gibt, nicht zwischen einer normativen und einer beschreibenden Ebene unterscheiden zu müssen. Dieser Widerspruch ergab sich aus emanzipatorischen Projekten wissenschaftsgeschichtlich immer wieder und ist auch an dieser Stelle nicht einfach aufzulösen.<sup>14</sup> Zweifelsohne trägt das Kategorisieren und Festschreiben im Sinne eines Beschreibens immer auch die Potenzialität des Festgeschriebenen und Kategorialen als Selbstläufer in sich – die Möglichkeit nicht intendierter Folgen also, deren Zeug:innen wir wissens- und politgeschichtlich bereits häufiger werden konnten.<sup>15</sup> Diesen Widerspruch da-

---

<sup>14</sup> Ein Beispiel hierfür könnte etwa die operaistisch-feministische Kritik an Marx' Begriff der *produktiven Arbeit*, die stärker mit moralisch aufgeladenen Untertönen als mit theoretischem Fundament argumentierte, wie es etwa Lise Vogel in der sogenannten Hausarbeitsdebatte monierte. (Vogel 2019, 54)

<sup>15</sup> Bleiben wir beim Beispiel der Marx'schen Werttheorie, so kann an dieser Stelle nun aus anderer Richtung argumentiert werden, dass Marx' Kategorie von *produktiver*

hingehend aufzulösen, von flachen Ontologien auszugehen, weil Welt sich *empirisch* (oder phänomenologisch) so präsentiert, führt unserer Einschätzung nach wiederum zu epistemischen Verzerrungen, wodurch das Vorhaben der soeben skizzierten Netzwerkprogrammatiken, Komplexität adäquat abzubilden, untergraben wird.

Eng mit dieser Haltung verbunden<sup>16</sup> ist in vielen der sich als *kritisch* verstehenden Ausrichtungen das Einnehmen einer Art Sprachrohrfunktion für Beforschte. Würden wir Wissenschaft lediglich als Sprachrohr für soziale Bewegungen oder für „die Vielen“ verstehen, so wäre die Aufgabe der ethnografischen oder kulturwissenschaftlichen Forschung an sich stark zu hinterfragen, denn das würde bedeuten, dass die wissenschaftliche Analyse nicht über das in den Akteur:innengruppen akkumulierte Wissen hinausgehen kann, beziehungsweise soll (siehe bspw. Speck 2020; Reznikova 2023). Wir sind sodann wieder mit einem Problem konfrontiert, das einerseits die Arbeiterforschung (siehe hierzu bspw. Lipp 1993; Warneken 2001) einholte, aber auch die „nostalgisch-retrospektive Bezugsrichtung der Volkskunde“, wie sie Ina-Maria Greverus (1969) kritisierte, wieder aufleben lässt. Die reine *Beschreibung* der Lebensweisen, der Alltagskultur, oder sozialer Bewegungen – ob sie nun als emanzipatorisch oder auch regressiv eingestuft werden<sup>17</sup> – würde die Erkenntnisse verstellen, die nur durch das Herausarbeiten der Reziprozität zwischen gesellschaftlichen Strukturen – auch in ihrer historischen Gewordenheit – und der individuellen Lebensweise zu verstehen sind. Kaspar Maase plädiert dafür, dass der «Horizont des Forschers [...] nicht auf den des vorgefundenen Alltags schrumpfen [darf], sonst verliert er die [...] Fähigkeit, Alltag als historisches Ergebnis von Arbeitsteilung, kultureller Herrschaft und Entleerung, also unter der notwendigen Perspektive seiner *Veränderung als Alltag* [...] zu untersuchen» (Maase 1980: 47).<sup>18</sup>

Durch den Fokus auf die Deskription im Allgemeinen und Symmetrisierungsbestrebungen im Speziellen ist, zugespitzt formuliert, nur eine interne Kritik möglich. Wie auch die Akteur:innen selbst, entzieht sich der:die Forscher:in dessen, was zumindest unserer Meinung nach die

---

*Arbeit* de facto zu einer Art Fetischisierung der Lohnarbeit führte, die sich in der Bewegung wie auch der Bewegung zugewandter Forschung widerspiegelte, was jedoch als Begründung zur Kritik an der Theorie nicht ausreicht.

<sup>16</sup> Wenn auch nicht die einzige Ausrichtung mit diesem Problem.

<sup>17</sup> Hilary Pilkington (2023) reflektiert, auf Basis ihrer Forschung zur English Defence League, welche Probleme beim Beforschen sozialer Bewegungen, mit denen Forschende politisch nicht übereinstimmen, stärker sichtbar werden, als wenn eben diese Übereinstimmung gegeben ist.

<sup>18</sup> Johanna Rolshoven kommt zu einem noch drastischeren Urteil, was die Gefahr der bloßen Beschreibung (und der Andacht zum Belanglosen) anbelangt, und diagnostiziert ihr, vor dem zeitlichen Hintergrund einer politisch rechten Konjunktur, faschistoides Potenzial. (Rolshoven 2018, 32f.)

Hauptaufgabe der kritischen Forschung ist, nämlich die Vorbedingungen der beobachteten Phänomene (mit)aufzuschlüsseln und damit zu der Aufklärung über die gesellschaftlichen Verhältnisse (ob bei den Akteur:innen oder bei anderen Gruppen) beizutragen. Wenn wir die Kollaborationsanforderungen und -praxen in den Forschungsfeldern derart kritisch reflektieren, wollen wir damit jedoch keinesfalls für eine „reine“ oder „neutrale“ Wissenschaft plädieren. Die Vorstellung, dass die wissenschaftliche Erkenntnis außerhalb der Gesellschaft liegen kann/soll hat ein anderes Problem: das Problem der externen Kritik, die den Ausgangspunkt der Kritik außerhalb der Gesellschaft sieht. In unserer Disziplin würde dies besonders bizarre Formen annehmen, da unsere Methode sich auf die Beziehung zu den Beforschten stützt.

Wie kann eine solche Kritik also aussehen, die weder intern noch extern ist? In diesem Zusammenhang möchten wir auf den Text von Jenny Illing und Ingo Schneider mit dem Titel *Empirische Kulturwissenschaft als kritische Gesellschaftsanalyse* (2020) verweisen. Die beiden weisen darin *Kritik* als theoretisch-praktisches Instrument einer Alltags- und Erfahrungswissenschaft aus, und plädieren für die Reflexion der Maßstäbe, entlang derer wir Kritik üben. Sie plädieren also für eine theoriegeleitete Auseinandersetzung damit, wie wir kritisieren. Am Ende des Textes stellen sie Überlegungen zur möglichen Rolle der Hegelschen *immanenten Kritik* für die Post-Volkskunde an. Das bedeutet, Kritik wird nicht von außen an seinen Gegenstand herangetragen, sondern aus den Verhältnissen selbst hergeleitet (Illing und Schneider 2020).<sup>19</sup> Diesen Vorschlag möchten wir mit unserem Text aufgreifen, denn er erscheint uns als höchst fruchtbar, über die Möglichkeiten des sozialphilosophischen Konzepts auch für ethnografisches Forschen nachzudenken.

Sehen wir uns das Potenzial dieses Ansatzes an einem Beispiel an: Wenn wir etwa die Verbreitung antidemokratischer Einstellungen kritisieren wollen, geht es unserer Meinung nach für kritische Kulturwissenschaftler:innen weder darum, die real existierende Demokratie als einzig mögliche Alternative zum Faschismus zu denken (*interne Kritik*) und damit die Verhältnisse des immer wieder aufkommenden Faschismus zu stabilisieren, noch darum, zu sagen, dass wir mit dem Faschismus nichts zu tun haben (*externe Kritik*). Sondern wir können Gesellschaftskritik (*immanente Kritik*) betreiben, das heißt, einerseits mit Hilfe der Reflexion die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungen und Grundlagen innerhalb der Gesellschaften, in

---

<sup>19</sup> Aus der EKW gibt es auch Gegenpositionen: So schreibt etwa Stefan Wellgraf gegen diese Form der Kritik an, der er eine hartnäckige Intellektuellen-Laien-Asymmetrie diagnostiziert. Er plädiert hingegen für eine „darstellende Kritik“, die sich keiner Theorieschule und deren Kritikformen unterordnen lässt und die durch ein „übergreifendes und flexibles“ Verständnis geprägt ist (Wellgraf 2020, 17).

denen wir als Forscher:innen agieren, analysieren und andererseits eine wirklich gerechte und demokratische Gesellschaft denken, die aus den Verhältnissen heraus – mithilfe der Gesellschaftskritik – entwickelt werden muss. Entscheidend ist dabei auch, noch nicht zu wissen, wie diese Form der Gesellschaft schließlich auszusehen hat. Immanente Kritik begegnet uns sodann als fortlaufender Prozess, der nie abgeschlossen sein soll und in seiner Kritik, qua Immanenz, flexibel bleibt.

Als Kulturwissenschaftler:innen sind wir gut dafür ausgebildet, diese Form der Kritik anzuwenden, da unsere ganze Methodologie darauf ausgerichtet ist, die Beziehungen und Relationen (deren Teil wir selbst auch sind) zu beschreiben und zu analysieren. Näher zu diskutieren, inwieweit dies in der Forschungspraxis umgesetzt werden kann, würde den Rahmen unseres hiesigen Beitrags sprengen. Wir denken jedenfalls, dass es sich lohnt, Illing und Schneiders Diskussion aufzugreifen, und laden dazu ein, daran weiterzudenken.

### Schluss

Kommen wir zum Ausgangspunkt unseres Beitrags zurück: Wir denken, dass wir unseren (potenziellen) Studierenden als Fach ein besonderes Angebot machen könnten, böten wir ihnen an, in der Situation der gegenwärtigen multiplen Krise Gesellschaftskritik aus dieser Perspektive zu üben. Wir sind der Meinung, dass wir den Studierenden, die sich für unser Fach entscheiden, eine für die Gegenwart unabdingbare Kompetenz vermitteln können. Nicht zuletzt hegen wir darin die leise Hoffnung, dass ihre (und unsere) Analyse der gegenwärtigen Krisen – in erster Linie der an unterschiedlichen Orten der Welt aufkommende Faschismus – mögliche Wege aus ihnen aufzeigt.

Wenn wir der Hypothese nachgehen, dass durch die gegenwärtige gesellschaftliche Krise die Studierenden eher in helfenden Fächern wie Psychologie und Sozialer Arbeit eine Antwort auf die gesellschaftliche Konstellation sehen, so könnte eine Schärfung unserer Fachprogrammatiken hin zur Gesellschaftskritik ein mögliches Angebot für Studierende bieten. In Zeiten aufkommender menschenverachtender Ideologien, Kriege und einer immer noch nicht aufgearbeiteten globalen Pandemie möchten viele junge Menschen benachteiligten Gruppen und sich gegenseitig dabei helfen mit den Effekten dieser gesellschaftlichen Situation umzugehen. Doch – und so könnten wir unsere Disziplin positionieren – ohne kritische Gesellschaftsanalyse, ohne die Beschäftigung mit der Alltäglichkeit, mit den Beziehungsstrukturen und -formen können wir nicht verstehen, woher diese Krisen kommen, welche Bedingungen, Verhältnisse und Voraussetzungen dafür verantwortlich sind und eine fundierte Antwort darauf

geben, ob und wie die Welt anders sein könnte. Der Verzicht auf Gesellschaftskritik würde eine Resignation bedeuten und die Bedingungen der Niederlage der emanzipatorischen Gesellschaft reproduzieren. Den Kritik- und Gesellschaftsbegriff im Fach zu stärken, würde unserer Meinung nach ein kohärentes und interessantes Angebot für Studierende bieten, die versuchen, sich in der Krise der Gegenwart zu orientieren.

Diese Ausrichtung erfordert zugegebenermaßen auch *Mut* und *ernsthafte Zuversicht*, dass wir als Wissenschaft dazu verpflichtet sind, diese Gesellschaftsanalyse zu tätigen. Denn in der gegenwärtigen anti-linken Konjunktur (Ege/Gallas 2024) werden insbesondere gesellschaftskritische Wissenschaften zunehmend angefeindet. Als Teil dieser antilinken Sentimente sehen wir auch die starke Ablehnung gegenüber geistes- und sozialwissenschaftlich arbeitenden Linken: Ihre überproportional hohe Vertretung und dass ihrer inhaltlichen Arbeit oft erkennbar emanzipatorischer Anspruch innewohnt, macht auch die wissenschaftliche Fraktion von kritisch Denkenden zum Teil der antilinken Angriffe. In den letzten Jahren wurde das etwa im Kampf gegen Gender Studies besonders sichtbar: Wie Marion Näser-Lather anhand einer Diskursanalyse herausarbeitete, werden Gender Studies als unwissenschaftlich diffamiert und als gesellschaftliche Gefahr inszeniert, während sich die Kritiker:innen selbst unwissenschaftlichen Techniken bedienen (Näser-Lather 2021: 81). Andere Themenfelder, etwa im Bereich der Migrations- und Antirassismusforschung, sehen sich ebenso mit Angriffen von rechts konfrontiert. Unabhängig von der Zahl der Studierenden und der universitären Logik der Ressourcenverteilung braucht es also eine Wissensproduktion, die sich mit genau diesen Themen beschäftigt.

Mit der von uns vorgeschlagenen Ausrichtung würden wir uns dieser bedenklichen Tendenz offen stellen. Es ist also nicht nur inhaltlich zu überlegen, wie die gesellschaftskritische Ausrichtung auszusehen hat, sondern gleichzeitig, wie wir uns gegen die Angriffe auf Wissenschaftsfreiheit wappnen können, die bereits jetzt zum alltäglichen Wissenschaftsbetrieb gehören – auch in der EKW, wie etwa der Roundtable zu Strategien im Umgang mit rechten Angriffen auf kritische Wissenschaft an der Würzburger Hochschultagung zeigte – und werden sich, so zumindest unsere Annahme, mit einer gesellschaftskritischen Zuspitzung verdichten und vermutlich auch zu strukturellen Kämpfen im Sinne von Stellen und Finanzierungen führen. Letzteres wiederum könnte das ganze hier beschriebene Vorhaben untergraben.

## Literatur

- Adam, Jens/Vonderau, Asta: Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: dies. (Hg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld 2014: 7–32.
- Bausinger, Hermann: Wir Kleinbürger. Die Unterwanderung der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde 90 (1994): 1–12.
- Beck, Ulrich: Welche Universität wollen wir? In: Horst, J.-C. et al. (Hg.): Unbedingte Universitäten. Was passiert? Stellungnahmen zur Lage der Universität. Zürich 2010: 103–108.
- Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M. 2013.
- Bürkert, Karin: Unerhörte Aufnahmen. Eine auditive Ethnografie zur Detmolder Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1969. In: Birkalan-Gedik, Hande/Cantauw, Christiane/Carstensen, Jan/Schmoll, Friedemann/Timm, Elisabeth (Hg.): Detmold, September 1969: Die Arbeitstagung der dgv im Rückblick. International and Comparative Perspectives on the Worlds and Words of Volkskunde. Münster/New York 2021: 127–151.
- Deleuze, Gilles/Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Berlin 1992 [fr. Original: Paris 1980].
- Demirović, Alex: Autonomie der Hochschulen in der Demokratie. In: Keller, Andreas/Pösch, Doreen/Schütz, Anna (Hg.): Baustelle Hochschule. Attraktive Karrierewege und Beschäftigungsbedingungen gestalten. Bielefeld 2013: 15–35.
- Derrida, Jacques: Die unbedingte Universität. Frankfurt/M. 2001.
- Ege, Moritz/Gallas, Alexander: Anti-linke Konjunktur. Gegen die »linksgrüne« Bedrohung. In: neues deutschland (30. August 2024).
- Greverus, Ina-Maria: Zu einer nostalgisch-retrospektiven Bezugsrichtung der Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde (1969): 11–28.
- Hahn, Hans Peter/Kouakou, Sylvestre: Zwischen Dissemination und Impact: Notizen zu einem Zielkonflikt bei der strategischen Kommunikation anthropologischen Wissens. In: Dilger, Hansjörg/Welz, Gisela/Binder, Beate/Kirsch, Thomas G. (Hg.): Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer. Frankfurt/New York 2025: 279–292.
- Hess, Sabine/Schwertl, Maria: Vom »Feld« zur »Assemblage«? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklungen – eine Hinführung. Empirisch-ethnografisches Forschen als Spezifik des Faches!? In: Schwertl, Maria/Hess, Sabine/Moser, Johannes (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen: Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013: 13–37.

- Illing, Jenny/Schneider, Ingo: Empirische Kulturwissenschaft als kritische Gesellschaftsanalyse. Kritik als theoretisch-praktisches Instrument einer Alltags- und Erfahrungswissenschaft. In: Eggmann, Sabine/Kolbe, Susanna/Winkler, Justin (Hg.): *Wohin geht die Reise?* Basel 2020: 283–297.
- Kaman, Anne et al.: Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Zeiten globaler Krisen: Ergebnisse der COPSY-Längsschnittstudie von 2020 bis 2024. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* (2025): 670–680.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: In welcher Gesellschaft leben wir? Zu den paradoxen Entgrenzungs- und Begrenzungsmechanismen einer neuen Definitionsmacht. In: Hengartner, Thomas/Moser, Johannes (Hg.): *Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen*. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Leipzig 2006, 137–151.
- Kramer, Dieter: Vom Nutzen und Nachteil der Volkskunde. Wem nützt Volkskunde? In: *Zeitschrift für Volkskunde* 66 (1970): 1–16.
- Lagasnerie, Geoffroy de: Die Universität und ihre Kritiker. In: *Mittelweg* 36 4–5 (2017): 14–29.
- Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 89 (1993): 1–33.
- Lessenich, Stephan: Kritik der neoliberalen Universität. Eine Mythenjagd. In: Gutjahr, Clara/Münster, Lisa Marie/Geisler, Lukas/Morley, David/Richter, Moritz (Hg.): *Organisierte Halbbildung*. Bielefeld 2024: 211–222.
- Maase, Kaspar: Zur Untersuchung kultureller Aspekte im Alltag der Lohnarbeiter. In: Haug, Wolfgang Fritz/Maase, Kaspar (Hg.): *Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur*. (Argument-Sonderband AS 47). Berlin 1980: 137–151.
- Moser, Johannes: Trügerische Imaginationen. Die „Restrukturierung“ der deutschen Universitäten aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: Arantes, Lydia Maria/Eisch-Angus, Katharina/Pöttler, Burkhard/Verhovsek, Johann (Hg.): *Curiosity and Commitment: Perspectives on the Transformation of European Universities*. Graz 2024: 79–96.
- Münch, Richard: *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Frankfurt/M. 2011.
- Näser-Lather, Marion: Academics against Gender Studies: Science Populism as Part of an Authoritarian Anti-Feminist Hegemony Project. In: *Kvinder, Køn & Forskning* 2 (2021): 77–84.
- Pilkington, Hilary: English Defence League. Probleme und Potenziale der Ethnografie rechter Bewegungen. In: Wellgraf, Stefan/Hentschel,

- Christine (Hg.): Rechtspopulismen der Gegenwart. Kulturwissenschaftliche Irritationen. Leipzig 2023, 79–97.
- Reznikova, Olga: On the Impossibility of Collaboration. Solidarity, power and loneliness in feminist, workerist and (urban) ethnographic methodology. In: Acosta, Raúl/Dürr, Eveline/Ege, Moritz/Prutsch, Ursula/Van Loven, Clemens/Winder, Gordon M. (Hg.): Urban Ethics as Research Agenda. Outlooks and Tensions on Multidisciplinary Debates. London 2023: 152–166.
- Rolshoven, Johanna: Dimensionen des Politischen. Eine Rückholaktion. In: Rolshoven, Johanna/Schneider, Ingo (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin 2018: 14–34.
- Rolshoven, Johanna/Schneider, Ingo: Editorial. In: dies. (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin 2018: 9–14.
- Schultheis, Franz/Cousin, Paul-Frantz/Roca i Escoda, Marte (Hg.): Humboldts Albtraum. Der Bologna-Prozess und seine Folgen. Konstanz 2008.
- Seyfert, Robert: Beziehungsweisen. Elemente einer relationalen Soziologie. Weilerswist 2019.
- Speck, Sarah: In Verteidigung der epistemischen Asymmetrie. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 2 (2020): 97–108.
- Stadelmann, Christian/Staufer-Wierl: Die Volkskunde als Wissenschaft: Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1990 in Wien. Wien 1992.
- Stamm, Margrit/Halberkann, Isabelle: Resilienz – Kritik eines populären Konzepts. In: Andresen, S., Koch, C., König, J. (Hg.): Vulnerable Kinder. Kinder, Kindheiten und Kindheitsforschung, vol 10. Wiesbaden 2015: 61–76.
- Timm, Elisabeth: Die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Detmold im September 1969: Eine wissensarchäologische Rekonstruktion. In: Birkalan-Gedik, Hande/Cantauw, Christiane/Carstensen, Jan/Schmoll, Friedemann/Timm, Elisabeth (Hg.): Detmold, September 1969: Die Arbeitstagung der dgv im Rückblick. International and comparative perspectives on the worlds and words of Volkskunde. Münster 2021: 31–104
- Vogel, Lise: Marxismus und Frauenunterdrückung. Auf dem Weg zu einer umfassenden Theorie. Münster 2019.
- Warneken, Bernd Jürgen: Arbeiterkultur, Arbeiterkulturen, Arbeitskulturen. Eine Aktualisierung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001: 280–289.

- Welz, Gisela: Assemblage. In: Hinrichs, Peter/Röthl, Martina/Seifert, Manfred (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2021: 161–176.
- Zanetti, Sandro: Die (un)bedingte Universität. Derridas Vortrag nach zwanzig Jahren. In: Geschichte der Gegenwart von 16. August 2020, online: <https://geschichtedergegenwart.ch/die-unbedingte-universitaet-derridas-vortrag-nach-zwanzig-jahren/> (12.03.2026).

### Abbildungsverzeichnis

Die Tabellen wurden auf Grundlage der jeweiligen Datengrundlagen eigens berechnet und als Grafiken erstellt.

- Abb. 1: Prozentuale Veränderung der Studierendenzahl in Österreich (nur BA) von 2013 auf 2024  
Datengrundlage: <https://statcube.at/statistik.at/ext/statcube/jsf/tableView/tableView.xhtml>
- Abb. 2: Schweiz (jeweils Herbstsemester) 2013–2023  
Datengrundlage: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/personen-ausbildung/tertiaerstufe-hochschulen/universitaere.assetdetail.24345359.html>
- Abb. 3: Deutschland 2013/14–2023/24  
Datengrundlage: <https://www-genesis.destatis.de/datenbank/online/statistic/21311/table/21311-0003/search/s/U3R1ZGllcmVuZGU%3D>



## „Folge dem Herzen“

*Sebastian Dümpling und Laura Otto im Interview mit Thomas Zwick,  
Professor für BWL an der JMU Würzburg*

Im Gespräch mit Thomas Zwick, seit 2013 Lehrstuhlinhaber für Betriebswirtschaftslehre, Personal und Organisation an der Universität Würzburg, wollen wir besprechen, was ein Fach wie die Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft auszeichnet – und wie es sich in der umkämpften Arena nahezu unzähliger Studiengänge sichtbar platzieren lässt. Dabei wird schnell deutlich: Es geht nicht nur um Themen und Inhalte, sondern ebenso um die Kompetenzen, die Studierende erwerben – von empirischer Methodenausbildung über Datenerhebung und -auswertung bis hin zu Präsentationsfähigkeiten; und nicht zuletzt spielt auch der Studienort selbst eine Rolle: die Frage, wie lebenswert eine Universitätsstadt ist und was sie für den Studienalltag bedeutet. Gleichzeitig wird im Gespräch deutlich, dass man sich durchaus trauen kann, unser Fach zu studieren – die Vorzüge benennt Thomas Zwick sehr klar. Daneben stehen die allgemeinen Rahmenbedingungen im Gesprächsmittelpunkt: die Frage nach Zugang und NC, die Diskussion um die Exzellenzinitiative und die Tendenz zu Leuchtturm-Universitäten – also die Spannung zwischen Offenheit und gezielter Auswahl.

\*\*\*

*Laura Otto: Danke, Thomas, dass du dir die Zeit nimmst, mit uns über Studienstandortwahl, Wettbewerb unter Bildungsinstitutionen und Kompetenzerwerb zu sprechen. Als erstes interessiert uns: Geben Schüler:innen an eine Uni, weil diese einen besonders guten Ruf hat?*

*Thomas Zwick: An einen Studienort zu gehen, weil er einen guten Ruf hat, ist in Deutschland nach wie vor nicht stark ausgeprägt. Jetzt mit dem Master-System vielleicht ein bisschen stärker, aber im Bachelor kaum. Ich glaube, dass die Frage, wie gut eine Universität ist, ziemlich unwichtig ist bei der Studienstandortwahl. Ich kenne ein paar Leute, die durch Zufall an einer sehr guten Uni gelandet sind für ihr Fach und das dann auch zu schätzen gelernt haben. Aber du triffst die Koryphäen als Student ja häufig gar nicht, weil sie es nicht für nötig erachten, in der Lehre präsent zu sein. Es gibt einzelne Ausnahmen von sehr guten Leuten, die auch in die Lehre investieren, aber viele versuchen sich da echt einen schlanken Fuß*

zu machen. Und damit ist eben auch die Attraktivität einer forschungsstarken Uni für Studierende gar nicht so groß.

*Laura Otto: Was würdest du denn sagen, ist ein attraktiver Studienstandort?*

Wenn man als Studierender eine regionale Präferenz hat, ist es durchaus etwas, was zählen kann und auch zählen soll. Was häufig unterschätzt wird, denke ich, was man aber nicht außer Betracht lassen sollte, ist die Organisationsqualität einer Uni. Wenn du an einer Uni bist, die schlecht organisiert ist, kann dich das als Studierenden nerven und auch dazu beitragen, woanders hinzugehen. Das merkst du aber erst, wenn du dort bist. Geringe Organisationsqualität betrifft häufig Großstadt-Unis, die sehr viele unterschiedliche Standorte haben und sich nicht groß darum kümmern, ob du von einer Vorlesung zur nächsten kommst oder wie viel Geld es kostet, dort zu leben. Wenn sich keiner darum kümmert, wo du wann was hast, dann ist dein Studium einfach viel anstrengender, als wenn du an einer Uni bist, die einen Campus hat und das war's. Das ist aber auch ein Aspekt, der für die erste Entscheidung meistens keine Rolle spielt, aber eigentlich für die Wahrnehmung der Studienqualität massiv wichtig ist.

*Laura Otto: Und worüber machen sich die jungen Leute noch Gedanken?*

Ich denke, dass der Lebensstandard oder Lifestyle einer Unistadt wichtig ist. Da ist auch nichts falsch dran. Das ist eine Lebensphase, die sehr intensiv ist und in der auch die Umgebung eine wichtige Rolle spielt. Regensburg, wo ich studiert habe, hat immer Werbung damit gemacht, dass sie die größte Kneipendichte aller bayerischen Städte hat. Ich denke, das ist ein Qualitätsaspekt, der absolut nicht von der Hand zu weisen ist. Würzburg im Sommer ist auch etwas, was die Leute positiv für ihren Studienort einnimmt. Das kann man auch weitererzählen und es bringt auch Leute dazu, sich für die Stadt als Hochschulstandort zu entscheiden. Ich habe jetzt von unseren Studien- und Marketingbeauftragten gehört, dass wir Würzburg als heile Welt vermarkten – wenn du sicher leben willst, alles überschaubar, alles ein bisschen moderat, langsamer und kein Dreck auf der Straße, dann geh nach Würzburg. Fand ich interessant, dass sowas inzwischen auch ziehen könnte oder zumindest in der Vermarktung versucht wird. Ich denke, das könnte inzwischen bei den eher risikoaversen Studierenden eine Rolle spielen, dass ein Studienort eben nicht so überwältigend und nicht so gefährlich erscheint.

*Laura Otto: Liegt da aktuell eine Chance für kleinere Städte?*

Immer schon. Ich denke, dass es auch damals, als ich Abiturient war, ein großer Schritt war, aus einer kleinen bayerischen Gemeinde zum Beispiel nach Berlin zu ziehen. Und die, die das damals gemacht haben, waren Leute, die ihre abweichenden Lebensstile leben wollten, ohne blöd angesehen zu werden. Und das konnten wir damals noch nicht in Regensburg oder anderen kleinen bayerischen Unistädten. Da war Berlin dann eine große Chance. Dieser Aspekt ist heute aber nicht mehr so der große Unterscheidungspunkt.

*Sebastian Dümpling: Aus einer städteökonomischen Sicht: Viele Städte kämpfen ja demographisch um Bürgerinnen und Bürger. Wird das Humankapital der Studierenden bedeutender für die Städte? Also wird der Konkurrenzkampf um Studierende zwischen den Städten greifbarer?*

Ja, ich denke schon, dass da der Wettbewerb zugenommen hat. Allein der Aufstieg von dualen Hochschulen oder auch Fachhochschulen in kleineren Orten, der setzt die traditionellen Universitätsstädte unter Druck, da gibt es schon eine massive Abwanderung. Diese kleineren, nicht traditionellen Hochschulstandorte, die haben natürlich eine ganz andere Geschichte zu erzählen wie der Aufbruchgeist der neuen Uni-FH-Städte und auch der Modus 'Du bleibst zu Hause wohnen und kannst in deinem Dorf bleiben und trotzdem studieren'. Das ist etwas, was Würzburg und ähnliche Standorte kaum bieten können. Somit ist die Regionalisierung von Hochschulbildung ein Konkurrenzaspekt, den es in Bayern vor 10, 20 Jahren noch nicht gab.

*Laura Otto: Wie siehst du diese Konkurrenz zwischen Unis und Fachhochschulen?*

Ich sähe die im Prinzip als heilsam und gut an, wenn sie wirklich unterscheidbare Profile hätten, wie sie es ursprünglich auch hatten. Die Tendenz von Fachhochschulen zu Mini-Unis zu werden, verwischt deren Profil und ist, glaube ich, für beide Seiten nicht so ideal. Das sage ich aber natürlich aus der Warte der Uni, die mehr zu verlieren hat, weil die Fachhochschule als offensichtlicher Newcomer einfach stärker profitieren kann von der Aufwertung.

*Laura Otto: Was glaubst du, warum ist die FH für junge Leute attraktiv?*

Ich glaube, viele Studierende wollen dieses 'Verschultere'. Die FHs haben aber auch auf den ersten Blick sehr viel mehr zu bieten, sehr attraktive Studienausrichtungen, die sich an den Zeitgeist anlehnen. Die haben oft ein super Marketing und eine echte Willkommenskultur. Die individuelle

Betreuung zu Beginn bieten wir zum Beispiel in den Wirtschaftswissenschaften an der Uni nicht, da wir ein ganz anderes Betreuungsverhältnis haben. Fachhochschulen haben insgesamt, so scheint mir, auch eine bessere Stimmung; das lockt natürlich, das färbt auch auf die Studis ab. Ich kenne das, weil ich eine zeitlang Dozent war an der Fachhochschule in Ludwigshafen. Die Studierenden dort waren alle begeistert von der Willkommenskultur und von der angenehmen Atmosphäre. Diese ganzen Super-Egos an der Uni haben sich natürlich auch negativ auf die Stimmung in der Lehre und auf die ganze Atmosphäre ausgewirkt. Da können Fachhochschulen bei jungen Leuten schon punkten. Dem muss sich die Uni auch stellen, ganz klar, dass es eine Alternative gibt, die ein anderes Konzepte hat, das aus Studierendensicht sehr attraktiv sein kann.

*Sebastian Dümmling: Vielleicht gehen wir rüber zu dem Punkt mit der Arbeitsmarktsituation, gerade du als Arbeitsmarktforscher. Die Hochschulen, die Demokratisierung der Bildung, die Explosion der tertiären Bildungssysteme in den 60er Jahren, die ganzen Reformuniversitäten, haben ja reagiert auch auf Arbeitsmarktanforderungen und auf den demografischen Wandel der damaligen Zeit. Wie ist es jetzt gegenwärtig? Braucht der Arbeitsmarkt überhaupt noch diese vielen Universitäten? Braucht der Arbeitsmarkt uns noch?*

Also prinzipiell ist da immer schon viel Flexibilität im Bildungssystem drin und es gab immer schon Leute, die was studiert haben, was nachher nicht nachgefragt wurde. Das ist eben bei den Geisteswissenschaftlern offensichtlicher zu sehen als bei anderen Studienrichtungen, insbesondere in Perioden, in denen der Arbeitsmarkt nicht so gut läuft und Absolvent:innen, die nicht fachfremd eingesetzt werden können, auch Gefahr laufen, wirklich hart abzustürzen. Das gibt es in manchen Fächern nicht so stark, weil die Einsatzmöglichkeiten dort flexibel genug sind und die Nachfrage groß genug ist, so dass man, wenn man selbst ein bisschen flexibel ist, einigermaßen fachnah was findet. Aber eben gerade in Geisteswissenschaften ist das ein ganz wichtiger Teil bei der Attraktivität des Fachs. Dass es eben Perioden gab, in denen Leute wirklich überqualifiziert auf den Arbeitsmarkt getreten sind oder wirklich hart runtergefallen sind und dass sowas auch in der Zukunft weiter immer wieder passieren kann, ist überhaupt nicht ausgeschlossen. Was die Leute dann retten kann ist, wenn sie Methoden gelernt haben. Wenn du strukturiert und systematisch denken kannst oder empirische Daten und abstrakte Situationen erfassen kannst, dann kannst du dich auf dem Arbeitsmarkt gut behaupten. Wenn ein Fach Methoden hat, die marktgängig sind, dann ist das Risiko, eine adäquate Stelle zu finden immer geringer – egal, welche Inhalte du hattest. Damit würde ich in Eurem Fach auch punkten, das kommt natürlich bei

den Studis erstmal nicht so attraktiv rüber. Allerdings sage ich unseren Studis, schaut euch die Stellenanzeigen an: Wenn ihr jetzt als fertiger Bachelor oder Master auf den Markt geht, dann sind die meisten ausgeschriebenen Stellen für Data Analysts. Also wenn ihr nicht empirisch gearbeitet habt und nicht mit Daten zurechtkommt, dann wird es schwierig, weil allgemeine BWLer oder VWLer findest du aktuell kaum in den Ausschreibungen. Aber das ist natürlich etwas, was du jetzt im Erstsemester nicht gut verkaufen kannst, weil die meisten sagen, ich möchte ja was mit Wirtschaft machen und nicht mit Daten. Jetzt a priori von Leuten, die noch nicht lange studieren, schon diese Weitsicht zu erwarten, ist wahrscheinlich schwierig. Deswegen kann man ihnen schrittweise beibringen: Pass auf, wir zwingen euch in diese Methoden rein, denn das erhöht eure Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Aber damit jetzt von vornherein bei Studieninteressierten zu punkten, ist wahrscheinlich schwierig.

*Sebastian Dümpling: Genau das wäre nämlich meine nächste Frage gewesen: Welche Kompetenzen von im weitesten Sinne Sozialwissenschaftler:innen sind denn gerade auf dem Arbeitsmarkt gefragt?*

Ja, die Bedürfnisse ändern sich natürlich immer alle paar Jahre. Momentan ist aus meiner Wahrnehmung, wenn man sich die Stellenausschreibungen anschaut, Datenkompetenz in allen möglichen Ausprägungen gefragt. Selbst Daten erheben können, Daten analysieren können, Datenschutzbestimmungen kennen, interessante Fragen haben, die sich mit den vorhandenen Daten beantworten lassen. Das sind alles Fähigkeiten, die man aktuell gut brauchen kann in allen möglichen Bereichen. Wir, also die Wirtschaftswissenschaften, haben uns massiv von einem sehr theoretischen Fach zu einem empirischen Fach gewandelt. Als ich studiert habe, war Datenkompetenz ganz klein geschrieben. Da war auch selbst die Ökonometrie noch fast nur theoretisch. Wir haben praktisch nie etwas mit realen Daten zu tun gehabt. Das ist jetzt in den letzten Jahren erst viel massiver gekommen. Und was jetzt dazu kommt, ist die Vielfalt an Datenerhebungsmöglichkeiten – dass man sich beispielsweise am eigenen PC Daten aus dem Internet runterziehen kann oder eben andere unkonventionelle Datenquellen hat. Das ist schon nochmal was anderes. In der Ausbildung ist Datenkompetenz jetzt natürlich auch stärker Inhalt als früher. Wir haben da schon auf die Nachfrage reagiert.

*Laura Otto: Was glaubst du, wie verhält sich das zeitlich zueinander, die Veränderung auf dem Arbeitsmarkt, bis wir das an den Universitäten verstehen, wahrnehmen, umsetzen können?*

Da hast du immer eine Zeitverzögerung. Es gibt hier beispielsweise diese schöne Studie, die gezeigt hat, dass die neuen Inhalte und Prioritäten eigentlich durch den Austausch des Personals an den Unis getragen werden und nicht durch Weiterbildung oder Flexibilität des bestehenden Lehrpersonals. Ehrlich gesagt, ich merke das auch an mir selbst. Ich bin jetzt nicht mehr ganz frisch dabei und sehe, dass die neuen Kollegen die aktuell heißeren Themen stärker adressieren als ich und dass es mir auch schwerfällt, die nötige Flexibilität aufzubringen. Das ist, glaube ich, ganz natürlich. Jeder möchte das, was er kann, weitergeben, auch in der Lehre. Alles andere ist auch sehr aufwendig und lästig irgendwo – wenn es dann heißt, ja, du machst jetzt eben nur noch das, was der Arbeitsmarkt aktuell will. Im Prinzip kannst du als Dozent natürlich immer flexibel bleiben, aber die Belohnung dafür ist sehr gering. Die neuen Leute, die bringen das neue Wissen direkt mit, was ihnen einen Vorteil in der Lehre verschafft. Das heißt also, wenn ein Fach ein verstopft System hat und wenn das gesamte Lehrpersonal sehr alt oder schon sehr lange im Geschäft ist, dann ist die Lehre weniger stark an den aktuellen Arbeitsmarktbedürfnissen ausgerichtet.

*Laura Otto: Jetzt mache ich einen Sprung. Als wir noch nicht aufgenommen haben, hatten wir ja das Thema schon kurz angesprochen, wie sich die Generationen von Studierenden verändert haben. Was würdest du sagen, hängen wir zu sehr an so unserem Ideal, wie wir studiert haben? Wie findet da eine Annäherung statt? Wer geht auf wen zu? Was ist so die Universität der Zukunft, die Zukunft der Gesellschaft?*

Ich nenne mal ein Beispiel aus einem neutralen Bereich. Ich habe nach meiner Promotion zehn Jahre in Mannheim gearbeitet und ich habe da die Zeit im Uniorchester mitgespielt. Am Anfang fühlte ich mich da wie ein Fisch im Wasser. Gegen Ende dachte ich mir, was wollen die eigentlich alle? Also die Entfremdung zwischen den Generationen, die Kluft wurde immer größer und ich habe mich halt wegbewegt, geistig und von meinen Interessen her. Am Schluss habe ich gerne mitgespielt als Orchestermittglied, aber mit den Leuten hatte ich nicht mehr viel zu tun. Das ist auch ähnlich hier an der Uni, wenn du Dozent bist. Am Anfang bist du noch nah dran an den Studierenden, aber du wächst da immer weiter weg. Deine Lebenswirklichkeit wird anders, die Themen werden anders und du kannst auch viele Dinge nicht mehr oder auch das Interesse dafür nimmt ab. Ich glaube, das ist jetzt nichts Spezifisches an der Uni. Man weiß halt nur nicht, in welche Richtung das geht. Also die Jugend versucht sich immer abzusetzen. Das ist, glaube ich, uns Menschen inhärent. Die jungen Leute suchen sich immer irgendetwas, womit sie anders sein können als ihre Vorgänger in der Generation. Ich finde es jetzt schon dramatisch,

wenn die Jugend sich dadurch absetzen will, indem sie sagt, eure Demokratie interessiert mich nicht mehr, ich möchte jetzt was anderes haben. Aber das ist etwas, mit dem man sich absetzen kann. Möglicherweise war früher unser Verhalten den Älteren gegenüber genauso negativ besetzt. Bei uns war vielleicht die ganze Popkultur so eine Art Absetzgeschichte, die die Älteren nicht mitmachen wollten oder auch die freieren Lebensformen. Also ich glaube, solche Themen gab es immer schon. Ich würde das eher auch als ein Kontinuum wahrnehmen, das man nicht ändern kann. Gleichzeitig ist es so, dass die Dozierenden die Standards setzen und eigentlich die Leute dazu zwingen können, was sie lernen sollen. Man sollte einen bestimmten Standard, den man selber für wichtig hält, auch aufrechterhalten und nicht den Studierenden nach dem Mund reden.

*Laura Otto: Würdest du jungen Menschen noch raten eine Geistes- oder Sozialwissenschaft, ein Fach wie unseres, zu studieren?*

Absolut. Es gab immer schon Leute, die die Renditemöglichkeiten ihres Studiums nicht zum Ausgangspunkt genommen haben, also die das Studium nicht wegen des Geldes gemacht haben. Natürlich ist es dennoch nicht verwerflich, wenn Renditeüberlegungen zentral sind. Es gibt natürlich auch Fächer mit einer hohen Rendite und Studierenden, die sich darüber konkrete Gedanken machen und die glücklich damit sind. Aber auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften gibt es genug Beispiele, die zeigen, dass die Studierenden trotz einer geringeren Rendite glücklich werden. Wenn die Rechnung aufgeht, warum sollte ich den Leuten das irgendwie ausreden? Ich bin davon überzeugt, dass es auch in Fächern mit durchschnittlich geringeren Verdienstmöglichkeiten als anderswo viele sehr glückliche Studierende gibt, die das auch später nie bereuen. Ich kann deshalb nur unterstreichen: Ja, es ist gut, dass es diese Fächer gibt.

*Sebastian Dümpling: Du bist bei deinem Vortrag auf unserer Tagung ja von einem Rational Choice Ansatz ausgegangen. Geht es denn auch im biographischen Rückblick der Studierenden auf? Also, wenn die Schüler:innen ein Fach auswählen, weil sie es wollen und bestimmte Ziele damit erreichen wollen, haben sie dann meistens eine Entscheidung getroffen, die sich dann auch von hinten gesehen als richtig erwiesen hat?*

Klar. Beim Rational Choice Ansatz musst Du den Erwartungswert mit der Varianz anschauen. Und das Standardbeispiel eines hohen Erwartungswerts mit hoher Varianz sind die „Winner-Takes-It-All-Märkte“. Also viele probieren hier, den begehrten Toppreis zu gewinnen und nur ganz wenige gewinnen ihn. Und natürlich sind die, die ihn nicht gewinnen, hinterher enttäuscht oder stellen ihre Wahl möglicherweise infrage.

Aber prinzipiell war die ursprünglich rationale Entscheidung richtig. Klassische Beispiele sind Superstars im Musikgeschäft oder Sport mit ihrer hohen Sichtbarkeit und hohem Einkommen. Hier verbrennen viele Leute unglaublich viel Zeit und Ressourcen, um in die Superstar-Position zu kommen. Aber man kann ihnen doch nicht allen sagen, das war total irrational oder das war eine völlige Schnapsidee. Wenn das Herz in die Richtung ruft, dann sollen sie es probieren und sie merken dann schon, wenn sie es nicht packen. Auch wenn es dann total unfair ist oder durch welche Gründe auch immer sie den Toppreis nicht gewinnen, weil es ja unglaublich viele Bereiche gibt, die sehr zufallsgetrieben sind und überhaupt nicht planbar. Jetzt den Leuten zu sagen, geh dieses hohe Risiko nicht ein, das wird dem Lebenskonzept vieler nicht gerecht.

*Laura Otto: Es muss ja diejenigen geben, die etwas wagen und probieren.*

Ja. Es gibt beispielsweise immer wieder neue Generationen von tollen Künstlern und die haben sich durchgesetzt, aber es sind eben auch wahn-sinnig viele links und rechts abgesprungen. Gleichzeitig ist die Risikoneigung auch zyklisch. Momentan ist in meiner Wahrnehmung durchaus eine Vertrauenskrise da und Leute trauen sich weniger zu. Das sehe ich beispielsweise bei dem Interesse in Richtung Promotion oder akademische Karriere, die natürlich schon als risikobehaftet und anstrengend wahrgenommen wird. Da ist die Neigung zu promovieren oder in Richtung akademische Karriere zu investieren jetzt aktuell geringer. Die Relevanz der Bildungsrendite oder wie ausschlaggebend das Risiko einer Bildungsentscheidung eingeschätzt wird, geht, glaube ich, auch rauf und runter. Und natürlich hat es massiv was mit der Lebensphase zu tun oder auch mit deinen konkreten Erfahrungen. Wenn du mal einen totalen Kontrollverlust hattest, dann prägt dich das auch erstmal für eine Zeit und du wirst dann risikoaverser sein. Und umgekehrt, wenn du auf was gesetzt hast und es hat trotz hohem Risiko geklappt, dann bist du geneigt, das nochmal auszuprobieren und dein Schicksal nochmal herauszufordern. Somit bleibt die Bildungsentscheidung und die damit verbundenen Risiken immer sehr individuell.

*Sebastian Dümpling: Es gibt ja verschiedene Krisen, die wir gerade erleben. Das schlägt sich sicher auf den Arbeitsmarkt nieder, aber schlägt das auch messbar auf das Verhalten oder auf die Wahl der Studiengänge ein?*

Vermutlich schon. Ich hatte gerade eine Abschlussarbeit über das Thema, wie sich die Studienfachwahl verändert, nachdem manche Bundesländer Studiengebühren eingeführt haben. Die Hypothese war, dass mit Studiengebühren eher renditestärkere Fächer gewählt werden und andere nicht.

Das ist aus dem rationalen Maximierungsverhalten eigentlich total offensichtlich und es gibt tatsächlich Hinweise darauf, dass dies die Konsequenz von Studiengebühren war. Also jetzt nicht massiv, aber das ist auch nicht verwunderlich, weil die Studiengebühren nicht so hoch waren. Aber ich denke schon, dass solche Änderungen in der Kosten-Nutzen-Abwägung beispielsweise in Krisenzeiten auch bei den Leuten zu Änderungen in ihrem Verhalten führen. Es wurde aber auch gezeigt, dass die Leute mit den Studiengebühren schneller studiert haben. Sie haben auch eher Abschlüsse gemacht und nicht einfach alles sausen lassen, weil, was kostet, ist halt auch was wert. Analysen mit solchen Experimenten wie mit Studiengebühren zeigen somit, dass diese ganzen grundsätzlichen Überlegungen mit der Kosten-Nutzen-Rechnung in der Realität gut wiederzufinden sind.

*Laura Otto: Und unabhängig von Studiengebühren, Vielfachkrisen und Kosten-Nutzen-Rechnungen: Was würdest du Abiturient:innen sagen, wie die Studiengangwahl am besten aussehen soll?*

Folge dem Herzen.

\*\*\*

[Anmerkung der Redaktion:] Zum Schluss bleibt aus dem Gespräch vor allem eine Spannung hängen, die Thomas Zwick sehr klar beschrieben hat: Würzburg – und auch viele andere kleinere Städte – ist für viele Studierende ein Ort, an dem man sich wohlfühlt, an dem Studium und Alltag gut zusammenpassen – und der rückblickend oft als eine besonders gute Zeit in Erinnerung bleibt. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, dass nach dem Abschluss viele aus den klassischen Unistädten weggehen müssen: nicht, weil sie das unbedingt wollen, sondern weil es vor Ort schlicht nicht genug Arbeitsmöglichkeiten gibt. Gerade darin liegt jedoch auch ein wichtiges Argument: In Würzburg und anderen kleineren Universitätsstädten kann man sehr gut studieren – und dennoch später in München oder Frankfurt und anderen Metropolen auf dem Arbeitsmarkt ankommen. Entscheidend ist diese Kombination aus einem guten, überschaubaren Studienort und einer realistischen Perspektive für die Zeit danach.



## Mehrfach qualifiziert – doppelt so gut? Überlegungen zu neuen Formaten des Promovierens am Beispiel des Promotionsvolontariats

*Karin Bürkert, Antonia Schnell, Inga Wilke und Sarah Wirschke*

In seinem Bericht „Ausgerechnet: Museen“ von 2023 präsentiert das Institut für Museumsforschung Daten zur Personalsituation an Museen. Demnach waren 2023 insgesamt gut 22 Prozent der Museumsleitungen promoviert; mit 57,1 Prozent liegt der Anteil bei größeren Häusern mit vielfältigen Sammlungsschwerpunkten gegenüber orts- und regionalgeschichtlichen Museen (15,4 Prozent) deutlich höher.<sup>1</sup>

Auch bei Kurator:innen und wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen ist, Berufsleitfäden und Stellenausschreibungen zufolge, häufig eine Promotion erwünscht.<sup>2</sup> Der Dokortitel gilt darin als Nachweis, dass Aufgaben wie Forschung, Publikationen und Ausstellungen mit wissenschaftlichem Anspruch umgesetzt werden können.

Gleichzeitig ist für eine museumswissenschaftliche Karriere das zweijährige Volontariat zumeist Voraussetzung. Darin gewinnen die Volontär:innen Erfahrungen in den Bereichen Sammlungsmanagement, Ausstellungswesen, Vermittlung und Bildung sowie Museumsmanagement und strategische Perspektiven. Ein Volontariat soll sicherstellen, dass zukünftige Museumsmitarbeiter:innen nicht nur wissenschaftlich qualifiziert, sondern auch mit den praktischen, organisatorischen und kommunikativen Anforderungen des Berufsfeldes vertraut sind. Landesrechtliche Regelungen für das Volontariat gibt es bisher nur in Bayern und Baden-Württemberg. Seit 2019 gilt in Baden-Württemberg eine verpflichtende Ausbildungsrichtlinie, die z.B. festlegt, dass ein Ausbildungsplan erstellt werden muss.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Institut für Museumsforschung, Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): *Ausgerechnet: Museen* 2023. Berlin 2025, S. 34.

<sup>2</sup> Deutscher Museumsbund e.V. (Hg.): *Leitfaden „Professionell arbeiten im Museum“*. Berlin 2019, URL: <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2020/01/dmb-leitfaden-professionell-arbeiten-online.pdf>, 14. März 2026.

<sup>3</sup> Ministerium für Finanzen: *Verwaltungsvorschrift des Wissenschaftsministeriums über die Beschäftigung von wissenschaftlichen Volontärinnen und Volontären an den staatlichen Museen des Landes im Geschäftsbereich des Wissenschaftsministeriums (VwV Volontariat)*. Vom 8. Mai 2019, URL: [https://www.museumsverband-bw.de/wp-content/uploads/2022/03/VwV\\_Volontariat.pdf](https://www.museumsverband-bw.de/wp-content/uploads/2022/03/VwV_Volontariat.pdf), 7. Oktober 2025.

Entsprechend ist eine Museumslaufbahn von einer langen Qualifikationsphase geprägt. Dies gilt vor allem für Stellen, bei denen eine Promotion nach wie vor in Ausschreibungen verlangt wird, wie beispielsweise bei vielen Kurator:innenstellen oder Führungspositionen in größeren Museen.

Einige Pilotprojekte haben in der Vergangenheit bereits auf diese Anforderung an eine doppelte Qualifikation reagiert, indem sie auf verschiedene Weise Promotion und Museumspraxis miteinander verbanden. Dabei stellten sich vor allem der zeitliche Horizont und die Finanzierung der Promotionsphase als besondere Herausforderungen für die Projekte heraus.

- Im Tübinger BMBF-Projekt „wissen&museum: Archiv – Exponat – Evidenz“ (2009–2012) waren zwei wissenschaftliche Mitarbeiterinnen angestellt, die innerhalb der dreijährigen Projektlaufzeit Volontariat und Promotion verbinden sollten. Ziel des Projektes zwischen dem Literaturarchiv Marbach und der Universität Tübingen (Institut für EKW, Institut für Kunstgeschichte und Institut für Wissensmedien) war es, „neue Allianzen von Museen, Archiven und Hochschulen“ zu bilden, „um die Forschung im Museum und Archiv zu stärken und das Feld des kulturellen Lernens für den Forschungsdialog sowie für eine duale theorie- und praxisorientierte Ausbildung des Museumsnachwuchses fruchtbar zu machen.“<sup>4</sup> Die Herausforderung bestand darin, Promotion und Volontariate innerhalb der nur dreijährigen Laufzeit des Projekts durchzuführen.
- Ein weiteres Volontariat in unserem engeren Fachkontext startete 2017 am Badischen Landesmuseum unter der Leitung von Brigitte Heck mit dem Ziel, eine Promotion bei der Professur für Museologie in Würzburg (Guido Fackler) zu einem ausgewählten Sammlungsbestand des Referats für Volkskunde zu entwickeln.<sup>5</sup> Die anschließende Promotion wurde aus verschiedenen Gründen nicht beendet. Hier zeigte sich die Sicherung der Finanzierung der Promotionszeit als Herausforderung für alle Beteiligten.
- Das Projekt „PRIMUS – Promovieren am Museum“, das von 2017 bis 2019 in Kooperation mit sechs kunst- und kulturwissenschaftlichen Museen an der Leuphana Universität in Lüneburg angesiedelt war, versuchte ebenfalls Museumspraxis und Wissenschaft zu verbinden. Dort

---

<sup>4</sup> Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Tübingen: wissen&museum: Archiv – Exponat – Evidenz, URL: <https://uni-tuebingen.de/de/8770>, 7. Oktober 2025.

<sup>5</sup> Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft: dgv-Informationen 1/2019, S. 54, URL: <https://dgekw.de/forschung/projektliste/>, 8. Oktober 2025.

starteten an fünf der beteiligten Museen Promotionsprojekte, die allerdings nicht mit einem Volontariat verknüpft waren.<sup>6</sup>

- Am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Münster hat Lioba Keller-Drescher zeitgleich mit unserem Strukturverbund ebenfalls zwei Promotionsvorhaben in Kooperation mit zwei Museen in der Region entwickelt. Auch hier sollen während eines klassischen zweijährigen Volontariats im Museum Abtei Liesborn sowie im Freilichtmuseum Detmold Fragestellungen für eine anschließende Promotion entwickelt werden. Eine erste berufsbegleitende Promotion – auf einer Mitarbeiterstelle nach dem Volontariat – wird derzeit am Beispiel der Spruchtüchersammlung des Museums Abtei Liesborn durchgeführt.<sup>7</sup>

Die Beispiele zeigen, dass die Idee eines Promotionsvolontariats nicht ganz neu ist und viele Herausforderungen mit sich bringt, die eine strukturelle Etablierung des Formats bisher verhindert haben. Genau das aber ist das Ziel des von der VolkswagenStiftung geförderten Verbundes „KulturWissen vernetzt“<sup>8</sup>. Daher widmete sich der Workshop „Mehrfach qualifiziert – doppelt so gut?“ diesem besonderen Qualifikationsformat. Anhand der Erfahrungen, die wir mit Promotionsvolontariaten im Verbund gemacht haben und machen, reflektierten und diskutierten wir die Herausforderungen und Chancen des Formats. Der Workshop zeigte ein großes Interesse der Absolvent:innen der Empirischen Kulturwissenschaft an kombinierten Ausbildungen im museumswissenschaftlichen Bereich, während zugleich viele Fragen und Unsicherheiten bestehen. Gleichzeitig beklagen Museumsverantwortliche einen Rückgang von Bewerber:innen aus dem Fachkontext der Alltagskulturforschung, insbesondere mit den Schwerpunkten Materielle Kultur und Historische Ethnografie. Dieser Entwicklung möchte unser Strukturverbund mit der Weiterentwicklung des Promotionsvolontariats entgegenwirken. Wir hoffen, dass der Beitrag hilfreiche Einblicke und Informationen zu Machbarkeit und Durchfüh-

<sup>6</sup> Laut Homepage wurden zwei der fünf gestarteten Promotionsprojekte abgeschlossen. Institut für Philosophie und Kunstwissenschaft, Leuphana Universität Lüneburg: PRIMUS – Promovieren am Museum, URL: <https://www.leuphana.de/institute/tute/ipk/ehemalige-projekte/primus.html>, 7. Oktober 2025.

<sup>7</sup> Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Universität Münster: Promotionsforschungen, URL: [https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/volkskunde/forschung/promotionsprojekt\\_m\\_woltering\\_kulturanthropologie.pdf](https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/volkskunde/forschung/promotionsprojekt_m_woltering_kulturanthropologie.pdf), 8. Oktober 2025.

<sup>8</sup> KulturWissen vernetzt: URL: <https://kulturwissen-vernetzt.de/>, 7. Oktober 2025. Für exemplarische Kooperationen und Projekte siehe auch die Website Forum für Alltagskultur Baden-Württemberg, URL: <https://alltagskultur.info/>, 7. Oktober 2025.

rung, zu Chancen und Herausforderungen des Qualifikationsformats „Promotionsvolontariat“ bietet.

### **Zum Hintergrund: Der Verbund „KulturWissen vernetzt“**

Die strukturellen Bedingungen spielen für Promotionsvolontariate eine entscheidende Rolle. Wir werden daher kurz beschreiben, in welchem Rahmen wir sie durchführen.

Der Strukturverbund „KulturWissen vernetzt“ ist ein Zusammenschluss von Akteur:innen der Alltagskulturforschung in Baden-Württemberg, namentlich der Universitätsinstitute in Freiburg und Tübingen, dem Zentrum für Populäre Kultur und Musik in Freiburg sowie des Badischen Landesmuseums und des Landesmuseums Württemberg, jeweils mit ihren alltagskulturellen Abteilungen und Landesstellen. Ziel des Verbundes ist es, die vielfältige empirisch-kulturwissenschaftliche Wissenslandschaft in Baden-Württemberg nachhaltig zu stärken und Synergien in den Bereichen Forschung, Lehre und Wissenstransfer durch exemplarische Kooperationen herzustellen. Inhaltlich widmen sich die Kooperationsprojekte den Interrelationen von Ruralität und Urbanität und fokussieren auf den gesellschaftlichen Umgang mit aktuellen Transformationen wie Freiburgs letzter Stadterweiterung und dem Atomausstieg (Möller 2023; Bürkert 2024).

Der Verbund wird von der VolkswagenStiftung in der Linie „Weltwissen – Strukturelle Stärkung Kleiner Fächer“ (2021–2027) gefördert. Er setzt in vier miteinander verschränkten Modulen Maßnahmen um, die die Erforschung, Sammlung, Dokumentation und Vermittlung von Wissensbeständen der Alltagskultur fördern. Darüber strebt der Verbund eine systematische und nachhaltige Vernetzung an. Eines dieser Module sind die Promotionsvolontariate: Die Promotionsvolontär:innen absolvieren ein zweijähriges Volontariat und damit eine Ausbildung in verschiedenen Bereichen eines der beiden beteiligten Museen. Anschließend forschen sie zwei Jahre an einer der beiden Universitäten und verfassen eine Dissertation.

Dieses Format einer dualen Qualifikation wurde für den Verbund aufbauend auf den Erfahrungen aus den Tübinger und Würzburger Projekten entwickelt. Ziel war, das Promotionsvolontariat als eine verzahnte Ausbildung zwischen Museum, Archiv und Universität neu aufzustellen und möglichst zu erreichen, dass es über die sechsjährige Laufzeit der Förderung durch die VolkswagenStiftung hinaus strukturell an den beteiligten Institutionen verankert wird. Durch die Förderung der VolkswagenStiftung ist es möglich, dieses innovative Format zu erproben und innerhalb der sechsjährigen Laufzeit zu evaluieren, weiterzuentwickeln und vor allem auch Finanzierungsmodelle mit den beteiligten Universitäten und Museen zu entwickeln, um das Format fortführen zu können.

Die Promotionsvolontariate stellen eine zentrale strukturbildende Maßnahme in unserem Verbund dar. Mit ihrem dualen Ansatz, der nicht nur im Fachzusammenhang der Empirischen Kulturwissenschaft ein Pioniervorhaben ist, verbinden sie die Ausbildungsstrukturen von Museen und Universitäten und wirken so in institutionelle Strukturen hinein. Sie schaffen ein wechselseitiges Verständnis für die Besonderheiten von Ausbildungswegen, die jeweils institutionelle Logiken und Routinen wie Zeitregime, Prozessverläufe und Hierarchien widerspiegeln. Im Wissen um und gegenseitiger Offenheit gegenüber den jeweiligen Logiken und Routinen gilt es, den dualen Qualifikationsweg für die Promotionsvolontär:innen zu ebnen und Reibungsverluste zumindest zu minimieren.

### **Struktur und Ziele des Promotionsvolontariats**

Die Besonderheit der Promotionsvolontariate im Verbund „KulturWissen vernetzt“ ist eine dreifache: Während der gesamten vier Jahre – die verlängerte Laufzeit ist bereits die erste Besonderheit – wird ein steter wechselseitiger Austausch zwischen Museum und Universität für und durch die Promovierenden auf inhaltlicher, organisatorischer und struktureller Ebene in ihrem Arbeitsalltag gewährleistet. Das Promotionsvolontariat ermöglicht die kombinierte Bearbeitung eines Themas im musealen sowie universitären Rahmen. Außerdem sind sie eng in die vielfältigen Aktivitäten des Verbundes einbezogen und erleben und gestalten hierbei eine vernetzte Wissenslandschaft mit.

Die so ausgebildeten neuen Mitarbeitenden sind damit erstens hochqualifiziert für verschiedene Arbeitsfelder im Bereich Forschung und (museale) Wissensvermittlung und zweitens können sie eine wichtige Vermittlungsfunktion zwischen den Institutionen Hochschule und Museum übernehmen. Das Format zielt darauf, sammlungsbasierte Forschung in Universität und Museum langfristig zu verknüpfen und belastbare Strukturen des regelmäßigen Austauschs zu etablieren. In der Rolle der Promotionsvolontär:innen fließen die Wissens- und Institutionenlogiken zusammen und werden praktisch angewendet. Dadurch entstehen dual ausgebildete Fachkräfte, die beide Institutionen und ihre spezifischen Logiken kennen, ein unschätzbarer Gewinn für das kleine Fach.

Derzeit entstehen zwei Dissertationen im Themenfeld Urbanität – Ruralität, die auf Sammlungsbeständen der beteiligten Museen und Archive aufbauen und diese gleichzeitig durch eigene Erhebungen und partizipative Sammlungsprojekte erweitern. So startete Sarah Wirschke im Jahr 2021 im Badischen Landesmuseum ihr Volontariat und wechselte im Herbst 2023 zur Universität Freiburg. Antonia Schnell begann im Herbst

2023 ihr Volontariat im Landesmuseum Württemberg und wechselte im Herbst 2025 zur Universität Tübingen.

### **Umsetzung der Promotionsvolontariate in „KulturWissen vernetzt“**

Die beiden Promotionsvolontärinnen durchlaufen die Ausbildung also zeitversetzt. Während das erste Promotionsvolontariat zu dem Zeitpunkt, zu dem wir diesen Beitrag verfassen, fast abgeschlossen ist, stand für das zweite der Wechsel vom Museum an die Universität gerade erst an. Die gestaffelte Strukturierung erlaubt es, aus evaluierten Erfahrungen zu lernen und Wissen durch einen regelmäßigen Peer-to-Peer-Austausch zwischen den Volontärinnen weiterzugeben. Wir stellen im Folgenden den Ablauf und die Inhalte der beiden Promotionsvolontariate vor. Dabei gehen wir auch darauf ein, wie der Verbund das Format in seine Aktivitäten integriert und wie es auf die übergeordnete Strukturarbeit in den Institutionen einwirkt.

Die erste Promotionsvolontärin, Sarah Wirschke, begann ihre Ausbildung im Oktober 2021 an der Landesstelle für Alltags- und Regionalkultur in Staufen, einer Außenstelle des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe. Die Landesstelle ist eine Dokumentations- und Forschungseinrichtung zur Landesgeschichte und Alltagskultur Badens mit Fokus auf der schriftlichen, mündlichen und bildlichen Quellenerhebung und -sicherung.

Die Rahmenbedingungen und die inhaltliche Ausrichtung von wissenschaftlichen Volontariaten an staatlichen Museen sind in der baden-württembergischen Verwaltungsvorschrift festgelegt und werden an den Landesmuseen konsequent umgesetzt. Daraus ergeben sich die vorgegebenen Eckpunkte für die Promotionsvolontariate. Dazu gehören neben den Regelungen zur wöchentlichen Arbeitszeit (39,5 Stunden) und dem Verdienst, in Höhe von 50 % des TV-L E 13, Stufe 1 im ersten und Stufe 2 im zweiten Jahr, die regelmäßige Teilnahme an hausinternen Fortbildungen und Führungen gemeinsam mit den anderen Volontär:innen. Hinzu kommen regelmäßige Exkursionen, die aktive Teilnahme an den Volontär:innentagungen und an weiteren externen Fortbildungen. Geregelt ist hier auch, dass Sarah Wirschke neben ihrer Arbeit in der Außenstelle in Staufen noch mindestens eine weitere Abteilung oder einen anderen Arbeitsbereich kennenlernen und dort mitwirken sollte. Auf diese Weise qualifizierte sie sich im Rahmen ihres Promotionsvolontariats für eine Karriere im Museumsbereich.

Ein Meilenstein in der museumsspezifischen Ausbildung im Badischen Landesmuseum ist die Konzeption und Durchführung der Volontariats-Ausstellung, für die alle Volontär:innen des Landesmuseums gemein-

sam verantwortlich sind. Die Kuration und das Lektorat der Begleitpublikation bildeten insbesondere im ersten Jahr einen großen Teil der Arbeitsinhalte. Hinzu kam das Tagesgeschäft in Staufeu, das vor allem in der Inventarisierung von Archivalien und der Erstellung von Digitalisaten bestand. Darüber hinaus wirkte Sarah Wirschke in einer zweimonatigen Assistenzzeit in der Kuration der Sonderausstellung „Die 80er – Sie sind wieder da!“ (Juni 2023 bis Februar 2024) in der Abteilung für Alltags- und Regionalkultur im Badischen Landesmuseum mit.

Die besondere Herausforderung des Promotionsvolontariats ist es, neben den vielfältigen Ausbildungsinhalten sowie der tagtäglichen Museums- und Archivarbeit die Fragestellung für die Dissertation zu entwickeln. Im Verbund haben wir Strukturen geschaffen, die es den Volontär:innen ermöglichen, in ihrer Arbeitszeit Literatur- und Sammlungsrecherchen durchzuführen und Vorträge für die Teilnahme an Konferenzen vorzubereiten. Konferenzteilnahmen und die regelmäßigen Betreuungsgespräche mit Markus Tauschek am Freiburger Institut für EKW waren für Sarah Wirschke innerhalb ihrer Arbeitszeit möglich. Ihre Arbeit war insofern bereits während des Volontariats eng mit dem inhaltlichen Schwerpunkt Urbanität – Ruralität – hier am Beispiel der Freiburger Stadterweiterung Dietenbach – verknüpft, indem sie mehrere sammlungs- und archivbezogene Inputs in das von Matthias Möller geleitete Studienprojekt „Aufbrüche und Abgründe. Freiburg-Dietenbach und die Stadt von morgen“ gab. Zudem erstellte sie gemeinsam mit Matthias Möller, dem ehemaligen Koordinator von „KulturWissen vernetzt“, ein Sammlungskonzept für die „Dietenbach-Sammlung“<sup>9</sup>. Dieses erwies sich sowohl richtungsweisend für die weitere Arbeit mit der Sammlung in der Außenstelle in Staufeu als auch für das Studienprojekt und ein sammlungsorientiertes Seminar. Hier zeigen sich die Synergien aus der Zusammenarbeit zwischen Museum und Universität, die sich in der Person der Promotionsvolontärin bündeln: Durch die Verbindung der Expertise von Archiv, Museum und Universität konnte eine ethnografische Sammlungsstrategie<sup>10</sup> an einem konkreten, gesellschaftsrelevanten Fallbeispiel erarbeitet werden, das Sarah Wirschke gleichzeitig den Anstoß zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Fragestellung für ihr Dissertationsprojekt gab. Die Dissertation widmet sich der im Entstehen begriffenen Freiburger Stadterweiterung Dietenbach als sozio-ökologischer Stadtformation.

Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Frage, wie sich der Klimawandel als grenzüberschreitendes, materielles, kulturelles und politisches

<sup>9</sup> Forum Alltagskultur Baden-Württemberg: Dietenbach-Dinge, URL: <https://alltagskultur.info/projekte/dietenbach-dinge/>, 7. Oktober 2025.

<sup>10</sup> Sichtbar in der Ausstellung: „Aufbrüche und Abgründe. Freiburg-Dietenbach und die Stadt von morgen“, URL: <https://kulturwissen-vernetzt.de/stadtforschung/ausstellung-freiburg-dietenbach-und-die-stadt-von-morgen/>, 7. Oktober 2025.

Phänomen in die Stadterweiterung Dietenbach einschreibt (Flor 2020). Dabei wird unter anderem nach Folgendem gefragt: Was für Formen des Regierens konfigurieren sich? Wie werden Fragen von Verantwortung, Handlungsmacht und Urgenz adressiert? Wie werden (mehr-als) menschliche Zukünfte im Kontext eines zukunftsorientierten stadtplanerischen Prozesses imaginiert, debattiert und in Beziehung zu Krisen-Diskursen gesetzt?

Im Oktober 2023 wechselte Sarah Wirschke für zwei Jahre an das Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Freiburg. In der Zeit am Institut führte sie vor allem ihre ethnografische Feldforschung durch, analysierte Daten und begann mit dem Schreiben der Dissertation.

Aus den Erfahrungen des ersten Promotionsvolontariats zeichnet sich ab, dass vor allem die Einhaltung des Zeitplans von insgesamt vier Jahren ambitioniert ist und mit strukturellen Weichenstellungen einhergehen muss, die es erlauben, dass die Fragestellung und auch bereits ausreichend Quellenmaterial während des Volontariats erarbeitet werden. Bei Sarah Wirschke war das durchaus der Fall. Jedoch erforderte der inhaltliche Zuschnitt ihrer Arbeit tiefere ethnografische Erhebungen nach dem Volontariat, sodass sie nicht direkt mit der Konzeption und dem Schreiben des Textes beginnen konnte.

Das zweite Promotionsvolontariat startete im November 2023 in der Abteilung Populär- und Alltagskultur des Landesmuseums Württemberg, einer Abteilung, die das Museum der Alltagskultur in Waldenbuch als Außenstelle betreut. Das zentrale Projekt von Antonia Schnell, der zweiten Promotionsvolontärin, war das partizipative POP-UP-MUSEUM KERNgeschichten zum abgeschalteten Atomkraftwerk in Neckarwestheim und Gemmrigheim, das vom 15. Mai bis 15. Juni 2025 in Gemmrigheim geöffnet hatte.<sup>11</sup> Das Projekt entstand auf Grundlage eines Lehrforschungsprojekts von Karin Bürkert (Bürkert 2024) und einer Dokumentation der Landesstelle für Alltagskultur Stuttgart von Sabine Zinn-Thomas und Angelika Merk zu den zwei weiteren abgeschalteten baden-württembergischen Atomkraftwerken (Bürkert u.a. 2025). Das POP-UP-MUSEUM ist ein Ergebnis der vernetzten Zusammenarbeit im Verbund. Dabei griff das Museum der Alltagskultur nicht nur auf Vorarbeiten zurück, sondern die Projektpartner:innen entwickelten das Konzept kollaborativ und setzten es gemeinsam um.

Daneben nahm Antonia Schnell ebenfalls am internen Fortbildungsprogramm für Volontär:innen an ihrem Haus gemäß der Verwaltungsvorschrift und weiteren externen Ausbildungsmöglichkeiten teil. Zudem konzipierte sie mit den anderen Volontär:innen am Landesmuseum Württemberg gemeinsam ein Volontär:innenprojekt und arbeitete in ihrer Abteilung

---

<sup>11</sup> Forum Alltagskultur Baden-Württemberg: Popup, URL: <https://alltagskultur.info/popup/>, 9. Oktober 2025.

an weiteren Projekten wie einem Podcast oder einer Sammlungswerkstatt mit. Zuletzt schloss Antonia Schnell ihr Volontariat mit einer zweimonatigen Hospitation in der Direktion des Landesmuseums ab.

Parallel zur Museumsarbeit ist die wissenschaftliche Arbeit an der Promotion und vor allem die Entwicklung einer vorläufigen Fragestellung von Beginn an fester Bestandteil des Promotionsvolontariats gewesen. Strukturell stellte sich für Antonia Schnell im Laufe des Volontariats ein fester, regelmäßiger Tag als sinnvoll für die kontinuierliche Arbeit am Promotionsprojekt heraus. Aufbauend auf dem POP-UP-MUSEUM und der darin partizipativ entstandenen Sammlung konnte sie eine vorläufige Fragestellung entwickeln: Wie schreibt sich die Energiewende an einem ehemaligen Kernkraftwerksstandort anhand (materieller) Spuren in die Biografien von Akteur:innen ein? Mit dieser Fragestellung, die auf ethnografischem Sammeln aufbaut, fließen die Wissens- und Institutionslogiken von Museum und Universität im Promotionsvolontariat zusammen.

Zum 1. November 2025 wechselte die Promotionsvolontärin an das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen. Dort wird sie zwei Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig sein – und intensiv an der Ausarbeitung ihrer Dissertation arbeiten.

Diese museale Ausbildungsphase bereitete beide Promotionsvolontärinnen gezielt auf eine außeruniversitäre Karriere vor, indem praktische Erfahrungen in sämtlichen Museumsbereichen gesammelt wurden – von der Kuration, Konzeption und Organisation einer Ausstellung über die Umsetzung partizipativer Outreach-Formate bis hin zum Sammlungsmanagement und der Museumsleitung.

Während die institutionelle Hauptanbindung der Promotionsvolontärinnen in den vier Jahren wechselt, stellt die Einbindung in den Verbund für beide eine konstante strukturelle Verankerung dar und ermöglicht eine ständige gemeinsame Reflexion der Umsetzung des Formats. In regelmäßigen Koordinationstreffen mit allen Verbundsmitgliedern informieren die Promotionsvolontärinnen über ihren aktuellen Arbeitsstand. Gleichzeitig erhalten sie Einblicke in die strategische Ausrichtung des Verbunds und wirken an kulturwissenschaftlicher Strukturarbeit mit.

Der zeitversetzte Durchlauf ermöglichte einen regelmäßigen Austausch der Promotionsvolontärinnen – sie lernen mit- und voneinander, unterstützen sich gegenseitig und reflektieren gemeinsam ihre Erfahrungen an den Schnittstellen von Museum und Universität. Der ehemalige Verbundkoordinator Matthias Möller hatte die erste Promotionsvolontärin bereits in den ersten beiden Jahren inhaltlich und organisatorisch beraten. Mit Beginn des zweiten Promotionsvolontariats wurde diese enge Begleitung fortgeführt und es startete ein kontinuierliches gemeinsames Mentoring durch die beiden Koordinatorinnen. Das Mentoring umfasst

sowohl organisatorische als auch inhaltliche Fragen und bietet eine enge Begleitung der beiden Promotionsvolontärinnen auf Augenhöhe. In den Museen und an den Universitätsinstituten haben beide außerdem ihre festen Betreuungs- und Ansprechpersonen. Bei inhaltlichen Fragen zur Dissertation begleiten sie die Projektleiter Markus Tauschek und Thomas Thiemeyer ebenfalls über den gesamten Zeitraum hinweg.

## Herausforderungen und Chancen

Welche Erfahrungen haben wir mit den Promotionsvolontariaten gesammelt? Und wie können Strategien aussehen, um den Anforderungen des Formats zu begegnen? Um die Chancen für die erfolgreiche Durchführung und Implementierung von Promotionsvolontariaten zu erhöhen, diskutieren wir im Folgenden einige Herausforderungen und mögliche Lösungen.

- Strukturelle Bedingungen
  - Die Promotionsvolontariate unterliegen spezifischen Bedingungen hinsichtlich Finanzierung und Dauer. In unserem Fall sind die jeweils zweijährigen Promotionszeiten durch die Förderung der VolkswagenStiftung finanziert. Diese Bedingungen bilden die Grundlage für alle weiteren Aspekte und beeinflussen diese direkt.
  - Learning: Die Finanzierung ist zunächst die größte Herausforderung. Vorangegangene Erfahrungen mit dem Format zeigen, dass eine ungesicherte Finanzierung der Promotionsphase zu Verunsicherungen und Blockaden im Qualifikationsprozess führen kann.
  - Learning: Um die 2-plus-2-Jahre-Struktur erfolgreich realisieren zu können, sind bestimmte Anpassungen notwendig (z.B. hinsichtlich der Themenwahl und der Betreuung).
  - Maßnahmen: Fördermöglichkeiten recherchieren, die explizit aufordern oder zulassen, neue Qualifikationsformate zu erproben und/oder den wissenschaftlich-musealen Nachwuchs fördern; strukturelle Partnerschaften/Kooperationen eingehen (z.B. mit Fördervereinen der Museen); kontinuierliche Interessenvertretung für das Ziel einer dualen Qualifikation in Gremien von Hochschulen und Museen.
- Aufgaben und Arbeitsalltag im Volontariat
  - Das Volontariat dient dem Erwerb museumsspezifischer Kompetenzen. Volontär:innen sind mit vielfältigen Aufgaben und arbeitsintensiven Phasen in einer Vollzeitstelle mit integrierten Ausbildungsinhalten konfrontiert. Die Vorbereitung auf die Promotion während des Volontariats bedeutet eine Doppelbelastung und bedarf immer

- wieder eines Wechsels zwischen museumsinternen und universitären Strukturen (wie z.B. Kolloquien und Tagungen).
- Learning: Es bedarf klarer Regelungen für die Aufgaben und Aufteilung der Arbeitszeit im Volontariat, vor dem Hintergrund, dass neben der Durchführung eines vollwertigen Volontariats gleichzeitig eine Promotion vorbereitet wird. Wichtig ist auch, die Möglichkeit zur Vorbereitung auf die Promotion (Entwicklung einer Fragestellung) durch zeitliche Entlastung (Beurlaubung für Teilnahme an wissenschaftlichem Austausch bzw. Integration dieser Elemente in das Aufgabenprofil des Volontariats) und inhaltliche Fokussierung (auf ein Thema/einen Bestand) zu geben, die auf allen Ebenen der Vorgesetzten der Volontär:innen unterstützt wird.
  - Maßnahmen: Es ist sinnvoll, zu Beginn einen strukturellen Rahmen festzulegen. Konkret kann das bedeuten: Mindestwochenarbeitszeit für die Promotion mit festem Tag, frühe Festlegung von Meilensteinen wie Gesprächsterminen mit Betreuung, Exposé, Anmeldung der Promotion. Diese Regelungen sollten von allen Beteiligten gemeinsam aufgesetzt und eingehalten werden.
- Themenfindung im Projektkontext (inhaltlich & strategisch)
    - Im Promotionsvolontariat besteht eine Herausforderung darin, ein Promotionsthema zu wählen, das sowohl hinsichtlich der Sammlungsbestände als auch hinsichtlich eines möglicherweise im Projekt vorgegebenen Themenfelds passend ist.
    - Learning: Die angedachte inhaltliche Überschneidung des Volontariatsprojekts mit dem Promotionsthema ist, wie sich in der Praxis gezeigt hat, notwendig und sinnvoll: Einerseits aus Zeitgründen, andererseits aus inhaltlichen Gründen – denn erst durch die Verschränkung beider Bereiche wirkt das Potenzial des Formats.
    - Learning: Stärkere inhaltliche Vorgaben erleichtern die erfolgreiche Umsetzung der Promotion, da die Promotionsphase mit zwei Jahren für ein empirisch arbeitendes Fach knapp bemessen ist. Hier ist ein Abwägen erforderlich: Je konkreter die inhaltlichen Vorgaben sind, desto effizienter kann gearbeitet und die Promotion bereits im Volontariat effektiver vorbereitet und angefangen werden. Jedoch verringert sich dadurch die forschersische Freiheit.
    - Maßnahmen: Wenn es einen thematischen Projektrahmen gibt, vorher durch die Arbeitgebenden (Museum und Universität in Kooperation) prüfen: Gibt es Überschneidungen mit Sammlungsbereichen? Lässt sich der Rahmen während des Volontariats adaptieren?

- Dissertationsformate
  - Promotionsordnungen in der EKW sind weiterhin recht starr auf eine Monografie als Ergebnis der Promotion ausgerichtet.
  - Learning: Vor dem Hintergrund der Anforderungen, die das Promotionsvolontariat als 2-plus-2-Jahre-Format stellt, wäre eine größere Flexibilität von Dissertationsformen wünschenswert. Eine kumulative Dissertation könnte z.B. schon während des Volontariats begonnen werden. Außerdem wäre es für Promotionsvolontär:innen eine attraktive Option, wenn auch Ausstellungen oder andere Projekte des Volontariats als Elemente in die Promotionsleistung eingebracht werden könnten.
  - Maßnahme: Hier ist Gremienarbeit innerhalb der Universitäten notwendig, um Prüfungsordnungen auf Dauer evtl. anzupassen oder zu flexibilisieren.
- Institutionenübergreifende Kooperationen
  - Promotionsvolontär:innen arbeiten an der Schnittstelle verschiedener Institutionen und lernen so die verschiedenen Wissens- und Institutionslogiken durch die intensive Zusammenarbeit und Anbindung an Universität und Museum kennen.
  - Learning: Für die Umsetzung der Promotionsvolontariate ist es zentral, die verschiedenen institutionellen Logiken, die sich direkt in den Ausbildungen niederschlagen, offenzulegen und zu reflektieren.
  - Maßnahme: Regelmäßige Treffen aller Beteiligten, in denen ein offener und vertrauensvoller Austausch möglich ist.
- Austausch und Betreuung
  - Da es sich um anspruchsvolle Ausbildungsformate handelt, ist eine enge Begleitung der Promotionsvolontär:innen sehr wichtig.
  - Learning: Um die Qualität des Programms sicherzustellen, sollten verschiedene unterstützende Strukturen etabliert werden.
  - Maßnahme: Wenn mehrere Promotionsvolontariate parallel laufen, ist ein regelmäßiges Peer-Mentoring sinnvoll. Die Promotionsvolontär:innen lernen mit- und voneinander, können sich gegenseitig unterstützen und reflektieren gemeinsam ihre Erfahrungen an den Schnittstellen von Museum und Universität.
  - Maßnahme: Zeitgleich ist es hilfreich, ein kontinuierliches Mentoring mit Personen zu haben, zu denen die Promotionsvolontär:innen nicht direkt in Betreuungs- und Ausbildungsverhältnissen stehen. Im Fall von „KulturWissen vernetzt“ übernehmen die beiden Koordinatorinnen in Tübingen und Freiburg diese Aufgabe.
  - Maßnahme: Feste Ansprechpersonen und Betreuer:innen an Museum und Universität, die insbesondere die inhaltliche Betreuung fo-

- kussieren, sind wichtige und notwendige Ergänzungen eines fortlaufenden Austauschs für Promotionsvolontär:innen.
- Dieser kontinuierliche Austausch auf verschiedenen organisatorischen und strukturellen Ebenen ermöglicht es, das Format und den Stand der Projekte in regelmäßigen Abständen strukturell und inhaltlich zu reflektieren und gegebenenfalls nachzujustieren.
  - **Institutionswechsel**
    - Der Institutionswechsel zur Halbzeit der Promotionsvolontariate erlaubt es den Volontär:innen nach einer intensiven Zeit im Museumsalltag sich nun auf ihre Rolle als Doktorand:innen zu fokussieren.
    - Learning: Eine frühe Anbindung an die Institute und die wissenschaftliche Community, wie sie im Kontext des Strukturverbundes und der engen Zusammenarbeit zwischen Museums- und Universitätsangehörigen gegeben ist, erleichtert diesen Wechsel enorm.
    - Maßnahme: U.a. Verbundtreffen, aber auch bspw. Tagungs- und Konferenzbesuche zum Promotionsthema sowie eine Anbindung an Institute durch Kolloquien und Doktorand:innengruppen von Beginn der Volontariate an können bereits eine enge Vernetzung und Anbindung schaffen.
  - **Übergang nach der Promotionsphase und Karrierechancen**
    - Die Promotionsvolontär:innen sind nach der dualen Ausbildung auf besondere Weise qualifiziert. Es gilt, dies für die weitere Karriere produktiv zu machen. Auch die Auswertung der Karrierewege ist interessant, um die Wirksamkeit des Formats zu prüfen.
    - Learning: Die Promotionsvolontariate enden nicht mit dem Ende des Arbeitsvertrags an der Universität. Sie sollten auch darüber hinaus begleitet und evaluiert werden.
    - Maßnahme: Karriererelevante Workshops und Coachings ermöglichen; Kontakt halten und weiteren Werdegang analysieren.

### **Zusammenfassung und Ausblick**

Erste Evaluationen bestätigen, dass das Format gleichzeitig innovativ und voraussetzungsreich ist. Unser Verbund ist derzeit der einzige Kontext, in dem strukturell verankerte und für vier Jahre finanzierte Promotionsvolontariate in der EKW umgesetzt werden. Gleichzeitig gibt es einen Bedarf an solchen Formaten: Museen suchen dringend mehr Bewerber:innen aus der EKW. Außerdem ist das Interesse potenzieller Promovierender an einer dualen Ausbildung wie den Promotionsvolontariaten vergleichsweise hoch.

Wir sind davon überzeugt, dass Promotionsvolontariate attraktive und gewinnbringende Ausbildungsformate für die Alltagskulturforschung sind. Sie bieten eine doppelte Qualifizierung in einem kompakten, strukturierten Format und eröffnen damit auf lange Sicht attraktive Berufsperspektiven. Sie erhöhen die Sichtbarkeit und gesellschaftliche Wirksamkeit sowohl der Promotionsvolontär:innen als auch der Alltagskulturforschung an sich. Denn bereits während ihrer Ausbildung werden die Promotionsvolontär:innen durch die Verknüpfung von Museumspraxis und akademischer Arbeit mit öffentlichkeitswirksamen Projekten (im Fachkontext und den Medien) sichtbar. Das Format stärkt die institutionelle und personelle Vernetzung zwischen Universitäten und Museen, Landesstellen und Archiven. Die auf diese Weise dual qualifizierten Personen können dauerhaft als Botschafter:innen zwischen den Institutionen wirken.

Zum Schluss des Beitrags sei noch einmal explizit die Einladung zur Vernetzung ausgesprochen: Wir möchten uns über Beispiele aus der Praxis oder auch Erfahrungen mit gescheiterten Vorhaben für alternative Qualifizierungsformate austauschen. Besonders interessant ist ein Austausch dazu, welche neuen, berufsorientierteren Formen des Promovierens mit Praxisbezug bereits ausprobiert werden/wurden. Welche anderen Formate neben der ‚klassischen‘ Dissertation wurden dabei eventuell bereits erprobt? Ziel ist es, voneinander zu lernen und uns gegenseitig zu ermutigen, Neues auszuprobieren. So können bestehende Formate durch den Wissens- und Erfahrungsaustausch in enger Vernetzung mit Museen und weiteren außeruniversitären Forschungsinstituten reflektiert und gestärkt werden.

- Wie können institutionenübergreifende Kooperationen für die Ausbildung über einzelne projektbasierte Qualifikationen hinaus produktiv gemacht werden?
- Wie kann die strukturelle Verankerung solcher neuen Formate gelingen?
- Welche Herausforderungen bringen diese Formate mit sich, sowohl strukturell (z.B. Finanzierung, Institutionenwechsel) als auch für die Beteiligten in ihren verschiedenen Rollen (z.B. Zeitkonflikte, Zuständigkeiten)?
- Inwiefern verbessern neue Promotionsformate die Möglichkeiten gesellschaftlicher, medialer und beruflicher Teilhabe während der Promotion und darüber hinaus?
- Wie können alternative Qualifizierungsformate zu einer zukünftigen Ausrichtung des Faches im Hinblick auf die Mitgestaltung gesellschaftlicher Entwicklungen beitragen?

### Literaturverzeichnis

- Bürkert, Karin (Hg.): Alltag. Konflikt. Wandel. In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk. Tübingen: EKW-Verlag 2023.
- Bürkert, Karin u.a.: Es war einmal ein Atomkraftwerk. Zur Gestaltung des „nuclear heritage“ zwischen Politik, Kulturwissenschaft und Alltäglichkeit. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (2025): S. 89–107.
- Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft: dgk-Informationen 1/2019, S. 54, URL: <https://dgek.de/forschung/projektliste/>, 8. Oktober 2025.
- Flor, Valeska „Between Madness and Reason: Social comparison and climate change debate“, Zeitschrift: Cultural Analysis. An Interdisciplinary Forum on Folklore, HN: 18.1, 41–62, hier S. 41, 2020.
- Forum Alltagskultur Baden-Württemberg: Diätenbach-Dinge, URL: <https://alltagskultur.info/projekte/dietenbach-dinge/>, 7. Oktober 2025.
- Forum Alltagskultur Baden-Württemberg: Popup, URL: <https://alltagskultur.info/popup/>, 9. Oktober 2025.
- Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Universität Münster: Promotionsforschungen, URL: [https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/volkskunde/forschung/promotionsprojekt\\_m\\_woltering\\_kulturanthropologie.pdf](https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/volkskunde/forschung/promotionsprojekt_m_woltering_kulturanthropologie.pdf), 8. Oktober 2025.
- Institut für Museumsforschung, Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): Ausgerechnet: Museen 2023. Berlin 2025, S. 34.
- Institut für Philosophie und Kunstwissenschaft, Leuphana Universität Lüneburg: PRIMUS – Promovieren am Museum, URL: <https://www.leuphana.de/institute/ipk/ehemalige-projekte/primus.html>, 7. Oktober 2025.
- KulturWissen vernetzt: URL: <https://kulturwissen-vernetzt.de/>, 7. Oktober 2025.
- KulturWissen vernetzt: Ausstellung „Freiburg-Dietenbach und die Stadt von morgen“, URL: <https://kulturwissen-vernetzt.de/stadtforschung/ausstellung-freiburg-dietenbach-und-die-stadt-von-morgen/>, 7. Oktober 2025.
- Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Tübingen: wissen&museum: Archiv – Exponat – Evidenz, URL: <https://uni-tuebingen.de/de/8770>, 7. Oktober 2025.
- Ministerium für Finanzen: Verwaltungsvorschrift des Wissenschaftsministeriums über die Beschäftigung von wissenschaftlichen Volontärinnen und Volontären an den staatlichen Museen des Landes im Geschäftsbereich des Wissenschaftsministeriums (VwV Volontariat). Vom 8. Mai 2019, URL: [https://www.museumsverband-bw.de/wp-content/uploads/2022/03/VwV\\_Volontariat.pdf](https://www.museumsverband-bw.de/wp-content/uploads/2022/03/VwV_Volontariat.pdf), 7. Oktober 2025.

Möller, Matthias (Hg.): Aufbrüche und Abgründe. Freiburg-Dietenbach und die Stadt von morgen. Freiburg: Waxmann 2023. (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie 8, Sonderband).

## **Beiwuchs statt Nachwuchs? Perspektiven auf wissenschaftliche Werdegänge zwischen Ausbildung und Anerkennung**

*Helen Abner, Valeska Flor, Julian Schmitzberger und Katharina Schuchardt*

Dieser Beitrag dokumentiert einen Workshop im Rahmen der DGEKW-Hochschultagung in Würzburg zur Situation von Wissenschaftler:innen in frühen Karrierephasen, wobei er nicht nur als Ergebnissicherung gedacht ist, sondern die dort aufgeworfenen Themen, Fragen und Probleme weiterdenkt.<sup>1</sup> Unseren Ausgangspunkt nehmen wir bei den Zukunftsbildern, die im Rahmen des Workshops von den Beteiligten entworfen wurden. Wir luden die Teilnehmenden dazu ein, utopische Bilder eines ‚besseren‘ Wissenschaftssystems zu entwerfen. Auf diesen Visionen aufbauend wollen wir einerseits Lösungsansätze vorschlagen/Überlegungen anstellen, die innerhalb der Statusgruppe der nicht-professoralen Forschung und Lehre in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft umgesetzt werden können: Welche Modelle können Wissenschaftler:innen am Anfang ihrer Berufslaufbahn dabei helfen, den Herausforderungen und Widersprüchen des akademischen Feldes zu begegnen? Wie können sie gemeinsam neue Handlungsspielräume erschließen, die sie auf ihrem Weg unterstützen? Andererseits wollen wir auf Basis der Zukunftsbilder und aktueller hochschulpolitischer Debatten um die Novelle des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG) eine kritische Lesart des universitären Ausbildungssystems anbieten – wobei wir uns auch näher dem Begriff des „wissenschaftlichen Nachwuchses“ widmen – und skizzenhaft Überlegungen zu konkreten Praktiken und Umstrukturierungen teilen, die unserer Ansicht nach die Lage von Wissenschaftler:innen in frühen Karrierephasen verbessern könnten.

Die Überlegung im Vorfeld des Workshops im Rahmen der DGEKW-Hochschultagung in Würzburg, statt vom „Nachwuchs“ vom „Beiwuchs“ zu sprechen, ist inspiriert vom Vokabular des nachhaltigen Gärtnerns, in dem das Paar „Beikraut statt Unkraut“ als kritischer Perspektivwechsel

---

<sup>1</sup> Wir bedanken uns herzlich bei allen Teilnehmenden des Workshops im Rahmen der DGEKW-Hochschultagung 2024 in Würzburg für ihre Beiträge, Ideen und Fragen, die diesen Text maßgeblich mitgeprägt haben. Unser herzlicher Dank gilt außerdem Olga Reznikova und Moritz Ege für ihr hilfreiches, konstruktives Feedback zum Text. Link zum Programm und zum Abstract des Workshops: <https://www.phil.uni-wuerzburg.de/eevk/veranstaltungen/dgekw2024/programm/>, 04.03.2026.

diskutiert wird. Aufbauend auf die wertschätzende Umdeutung von sogenannten Randpflanzen nutzen wir den sprachlichen Perspektivwechsel, um über das Sprechen über Wissenschaftler:innen ohne Lebenszeitprofessur zu reflektieren: Beiwuchs statt Nachwuchs. Damit soll keinesfalls eine Parallele zwischen „Unkraut“ (oder „Randpflanzen“) und Wissenschaftler:innen vor der Lebenszeitprofessur nahegelegt werden. Vielmehr geht es uns darum, der Vielgestaltigkeit wissenschaftlicher Werdegänge und dem anhaltenden intellektuellen Wachsen, das auch nach Erlangen einer entfristeten Professur nicht aufhört, gerecht zu werden. Der Begriff „Beiwuchs“ soll in diesem Sinne irritieren und zugleich anregen, die binäre Unterscheidung zwischen „vollwertigen“ und „noch nicht fertigen“ Wissenschaftler:innen zu hinterfragen. Dabei stößt diese Metapher schnell an ihre Grenzen: Ist „wachsen“ überhaupt eine adäquate Beschreibung für wissenschaftliche Arbeit, egal in welchem Status? Braucht es vielleicht ganz andere Begriffe? Für unseren Text bietet die dürftige Beiwuchs-Metapher zumindest eine kleine sprachliche Rankhilfe, auch wenn sie (uns Autor:innen) mit jedem weiteren Gespräch zum Thema weniger tragfähig erschien.

### **Wildwachsen – Zukunft als Wimmelpanorama**

Angesichts der vielen Missstände im Feld befristeter akademischer Lohnarbeit formiert sich Protest (wie etwa unter den Hashtags #ichbinhannah oder #ichbinreyhan), der unter anderem die pauschalisierende und infantilisierende Bezeichnung von Wissenschaftler:innen ohne/vor der Lebenszeitprofessur als „Nachwuchs“ kritisiert, aber weit darüber hinausweist. Dabei entwickeln sich beispielsweise Visionen davon, wie wir eigentlich arbeiten und forschen wollen – unlängst etwa vom studioloab in einer „reparativen Vision“ in der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft ausformuliert (ZEKW 119 (2023), H. 1: 93). Unser Workshop verfolgte ebenfalls das Ziel, neben einer Bestandsaufnahme der Prekaritäten, gemeinsam ins Denken und Visionieren zu kommen: Wie wollen wir als Wissenschaftler:innen wachsen und gedeihen? Was brauchen wir dafür? Wo stehen wir als „Fach“? Und wo wollen wir hin? Was für institutionelle Veränderungen sind notwendig, um die Anerkennung von wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen zu fördern? Wie kann die Kategorie „Nachwuchs“ umbenannt und vor allem neu gedacht werden? Um diese Fragen zu bearbeiten, zu beantworten und Visionen für eine wünschenswerte Zukunft zu entwickeln, haben wir eine Methode erprobt: In Kleingruppen waren die Teilnehmenden dazu aufgefordert, Vision Boards zu verschiedenen Aspekten des akademischen Wachstums zu entwickeln. Das löste, um es vorwegzunehmen, gemischte Gefühle aus.

Ein Vision Board ist eine visuelle Darstellung von Träumen und Zielen, erstrebenswerten Ästhetiken und Wünschen für die Zukunft. Häufig als Collage angelegt, versammelt es wünschenswerte Objekte, Bilder, teilweise auch Wortfetzen und Ideen. Verwendung finden Vision Boards gegenwärtig beispielsweise in gestalterischen Arbeitsfeldern (wie etwa dem Interior Design), aber insbesondere auch auf Social Media Plattformen, wenn es darum geht, Ästhetiken zu entwerfen, auszubuchstabieren und greifbar zu machen. Sie fungieren außerdem als Werkzeuge, um sich (durchaus im Gestus der Selbstoptimierung) der eigenen Ziele bewusst zu werden, sie sich vor Augen zu führen und sie ggf. auch mit der Welt zu teilen. Vision Boards fangen dabei meist eine Stimmung oder ein erstrebenswertes Gefühl ein und kreieren eine Spannung zwischen konkreter Visualität und abstrakter Umsetzungspraxis. Als nonlineares, assoziatives und spielerisches Medium sind sie eng verwandt mit Collagen und teilen einige Merkmale mit Zines.<sup>2</sup> Sie werden häufig als mädchenhafte Medien wahrgenommen (werden gerade online insbesondere von jungen Frauen genutzt und geteilt) und weil sie oft ästhetisch-hedonistisch verwendet werden, auch abgetan. Ihre Visualität kann dabei sowohl auf übereingekommene Bilder und Figuren rekurrieren, aber birgt auch das Potenzial, diese gleichzeitig aufzubrechen und neu zu kontextualisieren – Bricolage auch in Claude Lévi-Strauss' Sinne.

Im Rahmen des Workshops haben wir die Aufgabe gestellt, vier solcher Vision Boards zu erarbeiten. Dazu haben wir vier Leitfragen formuliert, die – um der Visualität der Methode gerecht zu werden – jeweils auf etablierte Bilder/visuelle Metaphern für akademische Werdegänge verweisen:

- Wie sieht die akademische Karriereleiter der Zukunft aus?
- Welche Ausrüstung/Ressourcen benötige ich für meinen zukünftigen Weg in der Wissenschaft?
- Welche Brücken wollen wir bauen?
- Wie sieht die kulturwissenschaftliche Wissensfabrik der Zukunft aus?

Wir formulierten den konkreten Arbeitsauftrag, sich mit diesen Fragen kreativ-assoziativ auseinanderzusetzen. Ausgestattet mit Scheren, Klebestiften und zusammengesammelten Zeitschriften folgten die Teilnehmenden des Workshops eigenen Assoziationsketten, aber entwickelten auch im gemeinsamen Gespräch kollektive Ideen und forcierten ihre künstlerische Umsetzung auf dem Vision Board. Wir als Veranstalter:innen begleiteten die Arbeitsgruppen und wurden öfter gebeten, Zeitschriften nach bestimmten Motiven und Bildern zu durchsuchen.

<sup>2</sup> Zines, Kurzform von Fanzine, sind in der Regel nicht-kommerzielle, oft selbstgemachte (Online)-Publikationen, die sich einem Thema widmen. Ausführliche Beschreibungen, Interpretationen und Definitionen zum Begriff in Piepmeier 2009, Triggs 2010.

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen und den darin enthaltenen Bildern war auch mit der Aufforderung verbunden, ihnen bei Bedarf zu widersprechen, sie anders zu zeichnen oder ganz zu verwerfen. Insofern glich die Herangehensweise unserem Umgang mit dem Bild des „Nachwuchses“ und setzte unsere Kritik in konkretes Handeln in Form des praktischen Collagierens von Zukunftsversionen um. Insbesondere die Bilder „Karriereleiter“ und „Wissensfabrik“ riefen Unbehagen hervor. Auch die Aufgabenstellung, diese Fragen in Form eines Vision Boards zu bearbeiten, stellte die Teilnehmenden vor Herausforderungen. Das mag an dem im Medium angelegten Widerspruch von visueller Konkretheit bei gleichzeitiger Assoziativität sowie Verspieltheit und Ausdrucksoffenheit begründet sein, die nicht unbedingt auf den ersten Blick mit der Dringlichkeit der Sache, der erfordernten Konkretheit und der politischen Dimension des Bearbeiteten korrespondieren. Das Zögern könnte genauso mit dem Primat des Linearen, Linguistisch-Diskursiven in der akademischen Praxis begründet werden – oder mit einem gut nachvollziehbaren Misstrauen gegenüber der kulturellen Überfrachtung und Wirkmacht von visuellen Metaphern. Das gemeinsame Arbeiten an Vision Boards und die damit verbundenen Diskussionen nehmen wir als Praktiken des Wildwachstums – des suchenden, ausufernden und zunächst unorganisierten Wucherns von Ideen in verschiedene Richtungen.

Die wildgewachsenen Vision Boards und ihre Präsentation eröffneten nichtsdestotrotz einen Raum für Gespräche über wünschenswerte Zukünfte und erlaubten es, sich vor diesem Hintergrund über die Gegenwart zu verständigen und zu erkunden, wohin sie führen könnte. Zusammengekommen und ergänzt um einige Punkte, die in der Diskussion immer wieder aufkamen, ergeben die Vision Boards ein Zukunftspanorama, das keinen paradiesischen Garten Eden der Wissenschaft abbildet, sondern als Wimmelbild daherkommt, in dem es vieles zu entdecken gibt (<https://doi.org/10.18450/ethnoa-medien/105>).

Das Zukunftspanorama entpuppte sich als Konglomerat und Bestandsaufnahme gegenwärtiger Umstände wissenschaftlichen Arbeitens, gepaart mit davon abgeleiteten hoffnungsvollen Ausblicken. Zukunft erscheint als Mix aus Gegenwart und Vergangenheit, aus großen Plänen und Fragezeichen, als Durcheinander aus Bildern, Metaphern, Fantasien, Statements und politischen Forderungen. Das Wimmelpanorama liefert keine eindeutigen Antworten auf die gestellten Fragen, sondern Denkipulse zur Frage, wie es weitergehen könnte. Es funktioniert nicht linear und bleibt uneindeutig. Um sich darin zurechtzufinden und es zu erkunden, empfiehlt es sich, einen Ausgangspunkt zu fokussieren – zum Beispiel etwas, das aus einer persönlichen Situation und Perspektive ins Auge sticht und Aufmerksamkeit zieht. Davon ausgehend lassen sich Assoziationen spin-

nen, Relationen entdecken und das Wimmelpanorama auf eigene Faust erkunden. Wer sich von der Fülle erschlagen fühlt, kann sich uns anschließen und einen der von uns vorgeschlagenen Einstiegspunkte zum Ausgangspunkt nehmen, um das Wimmelpanorama zu durchforsten und sein assoziatives Dickicht zu durchkämmen. Dabei machen wir uns die aufgerufenen Metaphern zunutze – wohlweislich, dass sie schnell an ihre Grenzen stoßen und der Realität nur rudimentär gerecht werden. Sie sind spielerische, spontane Denkipulse, die als Metaphern im Rahmen des Workshops entstanden sind und auch so verstanden werden sollten. Sie sind keine konkreten Deutungs- und Analyseangebote, sondern Startpunkte für weitere Auseinandersetzungen und durchaus auch für Widerspruch.

### **Erster Einstiegspunkt: Pilze – Sammeln oder Halluzinieren?**

Pilze sind spätestens seit Anna L. Tsing (2015) zu einem vielbedachten kulturwissenschaftlichen Forschungsgegenstand geworden. Auch auf unserem Wimmelpanorama wuchern sie wild und überall. Besonders auffällig ist der Pilzbefall am rechten Rand des Panoramas. Dort sprießen sie gemeinsam und ihr Rhizom, das sich durch das gesamte Panorama zieht, ist offengelegt. Sie überwuchern die Karriereleiter – ein Bild für akademische Laufbahnen, das wir gerne verwerfen wollen. Die Linearität, Eindimensionalität und darin eingeschriebene Fortschrittslogik sowie der damit verbundene Aufstiegsdruck sind für uns weder passend noch erstrebenswert. Das Bild des Rhizoms, eines verzweigten, gut verwachsenen und mit allerhand anderen Ökosystemen verbundenen Gewächses erschien uns treffender. Diese rhizomartige Karrierestruktur bietet Möglichkeiten, in viele Richtungen zu wachsen, nicht nur in Richtung Professur. Sie erlaubt es uns, vielseitige Netzwerke aufzubauen, die auf gegenseitiger Unterstützung und Solidarität gewachsen sind. Ins Rhizom ist Fürsorge eingeschrieben – füreinander, für uns selbst und für die Institutionen und Systeme, mit denen wir zusammenhängen. Damit verbunden ist auch der Wunsch, seine Wurzelstrukturen behalten und sie dem Mobilitätsgebot zum Trotz weiter pflegen zu können. Das Rhizom gehört auch zu unserer Ausrüstung – wir brauchen es, um resilient und gestärkt forschen, denken und arbeiten zu können. In unserem Ausrüstungsrepertoire finden sich noch ein paar besondere Pilze – die roten Toads aus dem Videospiel-Klassiker Super Mario. Pilze fungieren in diesen Videospielen als Power-Ups, sie liefern die Extrakräfte, die für besondere Herausforderungen benötigt werden.

## Zweiter Einstiegspunkt: Auf dem Dach der Wissensfabrik

Wer das Wimmelpanorama weiter betrachtet, stößt unweigerlich auf die „Wissensfabrik“. Allein der Begriff trägt schon eine Ambivalenz in sich: Er verweist auf Effizienz, Output, Taktung – und damit auf eine Verwertungslogik, die Wissenschaft zunehmend prägt. Gleichzeitig wirkt die Fabrik als Arbeitswelt auch etwas in die Jahre gekommen, präsentiert sich die neoliberale Hochschule doch häufig gerne als optimiertes und flexibles Großraumbüro. Trotzdem oder gerade deshalb lädt die Fabrik-Metapher dazu ein, die neoliberale Hochschulpolitik zu betrachten: Universitäten agieren zunehmend wie Unternehmen, in denen Wissensproduktion nach Maßstäben von Rendite, Rankings und Drittmittelvolumen organisiert wird. Forschung wird hier zu einem Prozess, der wie ein Produktionsband funktioniert: Drittmittel hinein, Publikationen hinaus. Wissensarbeiter:innen erscheinen als austauschbare Rädchen in einem Getriebe, das unablässig läuft. Etwas, das auch in einem Video des Bundesministeriums für Bildung und Forschung zur Befristung nach dem Wissenschaftszeitvertragsgesetz dargestellt wurde, das den Anstoß für eine breitere Diskussion zu Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft im deutschsprachigen Raum gab.<sup>3</sup> Doch auf dem Dach dieser Fabrik eröffnet sich ein anderer Möglichkeitsraum. Hier, oberhalb der Maschinenräume, lässt sich Wissenschaft jenseits von Kennzahlen, Rankings und Outputlogik denken. Das Dach steht für Entschleunigung, für Reflexion und für ein kollektives Verständnis von Wissensproduktion, das sich nicht an Effizienz, sondern an Kreativität, Austausch und gemeinsamer Verantwortung orientiert. Auf dem Dach begegnen wir einander nicht als Konkurrenzkörper, sondern als Community: Wir bauen Netzwerke, pflegen Care-Strukturen und verstehen Wissenschaft als gemeinsamen Prozess – als Praxis, die ebenso viel Wert im Entstehen und im Scheitern hat wie im fertigen Ergebnis. Damit wird das Dach zur Freifläche über den starren Mauern der Verwertungslogik: ein Ort, an dem Rhizome wachsen können, wo Karrieren sich verzweigen, verweben und solidarisch stützen, statt auf eine lineare Leiter reduziert zu werden. So verstanden, verwandelt sich die „Wissensfabrik“ von einem Symbol der Fremdbestimmung und Produktion hin zu einer Plattform, die wir uns zurückerobern: als Dachgarten, als Denkraum, als kollektives Labor für andere Zukünfte der Wissenschaft.

---

<sup>3</sup> Erklärvideo des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) zum Wissenschaftszeitvertragsgesetz, derzeit nur auf Youtube einsehbar. Vgl. bei Jörg Thomsen: Ich bin Hanna. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=PIq5GLY4h4E> (08.10.2025).

### **Dritter Einstiegspunkt: Feuer & Flamme – Enthusiasmus oder Verbrennungsgefahr?**

In der griechischen Mythologie stahl der Titan Prometheus das Feuer der Götter und brachte es den Menschen als Geschenk. Das Feuer steht als Symbol für Erkenntnis, Erleuchtung, aber auch fürs Durchhalten. Dies wird am Beispiel der Olympischen Flamme besonders deutlich, die seit der Antike nicht erloschen sein soll und weitergetragen wird. Das Brennen für die eigene Forschung und/oder Disziplin, das innere Feuer, das zum ständigen Weitermachen motiviert, sind in der Wissenschaft allgegenwärtige Ideale. Feuer scheint geradezu Teil der persönlichen Ausrüstung von in der Wissenschaft tätigen Personen zu sein; egal ob noch frisch in der Promotion oder bereits seit vielen Jahren ‚im System‘. Die Flamme mutet zuweilen als persönlicher Leuchtturm an, der einen vermeintlich eindeutigen Weg weist – ohne dass klar ist, wie dieser Weg beschaffen ist oder wohin er überhaupt führt. Vielmehr leuchtet er nur den unmittelbaren Umkreis aus und präsentiert einen entfernten Sehnsuchtspunkt, der aufgrund der systemischen Bedingungen oftmals nicht erreicht werden kann. Die Flamme wird daher gleichzeitig zu einem Faktor für Unsicherheit. Nur die flammende Leidenschaft fürs Forschen und Lehren reicht eben nicht immer aus – einer der Kernpunkte in einer der Collagen war die Visualisierung von „Welt/Leben“, das für ein Gleichgewicht zwischen der Tätigkeit als Wissenschaftler:in und dem stand, was das Leben sonst noch so ausmacht. Nicht zuletzt drohen die Bedingungen im Hochschulsystem auch, das innere Feuer zu ersticken – Feuer braucht die kontinuierliche Sauerstoffzufuhr von außen. Nicht wenige verlassen daher auch die deutsche Wissenschaftslandschaft; mitunter zugunsten von Stellen im Ausland. Zudem ist die Gefahr real, sich in den Karrierewegen oder fehlenden Perspektiven zu verbrennen, u.a. aufgrund der fehlenden Transparenz. Das Feuer wird zu Zündstoff, der spätestens am Ende der maximalen Laufzeit nach dem Wissenschaftszeitvertragsgesetz droht hochzuziehen. In der Collage zeugen davon die Wünsche zur Ausrüstung, die es für Forschende braucht, um die innere Flamme am Lodern zu halten, ohne Brandblasen davonzutragen: „Planungssicherheit“, „Transparenz“, „Nein-Sagen“ können und „klare Karrierewege“. Letzteres meint weniger den bereits eingebrachten Leuchtturm als Anlaufpunkt am Ende eines (steinig)en Weges, sondern das Ausleuchten von Möglichkeiten und Alternativen. Dazu bedarf es aber eines Systems, das mehr Gestaltungsspielraum zulässt und sich nicht programmatisch verengt. Vielleicht braucht es auch feuerfeste Anzüge, um das „Spiel mit dem Feuer“ unbeschadet zu bewerkstelligen oder das „Dach“ nicht in Flammen zu setzen. So können wir unser „wissenschaftliches Feuer“ auch verantwortungsvoll an die uns nachfolgenden Generationen von Wissenschaftler:innen weitergeben.

Die drei Einstiegspunkte verdeutlichen Herausforderungen, denen sich Wissenschaftler:innen – insbesondere jenseits der Professur und/oder in frühen Karrierephasen – stellen müssen. Im Workshop wurden vor allem strenge Hierarchien, Abhängigkeiten und fehlende Möglichkeiten zur Kooperation kritisch diskutiert. Was kann auf der Ebene der nicht-professoralen Forschung und Lehre getan werden? Welche Maßnahmen können die Situation von Kolleg:innen in prekären Beschäftigungsverhältnissen und in frühen Karrierephasen verbessern? Wie lassen sich konkrete kollektive Praktiken und solidarische Handlungsräume entwickeln, die jenseits individueller Bewältigungsstrategien zu strukturellen Veränderungen wissenschaftlichen Arbeitens beitragen?

### **Zusammenwachsen**

Ein möglicher Weg ist die stärkere Selbstorganisation auf der Ebene des sogenannten Mittelbaus in Form der Schaffung von informellen Strukturen, in denen kollegialer Austausch und Betreuung möglich werden. Neue Arbeits- und Betreuungsgemeinschaften wie standortübergreifende Mentoring-Netzwerke können eine grundlegende Veränderung in der wissenschaftlichen Kooperation einleiten und Vereinzelung, Unsicherheit oder einseitigen Abhängigkeitsverhältnissen zu begegnen. Der Austausch von geteilten Erfahrungen der Ungleichheit, Prekarität und Unsicherheit ist dabei ein wichtiges Element, um gemeinsam sprach- und handlungsfähig zu werden. In diesem Rahmen teilen fortgeschrittene Forschende und Lehrende ihre fachliche Expertise wie ihr Wissen zu Themen wie Karrierewegen, Netzwerken, Drittmitteleinwerbung oder Publikationsstrategien mit Kolleg:innen, die am Anfang ihrer akademischen Laufbahn stehen. Andererseits können sich Wissenschaftler:innen auf vergleichbaren Karriere-stufen gegenseitig beraten, Feedback geben oder gemeinsam Strategien zur Bewältigung von Aufgaben und (fachlichen) Anforderungen entwickeln. Solche Netzwerke sind als thematisch fokussierte Gruppen und als gemeinsame Kolloquien, kollektive Supervisionen oder Schreibwerkstätten denkbar. Sie leisten nicht nur informelle Unterstützung, sondern machen auch alternative Formen des akademischen Arbeitens und Lernens sichtbar. In einem solchen Verständnis wird Betreuung weniger als einseitiger Wissenstransfer begriffen. Vielmehr wird ein kollektiver Lernprozess in Gang gesetzt, in dem unterschiedliche Erfahrungen, Perspektiven und Zugänge zusammengebracht werden. Das kann insbesondere dort gewinnbringend sein, wo sich Fachwissen aus unterschiedlichen Standorten ergänzt oder wo es um Fragen struktureller Barrieren oder institutioneller Ausschlüsse geht.

Auch auf Institutsebene ist es möglich, flachere Hierarchien einzuführen. Grundsätzlich müssen Mittelbaustellen nicht nur formale, sondern reale Stimmrechte in Gremien erhalten – etwa in Berufungskommissionen, Studiengangsleitungen oder Programmausschüssen. Wichtig ist dabei, dass Mitbestimmung nicht als bloßes Delegieren von Aufgaben ohne angemessene Vergütung verstanden wird. Eine konkrete Forderung könnte sein, die auf die Professuren konzentrierten finanziellen Mittel in ein kollektives Budget zu überführen, das von den Instituts-Mitgliedern demokratisch oder vertreten durch ein Gremium verwaltet wird, um eigene Projektideen zu unterstützen. Ein solcher institutsinterner Fond würde die Abhängigkeit von Drittmitteln verringern und ein selbstbestimmtes Forschen ermöglichen, das potenziell auch externen Promovierenden zugutekommt. Ein solcher kollektiver Fond kann unterschiedliche Formate abdecken – etwa Mittel für Recherchen, Konferenzbesuche oder kleinere Forschungsreisen. Relevant scheint uns hier, dass sich die Mittelvergabe sowohl an inhaltlicher Relevanz wie an kollegialer Gleichberechtigung orientieren müssen. So würden nicht nur mehr Projekte ermöglicht werden, sondern auch der Druck gemindert, sich antragskonform und marktlogisch zu positionieren. Indem sie herkömmlichen Förderlogiken unterlaufen, begünstigen solche solidarischen Fonds zudem experimentelle und gesellschaftskritische Vorhaben.

Die beschriebenen konkreten und nicht erschöpfenden Vorschläge auf Ebene der nicht-professoralen Forschung und Lehre können Verbesserungen im Arbeitsalltag bewirken und alternative Formen der Zusammenarbeit etablieren. Die Probleme des Wissenschaftssystems lassen sich aber nicht durch individuelle Strategien auflösen. Sie erfordern strukturelle Veränderungen auf mehreren Ebenen. Machtverhältnisse und hierarchische Strukturen spiegeln sich nicht zuletzt in der Sprache wider, mit der über wissenschaftliche Laufbahnen gesprochen wird. Ein zentrales Beispiel hierfür ist der Begriff des „wissenschaftlichen Nachwuchses“ selbst – eine Bezeichnung, die auf den ersten Blick neutral erscheinen mag, bei genauerer Betrachtung jedoch Hierarchien reproduziert.

### **Nachwachsen in „frühen Karrierephasen“. Kritik am Begriff des „wissenschaftlichen Nachwuchses“ im deutschen Wissenschaftssystem**

Der Begriff des „wissenschaftlichen Nachwuchses“ kommt mit diskursivem Ballast daher. Er ist keine nüchterne Beschreibung einer Karrierephase – er transportiert bestimmte Vorstellungen, stabilisiert Hierarchien und grenzt aus. Er ist ein sprachliches und institutionelles Dispositiv, das Macht- und

Ausschlussverhältnisse in der Wissenschaft konstituiert. Deshalb wird er in letzter Zeit von vielen Stellen kritisiert und seine Verwendung infrage gestellt. Ausgehend von unseren gemeinsamen Diskussionen und unseren Beobachtungen im Kontext geistes- und sozialwissenschaftlicher Praxis analysieren auch wir den Nachwuchs-Begriff als defizitäres Konzept, das bestehende Ungleichheiten reproduziert. Dabei nehmen wir den deutschsprachigen Raum in den Blick, in dem diese Sprachregelung firmiert und mit den institutionellen Strukturen korrespondiert. Wir möchten verdeutlichen, wie der Begriff des wissenschaftlichen Nachwuchses strukturelle Probleme verdeckt und gleichzeitig wirkmächtig kritikwürdige Hierarchisierungen zementiert: Er ist nicht nur fester Bestandteil hochschulpolitischer und administrativer Diskurse, sondern zugleich auch in ein neoliberales Wissenschaftsverständnis eingebettet, demzufolge sich wissenschaftliche Laufbahnen verstärkt nach Marktprinzipien organisieren sollten und verschärfte Konkurrenz, stetige Outputsteigerung und Prekarität normalisiert sind. Neben grundsätzlich kritischen Überlegungen stützen wir uns auf aktuelle empirische Daten (BuWiK 2025). Wir plädieren für institutionelle Reformen, die der realen Wissensproduktion jenseits der Professur gerecht werden und sich auch in einer neuen Terminologie niederschlagen.

In der akademischen Verwaltungssprache, aber auch im Selbstverständnis vieler Förderinstitutionen und Hochschulen wird der Begriff „wissenschaftlicher Nachwuchs“ als vermeintlich neutrale Bezeichnung für Personen in frühen wissenschaftlichen Laufbahnen verwendet.<sup>4</sup> Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass es sich hierbei nicht nur um einen unpräzisen, sondern um einen normierenden und vielfach ausgrenzenden Begriff handelt. Er strukturiert ein Machtverhältnis, in dem Qualifikation und Anerkennung teleologisch an eine spezifische Position – meist die Professur – gebunden werden. Unser empirisch-kulturwissenschaftlicher Zugang stellt diese Verknüpfung in Frage und beleuchtet die symbolischen, institutionellen und materiellen Effekte des Begriffs. Der Begriff „Nachwuchs“ evoziert Bilder von Unreife, Unvollständigkeit und Vorläufigkeit – eine Zuschreibung, die nicht nur beschreibt, sondern normative Vorstellungen darüber erzeugt, was als „vollwertige“ wissenschaftliche Tätigkeit gilt. Der Begriff trägt dazu bei, Personen innerhalb akademischer Hierarchien zu positionieren – etwa durch die implizite Annahme, dass wissenschaftliche Anerkennung erst mit dem Erreichen einer Leibzeitprofessur vollständig sei. Diese normierende Wirkung lässt sich zugleich als Teil einer neoliberalen Governance der Hochschulen deuten: Wissenschaftler:innen werden in Kategorien einsortiert, die sie vergleichbar und „steuerbar“ machen, ähnlich wie Human-Resources-Logiken im Unternehmenskontext.

---

<sup>4</sup> Siehe beispielsweise das überregionale Gremium der „Ombudsgremium für die Wissenschaft“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft, das von Ansprechpersonen für den wissenschaftlichen Nachwuchs spricht.

Willmes (2020) betont in einem Blogbeitrag die strukturelle Infantilisierung (und ist in seinem Vokabular doch selbst nicht davon gefeit), die der Begriff mit sich bringt:

Was fällt Ihnen zuerst ein, wenn Sie Begriffe wie „Betreuer“ oder „Nachwuchs“ hören? Fragt man *Lieschen Müller*, wird sie wohl kaum an Hochqualifizierte auf dem Weg zum Doktorgrad oder zur Professur denken, sondern vielleicht eher an Kinder oder Pflegebedürftige. Im Hochschuljargon sind diese Ausdrücke gang und gäbe – trotz Infantilisierung, anscheinend mangels Alternativen.

Dabei leisten Promovierende, Postdocs und wissenschaftliche Mitarbeiter:innen im Normalfall substanzielle und selbständige Beiträge zu Forschung, Lehre und Drittmittelprojekten (Bahr 2024). Der Begriff „Nachwuchs“ verschleiert diese gleichwertigen Arbeitsleistungen. Gleichzeitig hält er symbolisch die Aussicht auf institutionelle Zugehörigkeit in der Schwebe.

In der Diskussion, die wir im Rahmen des Workshops auf der DGEKW-Hochschultagung führten, reflektierten wir kritisch die Etikettierung verschiedener Anstellungsverhältnisse als „Nachwuchs“. Gemeint sind dabei befristet angestellte Mitarbeiter:innen (in Forschungsprojekten oder auf Haushaltsstellen), Prä- und Postdocs und Juniorprofessor:innen.<sup>5</sup> Die Rede von einer „Qualifikationsphase“ verdeckt, dass diese Positionen kontinuierlich Wissen produzieren, vermitteln und wissenschaftliche Infrastrukturen tragen. Etwas anders gelagert sind die Verhältnisse auf entfristeten akademischen Rats- und Arbeitsstellen, die zwar nicht mehr unbedingt in die Kategorie „Nachwuchs“ fallen, die aber im Vergleich mit der Professur in akademischen Förderlogiken doch teilweise als defizitär gelten (auch der Begriff und die damit verbundene Metapher des „Mittelbaus“ könnte vor diesem Hintergrund kritisch hinterfragt werden). Diese Beobachtungen verweisen auf ein grundsätzliches Problem im deutschen Hochschulsystem: Eine institutionelle Logik, die wissenschaftliche Identität exklusiv über die Professur legitimiert, verkennet die Vielfalt produktiver wissenschaftlicher Existenzen. Internationale Modelle, – etwa die *Lecturer*-, *Senior Lecturer*- und *Reader*-Stufen im Vereinigten Königreich – zeigen, dass wissenschaftliche Laufbahnen nicht zwangsläufig auf eine Professur als Endpunkt hin organisiert sein müssen.<sup>6</sup> Zudem haben die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) und die Junge Akademie im Jahr 2024 *Leitlinien für unbefristete Stellen an Universitäten neben der Professur*

<sup>5</sup> In der Universität Zürich (UZH) gibt es zusätzlich die Bezeichnung Fortgeschrittene Forschende und Lehrenden (FLL). Zu diesen gehören Personen mit einer unbefristeten wissenschaftlichen Anstellung an der UZH. URL: <https://www.vffl.uzh.ch/de.html>, 03.09.2025.

<sup>6</sup> UK Academic Job Titles Explained. URL: <https://academicpositions.com/career-advice/uk-academic-job-titles-explained>, 03.09.2025.

vorgelegt. Diese schlagen klar definierte Stellenprofile – *Lecturer*, *Researcher* und *Academic Manager* – vor, um Karrierewege transparenter und institutionell anerkannter unabhängig von der Professur zu gestalten.<sup>7</sup>

Laut dem Bundesbericht Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einer frühen Karrierephase (BuWiK) 2025 befinden sich 90 % der unter 45-jährigen wissenschaftlich Beschäftigten in befristeten Arbeitsverhältnissen; bei den unter 35-Jährigen liegt der Anteil sogar über 98 % (BuWiK 2025, S. 124). Zwischen den unterschiedlichen Fächergruppen kommt es nur zu leichten Unterschieden, alle liegen zwischen 93 % und 98 %. Zusätzlich gibt es kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern (BuWiK 2025, S. 127). Zwischen den Fächergruppen variieren die monetären Einnahmen teilweise deutlich. Promovierende der Geisteswissenschaften, aber auch der Sozialwissenschaften, gaben an, weniger als 2.000 Euro im Monat zur Verfügung zu haben, was ggf. an der hohen Anzahl von Stipendien vs. Anstellungsverhältnisse in diesen Fächern liegt (BuWiK 2025, S. 135f.). Promovierte erzielen im Durchschnitt ein höheres Einkommen als Nicht-promovierte. Hier ist der Unterschied zwischen den Fachgruppen nicht besonders stark ausgeprägt. Allerdings gibt es größere geschlechtsspezifische Unterschiede: Frauen arbeiten weitaus häufiger in Teilzeitbeschäftigung als Männer (BuWiK 2025, S. 172f.). In empirisch-kulturwissenschaftlicher Lesart lässt sich dies als ökonomisch gestützte Hierarchisierung akademischer Felder beschreiben – ein Befund, der durch strukturelle Genderungleichheiten, soziale Herkunft und Care-Verpflichtungen zusätzlich verschärft wird (vgl. BuWiK 2025, S. 204ff.). Die strukturelle Unsicherheit ist kein Nebeneffekt, sondern Teil der Systemlogik des deutschen Hochschulwesens.

Die Wissenschaft lebt quer durch alle Disziplinen von der ständigen Fluktuation billiger, hochqualifizierter Arbeitskräfte ohne dauerhafte Perspektiven. Die Wochenzeitung ZEIT beschreibt dies pointiert: „Der Nachwuchs soll jung, hungrig, billig – und ersetzbar sein“ (Leppner 2019). Diese strukturelle Prekarität führt dazu, dass zahlreiche hochqualifizierte Wissenschaftler:innen das System freiwillig oder gezwungenermaßen verlassen. Es handelt sich dabei um strukturelle Ausschlüsse, die durch institutionelle Routinen und symbolische Ordnungen – etwa Berufungsnormen aber auch durch die geschilderten Sprachordnungen – mitproduziert werden.

Die Delegitimierung wissenschaftlicher Arbeit abseits der Professur fordert neue Formen der Anerkennung. Dies bedeutet auch, Bewertungsmaßstäbe zu hinterfragen, die ausschließlich auf Exzellenz, Individualleistung und internationaler Sichtbarkeit basieren. Wissenschaft ist in vielen Bereichen kollaborativ, langfristig und gerade in diesen Momenten kaum

---

<sup>7</sup> Hochschulrektorenkonferenz: Leitlinien für unbefristete Stellen an Universitäten neben der Professur. URL: <https://www.hrk.de/positionen/beschluss/detail/leitlinien-fuer-unbefristete-stellen-an-universitaeten-neben-der-professur/>, 03.09.2025.

sichtbar in den gängigen Reputationsökonomien. Vor dem Hintergrund der Problemanalyse plädiert der BuWiK-Bericht für eine neue Begrifflichkeit: Die Bezeichnung „Wissenschaftler:innen in frühen Karrierephasen“ (WiKa), so die Autor:innen, sei anschlussfähig an internationale Standards (z.B. die EU-Forschungskarrierestufen R1 bis R3<sup>8</sup>) und beschreibt sachlich die Phase ohne negative Konnotationen (BuWiK 2025, S. 67). Grundsätzlich stimmen wir diesem Vorschlag zu, sehen aber noch eine gewisse Unschärfe bei den Begriffen „früh“ und „spät“: Wann genau sind Wissenschaftler:innen in der frühen und wann in der späten Phase ihrer Karriere? Und wer hat die Diskursmacht darüber zu entscheiden, zu welcher Phase Personen zugeordnet werden? Wir sprechen uns dementsprechend ergänzend für eine tiefgreifende Reflexion der Bewertungsstandards und institutionellen Strukturen aus. Es gilt, wissenschaftliche Leistungen auch außerhalb der Professur anzuerkennen und fair zu honorieren. Es geht um ein anderes Denken wissenschaftlicher Arbeit – eines, das Anerkennung nicht an Status knüpft, sondern die akademische Arbeit, die zu großen Teilen auf befristeten Stellen geleistet wird, in Form von konkreten Entfristungsoptionen und abgesicherten Beschäftigungsverhältnissen unabhängig vom Status als förderungswürdig und wertvoll anerkennt. Das lässt sich nicht durch die Neu-Etikettierung einer problematischen Kategorie lösen, aber die Kritik daran kann ein Ausgangspunkt oder zumindest ein Verweis auf die Notwendigkeit für strukturelle Veränderungen sein. Die Rede vom „wissenschaftlichen Nachwuchs“ ist nicht harmlos, sondern ein strukturierendes Element eines prekären Wissenschaftssystems.

Die Defizite des Hochschulsystems sind nicht allein durch begriffliche Neubestimmungen oder Selbstorganisation der Betroffenen zu lösen. Sie erfordern grundlegende strukturelle Reformen auf verschiedenen Ebenen, die sich auch in den im Workshop erarbeiteten Vision Boards abzeichnen und zum Ende dieses Textes noch einmal in konkrete Vorschläge gegossen werden. Uns ist bewusst, dass unsere Forderungen Leerstellen enthalten, die in diesem Rahmen nicht besprochen werden, da sie Raum für eine grundsätzliche Auseinandersetzung benötigen – Beispiele dafür sind Tenure-Track-Stellen, das Verhältnis von Be- und Entfristungen und unter welchen Gesichtspunkten die vorhandenen Ressourcen wie verwendet werden müssten. Wir haben uns daher bemüht, uns nachfolgend auf pragmatischere Vorschläge zu konzentrieren.

---

<sup>8</sup> Research Profiles Descriptors. URL: <https://euraxess.ec.europa.eu/career-development/researchers> (03.09.2025) und European Commission (2011): Towards a European Framework for Research Careers. URL: [https://euraxess.ec.europa.eu/sites/default/files/policy\\_library/towards\\_a\\_european\\_framework\\_for\\_research\\_careers\\_final.pdf](https://euraxess.ec.europa.eu/sites/default/files/policy_library/towards_a_european_framework_for_research_careers_final.pdf), 03.09.2025.

### **Wissenschaft neu denken: Überlegungen zum Wissenschaftssystem der Zukunft**

Die Art und Weise, wie wissenschaftliche Leistungen beurteilt und bewertet werden, spielt eine zentrale Rolle für die Gestaltung wissenschaftlicher Karrieren. In Promotionsverfahren ist die betreuende Person in Deutschland zugleich auch für die Benotung verantwortlich. Diese enge Kopplung kann aber auch zu Interessenkonflikten führen, bei denen sich Promovierende in einer mehrfachen Abhängigkeit wiederfinden: Einerseits stehen sie vor der Herausforderung, Ergebnisse zu erzielen, die einen eigenen Forschungsbeitrag darstellen, andererseits werden sie durch Loyalitätsansprüche unter impliziten Druck gesetzt. Besteht darüber hinaus noch ein Arbeitsverhältnis bei der Betreuungsperson, beispielsweise an einem Lehrstuhl, schließt dies auch ökonomische Abhängigkeiten ein, die dazu führen können, dass weniger Kritik geübt und Widerspruch geleistet wird. Durch die Stärkung der Rolle und Relevanz von externen Gutachter:innen wird eine Entkopplung zwischen Betreuung und Beurteilung erreicht, die nicht nur der Vielfalt wissenschaftlicher Perspektiven gerechter wird, sondern auch einen höheren Schutz vor Machtmissbrauch ermöglicht. Teil eines solchen Reformmodells können auch transparente Bewertungskriterien, anonymisierte Beurteilungsteile oder Gutachter:innenpools sein. In anderen Ländern sind solche Modelle bereits gelebte Praxis: In Polen oder Österreich sind zwei unabhängige begutachtende Personen Pflicht, von denen keine die betreuende Person sein darf. Die entscheidende Frage ist, wie Betreuungsverhältnisse so gestaltet werden können, dass sie auf Vertrauen, wechselseitiger Verbindlichkeit und professioneller Distanz beruhen und gleichzeitig Abhängigkeiten reduzieren.

Darüber hinaus bedarf es daher auch einer Systematisierung von Kriterien für berufliche Wege in der Wissenschaft. Vielfach sind es informelle und persönliche Gespräche, die die relevanten Kriterien für ein berufliches Fortkommen offenlegen – ein nicht festgeschriebener Katalog ohne Transparenz. Dabei haben Studien gezeigt, dass es neben wissenschaftlichem Output eine ganze Reihe weiterer Einflusskriterien gibt, die sich ‚unsichtbar‘ auf berufliche Wege auswirken (Gross/Jungbauer-Gans/Kriwy 2008). Diese Intransparenz führt dazu, dass Personen mit starken Netzwerken durch nicht offen gelegte Kriterien bevorzugt, während weniger eingebundene Personen sich im Nachteil befinden, deren Position oftmals aus einem schlechteren Zugang zu Ressourcen resultiert. Ein geringerer Ressourcenzugang erschwert zugleich die eigene Sichtbarkeit und damit die Wahrnehmung von Leistung und Potenzial. Insbesondere für Personen, die aufgrund ihres sozialen und ökonomischen Hintergrunds ohnehin Benachteiligung erfahren, besteht die Gefahr, noch weniger sichtbar zu sein und dadurch weiter ausgeschlossen zu werden.

Um solchen strukturellen Ungleichheiten entgegenzuwirken, wäre der Zuschnitt von Ausschreibungen auf unterschiedlich ausgestalteten Stellenprofilen notwendig, um diversere Karriereverläufe zu berücksichtigen. Zudem sollten die Auswahlgremien dahingehend sensibilisiert werden, dass diese Benachteiligung stärker berücksichtigt wird und vor allem im Kontext weiterer für die Karriere als wichtig gerahmte Qualifikationen differenziert abgeglichen wird. Insbesondere Personen mit umfangreichen Lehrverpflichtungen geraten hier beispielsweise ins Abseits, da der Stellenwert von Lehre in Berufungsverfahren einerseits zu niedrig ist und andererseits einen großen Teil des verfügbaren Zeitbudgets zu Lasten weiterer Qualifikationsaufgaben beansprucht. Dachverbände von Fachgesellschaften könnten als zentrales Sprachrohr ihrer Disziplinen Kriterienkataloge erarbeiten, aus denen Anforderungen für individuelle Karrierewege ersichtlich werden, aber auch individuelle Entwicklungen angemessen berücksichtigt werden können. Transparenz betrifft aber ebenso Berufungskommissionen und Bewerbungsverfahren: Dabei stellt sich weniger die Frage, welche Personen in diesen Gremien sitzen, sondern vielmehr die Frage, wie mit dem intern zirkulierenden Wissen umgegangen wird. Es existiert keine Transparenz in Bezug auf die konkrete Koordinierung der Auswahlprozesse.

### Wie weiter wachsen?

Unsere Kritikpunkte, unvollständigen Gedankenanstöße und erste Überlegungen zu deren konkreter Umsetzung greifen die Impulse aus dem Workshop auf und sind selbst wiederum als Impulse zum Weiterdenken gedacht. Denn ihre Umsetzung ist teils mit strukturellen und praktischen Herausforderungen verbunden, teils erfordert sie langfristiges Engagement, teils stößt sie auf institutionelle Widerstände und meistens gibt es keine einfachen Universallösungen. So führen sicherlich manche, wenn nicht alle, unserer Vorschläge auch zu neuen Widersprüchen und Konflikten. Unser Ziel war es nicht, eine konsistente hochschulpolitische Programmatik zu entwerfen oder Vor- und Nachteile gegeneinander abzuwägen, sondern – ähnlich wie bei der Methode der Vision Boards angedacht – einen Anstoß zum kreativen und kritischen Umdenken zu geben und mögliche (aber nicht notwendige) Ansatzpunkte zu sammeln. In diesem Sinne versteht sich dieser Beitrag als Inspiration für ein Zukunftspanorama von Wissenschaft mit weniger Hierarchie und Prekarität und als Aufforderung zur kollektiven Gestaltung einer gemeinsamen Zukunft. Der Workshop auf der Hochschultagung hat eindrücklich offenbart, wie weit die Vorstellungen von einer ‚guten‘ Wissenschaft und die Realität derzeitiger (außer-)universitärer Wissensproduktion und prekärer Anstellungsver-

hältnisse auseinanderklaffen. Diese Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit gilt es durch weitere Initiativen, Proteste und Reformbemühungen zu verkleinern und vielleicht sogar zu schließen. Die Empirische Kulturwissenschaft geht in vieler Hinsicht bereits einen konstruktiven Weg: Promovierende, Assistierende, Angestellte in Forschungsprojekten, Akademische Rät:innen und Juniorprofessor:innen und Professor:innen sind gut miteinander vernetzt, streben vielerorts Kooperationen an und arbeiten an solidarischen Formen gemeinsamen Forschens. Nachhaltige Veränderungen im Hochschulsystem können aber nur durch bessere Organisation und Koordination herbeigeführt werden. Sie erfordern mitunter massive Neustrukturierungen sowohl auf der Ebene einzelner Fakultäten, Universitäten und Forschungseinrichtungen als auch in der Hochschulfinanzierung auf Länderebene und der Gesetzgebung seitens des Bundes. „Beiwuchs“ bietet hier weder einen sprachlichen noch einen strukturellen Ausweg. Letztlich können solche Reformen nur gelingen, wenn die Wertschätzung des „Beiwuchses“ selbstverständlich wird – institutionell und strukturell – und nicht nur auf einer ideellen Ebene verhaftet. „Beiwuchs“ darf dabei nicht zu einer Worthölse verkommen, sondern es müssen konkrete Forderungen weiterhin kontinuierlich an die (politischen) Entscheidungsträger:innen herangetragen werden – unsere Stimmen dürfen nicht verstummen.

## Literaturverzeichnis

- Bahr, Amrei. (2024, Mai 7). Kritik am Nachwuchsbegriff. BlueSky. URL: <https://bsky.app/profile/amreibahr.bsky.social/post/3lm7qzfxd4k2e>, 03.09.2025.
- BuWiK. (2025). Bundesbericht Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einer frühen Karrierephase 2025. wbv Publikation. URL: <https://buwik.de>, 03.09.2025.
- Gross, Christiane/Jungbauer-Gans, Monika, Kriwy, Peter (2025): URL: Die Bedeutung meritokratischer und sozialer Kriterien für wissenschaftliche Karrieren – Ergebnisse von Expertengesprächen in ausgewählten Disziplinen. In: Beiträge zur Hochschulforschung, Heft 4, 30. Jahrgang, 2008, S. 8–32. URL: <https://www.hof.uni-halle.de/documents/t1799.pdf>, 03.09.2025.
- Leppner, Marcel (2019, Juni 20). Wissenschaftlicher Nachwuchs: Ambivalenz eines Begriffs. DIE ZEIT. URL: <https://www.zeit.de/2019/26/nachwuchswissenschaftler-begriff-ambivalenz-befristungen-unzufriedenheit>, 03.09.2025.
- Mittelbau.net. (2021, Juli 6). Nur noch 92 Prozent: Kommentar des NGAWiss zum BuWiN 2021. URL: <https://mittelbau.net/nur-noch-92-kommentar-des-ngawiss-zum-buwin-2021/>, 04.03.2026.
- Nachwuchs. Kräfte. Möglichkeiten! Programm zur DGEKW-Hochschultagung 2024. URL: <https://www.phil.uni-wuerzburg.de/eevk/veranstaltungen/dgekw2024/programm/>, 04.03.2026.
- Piepmeyer, Alison (2009): *Girl Zines: making media, doing feminism*. New York, N.Y.
- Studiolab. Arbeit an Arbeit (2023): Wie wir arbeiten wollen. In: ZEKW 119 (2023), H. 1, S. 93–97.
- Triggs, Teal (2010): *Fanzines: The DIY Revolution*. San Francisco, CA.
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2015): *The Mushroom at the End of the World: On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*. Princeton University Press.
- Willmes, David (2020, November 17). Wer wächst wohin? Zum Begriff des wissenschaftlichen Nachwuchses. Praefaktisch. URL: <https://praefaktisch.de/wissenschaftlicher-nachwuchs/wer-waechst-wohin-zum-begriff-des-wissenschaftlichen-nachwuchses/>, 03.09.2025.



## „Der Stundenplan als Symptom“. Studienberatung und der Wandel der Studienkultur

*Sebastian Dümmling und Laura Otto im Interview mit Hendrik Beierstettel,  
Leiter der Studienberatung, JMU Würzburg*

Er ist seit Mai 2002 Teil der Studienberatung in Würzburg und begleitet damit seit inzwischen über zwei Jahrzehnten Studierende in ganz unterschiedlichen Phasen ihres Studiums: Hendrik Beierstettel. Nach seinem Psychologiestudium in Würzburg galt einer Stelle in der Studienberatung seine erste Bewerbung – diese sollte der Beginn seines beruflichen Weges sein, dem er bis heute treu geblieben ist. Studierende und Schüler:innen kommen mit unterschiedlichen Anliegen zu ihm und seinem Team: Von der ersten Orientierung über Zweifel und Umwege bis hin zu wichtigen Entscheidungen rund um Fachwechsel, Motivation oder Zukunftspläne. Umso spannender ist sein Blick darauf, wie sich Studierende, ihre Fragen und auch die Beratung selbst in den letzten Jahren verändert haben – und wie er auf Nachwuchs.Kräfte.Möglichkeiten blickt.

\*\*\*

*Laura Otto: Schön, dass Sie bei uns sind! Gerne würden wir wissen: Wer kommt denn überhaupt in die Studienberatung?*

*Hendrik Beierstettel:* Es kommen wirklich die super guten Schüler, die oft schon ganz genau wissen, was sie studieren wollen und dann bestätigt haben wollen, was sie schon wissen. Das ist ganz, ganz häufig. Was sich auch viel stärker entwickelte, ist, dass Schüler kommen und sagen, ich habe online etwas gelesen, stimmt es wirklich? Das war vorher nicht der Fall. Wenn da was online steht oder in der Broschüre, dann haben die das alle geglaubt, dass es so ist. Da wird immer nachgefragt, stimmt das wirklich? Das ist die eine große Gruppe, die wirklich zu uns kommt, die schon relativ genau weiß, was sie machen will. Und die andere große Gruppe sind die, die überhaupt nicht wissen. Die wissen, sie wollen studieren, aber überhaupt keine Ahnung haben, was. Da muss man dann wirklich mit den Basics anfangen, erklären, was Studieren überhaupt ist im Gegensatz zu einer Berufsausbildung und wie das alles überhaupt funktioniert, dass man sich seinen Stundenplan selbst erstellt und so weiter. Die mittlere Schicht, was vielleicht die größte Gruppe ist, die studieren will, vielleicht auch ein paar Favoriten an Studienfächern hat, kommt relativ selten. Jemand, der

bereits zwei, drei Fächer zur Auswahl hat und sich eigentlich schon entschieden hat für ein Studium, kommt selten. Dann gibt es welche, die sich schon ein Hauptfach im Bachelor rausgesucht haben und von uns jetzt ein Nebenfach brauchen, das dazu ganz gut passt. Da empfehlen wir übrigens oft Europäische Ethnologie. Anders ist es dann als Studienanfänger. Sobald dann das erste Semester losgeht, ein paar Wochen davor, nachdem die Einschreibung getätigt ist, oder dann auch die ersten zwei, drei Vorlesungswochen vorbei sind, da ist es dann brechendvoll und da ist dann die komplette Schicht da, dann sind dann alle da. Also alle, die nicht zurechtkommen, die irgendwie hier Hilfe brauchen.

*Sebastian Dümmling: Welche Veränderungen nehmen Sie wahr in der Beratung?*

Was wir beobachten, ist, dass Schüler oder Studienanfänger mehr Vorgaben von uns wollen als früher. Das kann aber auch im Studiensystem zusammenhängen. Als ich angefangen habe, gab es mit Diplom und Magister erheblich mehr Freiräume als im Bachelorstudium, was schulischer ist. Wir haben den Eindruck, dass immer mehr kommen und gleich von uns einen Stundenplan wollen, einen fertig ausgearbeiteten Stundenplan. Da weigern wir uns natürlich, wir verweisen auf die Studienverlaufspläne, bringen ihnen bei, was eine Prüfungsordnung ist, das ist immer ganz wichtig und ermuntern die Studierenden dann wirklich selbst ihren Stundenplan zu bauen. Wir zeigen ihnen welche Freiräume sie haben, aber viele Kollegen bei uns in der Beratung haben das Gefühl, diese Freiräume sind gar nicht unbedingt gewünscht im Studium. Die Studierenden wollen wirklich gesagt bekommen, gehen Sie in die Veranstaltung A, B, C. Das ist die eine Seite.

*Laura Otto: Und was ist die andere Seite?*

Die andere Seite ist gleichzeitig, dass die Studienanfänger und Schüler mehr Flexibilität wollen als früher. Das hört sich jetzt erstmal an wie ein Widerspruch. Flexibilität geht in die Richtung, dass die Studierenden mal ein, zwei Semester unterbrechen können oder einfach mal woanders reinschnuppern, dann wieder weitermachen. Vielleicht auch zwischendurch in Teilzeit studieren. Ansonsten, was immer gefragt wird, also viel, viel stärker als früher, sind Praxisanteile. Wie beim dualen Studium so ungefähr: Bin ich parallel zum Studium schon in einer Firma? Darf ich schon irgendwo mitarbeiten? Wie viele Praktika habe ich? Habe ich ein Praktikumsemester? Solche Fragen gibt es und das war früher zu meinen Anfangszeiten überhaupt gar nicht der Fall. Wenn ich damals mit dem Thema Praktikum gekommen bin, dann war erstmal die Reaktion: Ich will gar

keins machen, ich will doch erstmal mehr studieren. Inzwischen ist es genau umgekehrt. Das ist ein ganz krasser Wandel, der da stattgefunden hat. Berufsaussichten verbessern ist ein großes Thema und wir haben sehr, sehr viele Studieninteressenten, die gezielt fragen, was sie für bestimmte Berufe studieren müssen. Das hat es bei uns früher kaum gegeben. Früher war es die Frage: Ich interessiere mich für das Fach, kann ich damit auch später beruflich irgendwas machen?

*Laura Otto: Wer kommt denn überhaupt zu Ihnen in die Beratung? Sind es Schüler:innen? Oder sind das in der Regel Studierende, die im ersten, zweiten Semester sind, die zu Ihnen kommen und sagen, ich bin unglücklich oder ich will wechseln oder ich brauche mehr Anleitung?*

Das hat sich nicht verändert. Ungefähr die Hälfte, die zu uns kommt, sind Schülerinnen, die kurz vor dem Abitur stehen oder das Abitur gerade hinter sich haben und dann wirklich in der Übergangsphase sind. Wir hoffen immer, dass sie noch früh genug da sind, bevor dann der Bewerbungsschluss endet, für die Fächer, die zulassungsbeschränkt sind. Dann die zweite Gruppe sind Erst- und Zweitsemester. Also Erstsemester, ganz klassisch, Studienbeginnsphase, Stundenplan, sie finden sich halt einfach nicht zurecht, wollen wissen, was für Zusatzangebote es an der Uni noch gibt und so weiter. Wirklich die klassische Orientierungsphase. Das ist für uns ein Hauptaufgabengebiet. Und wirklich die Studienabbrecher. Diejenigen, die nach dem ersten Semester merken, das war völlig das falsche Fach, da habe ich mir etwas ganz anderes vorgestellt. Oder es kommt irgendwas in dem Fach vor, mit dem sie nicht zurechtkommen.

*Sebastian Dümpling: Und die Schüler:innen, die zu Ihnen kommen, sind wahrscheinlich aus dem Umland, oder?*

Ja, es hat sich stark verändert. Wir hatten früher eine Handvoll Schüler, die wirklich aus irgendeinem bestimmten Grund in Würzburg studieren wollten. Die sind noch von Hamburg hergefahren. Das haben wir inzwischen nicht mehr. Das hängt aber auch mit einer Änderung in der Studienberatungssituation zusammen, die durch Corona eingetreten ist. Wir hatten vorher nur die klassische Beratung im Büro, per E-Mail oder Telefon. Und wenn man wirklich von Angesicht zu Angesicht mit dem Studienberater sprechen wollte, dann musste man in die Gesprächsstunde kommen. Durch Corona haben wir zwangsweise angefangen mit Videoberatungen, Zoom und Co. Das machen wir immer noch, also es hat voll eingeschlagen damals gleich und ist immer noch viel, viel beliebter als die persönliche Beratung im Büro. Deswegen haben wir jetzt auch viel mehr Beratung von Schülern, die weit weg wohnen und das waren früher wirk-

lich ganz wenige, die zu uns gekommen sind. Und die anderen haben dann per E-Mail oder Telefon mit uns gefragt.

*Laura Otto: Und haben wir denn tatsächlich jetzt auch mehr Studierende, die von weiter weg extra nach Würzburg kommen?*

Schülern ist eigentlich überhaupt nicht bewusst oder nur ganz wenigen ist bewusst, dass es inhaltlich ganz viele Unterschiede zwischen den Standorten gibt. Das wäre ein Punkt, wo man natürlich als Hochschule einsetzen könnte und gezielt damit werben könnte. Wenn du dich dafür interessierst, dann komm zu uns, weil sonst bekommst du das vielleicht nicht. Beim Master, da sind Studierende dann inzwischen so weit, dass sie wissen, es gibt verschiedene Master des gleichen Faches mit verschiedenen Schwerpunkten und dann orientieren sie sich auch ganz von alleine. Aber für die BA-Wahl ist das den wenigsten bekannt oder bewusst.

*Sebastian Dümmling: Das bedeutet also, die Schüler:innen kommen in die Beratung und fragen nicht, was gibt es in Würzburg, was es in Frankfurt nicht gibt oder was es in Bamberg nicht gibt. Das ist gar nicht so ein Thema, oder?*

Nein, das kommt fast überhaupt nicht vor. Bei Studienanfängern ist es tatsächlich so, dass wir – wie viele andere auch – immer noch eine stark regionale Uni sind. Das war Würzburg schon immer und es hat sich nur wenig verändert. Was sich verändert hat, ist der Prozentsatz von internationalen Studierenden. Aber da haben wir auch massiv Werbung gemacht. Wo das Regionaluni-Sein vielleicht ein bisschen durchbrochen wird, ist der Bereich der Studiengänge, die es nur bei uns gibt. Im KI-Bereich zum Beispiel, da sind wir groß am Wachsen.

*Laura Otto: Und was macht einen Studienstandort im Moment für junge Leute attraktiv? Was sind die Kriterien, nach denen noch ausgewählt wird?*

Die Wohnsituation ist wirklich entscheidend und damit verbundene Preise. Inwiefern die Uni auch unterstützt bei der Wohnungssuche oder auch ihr eigenes Wohnheim hat. Das ist wirklich ein zentrales Thema und auch generell die Stadt oder die Region, also was die Region zu bieten hat. Das ist auch etwas, was nachgefragt wird.

*Laura Otto: Und was ist noch wichtig?*

Flair ist jungen Menschen wichtig, hören wir immer wieder. Und wie gut eine Stadt angebunden ist. Hält ein ICE? Wie weit ist es zu den Eltern?

Kann ich am Wochenende mal nach Hause? Was auch immer eine ganz häufige Frage ist: Wie groß ist die Uni? Also wie viele Studierende gibt es? Und da ist es nicht so, dass wenig Studierende positiv sind, sondern je mehr Studierende, desto besser. Das Freizeitangebot ist da entscheidend und das Gefühl, ich bin einer von ganz vielen Studierenden, das heißt, da gibt es dann auch viele Angebote.

*Sebastian Dümpling: Als Sie vor 23 Jahren in der Studienberatung angefangen haben, war vermutlich der Studierendenmangel noch kein Thema, oder?*

Es gab keinen Mangel an Studis. Im Gegenteil. Ja, und es gab eine stille Vereinbarung zwischen allen Hochschulen: Wir mischen uns bei euch nicht ein, ihr nicht bei uns. Ein klassisches Beispiel: Früher auf Hochschulmessen, wenn man da eingeladen wurde, oder bei Schulbesuchen, hat es so eine fiktive Grenze gegeben, über die wir nicht gegangen sind, weil die Schulen näher bei Nürnberg waren. Das war Gebiet der Uni Nürnberg. Und die sind aber auch nicht zu uns gekommen. Inzwischen ist es völlig durchbrochen. Inzwischen ist die Konkurrenz viel, viel größer. Und wenn eine Schule aus Nürnberg uns einlädt, dann gehen wir da auch hin. Zudem ist der Mangel mit demografischem Wandel allein definitiv nicht zu erklären. Es gibt mehr Studiengänge als früher. Deswegen verteilt sich die Masse der Schüler anders. Es gibt mehr Hochschulen. Private Hochschulen werden mehr. Und es gibt seit ein, zwei Jahren jetzt ganz massiv eine richtig aggressive Werbung von Ausbildungsberufen. Wir werden zurzeit fast täglich überschüttet mit irgendwelchen Flyern oder Anfragen von irgendwelchen Einrichtungen. Handwerkskammer, IHK und so weiter, ob wir die Studienabbrecher oder Leute, die vielleicht ein bisschen unglücklich sind mit ihrem Studium, nicht zu ihnen lotsen könnten. Das machen wir natürlich nicht. Wir versuchen niemanden von der Uni jetzt weg zu werben. Was ich aber mitbekommen habe, ist, dass bei Semesterstart oben vor der Bibliothek Rekrutierer standen, die wirklich Studienanfänger speziell angesprochen haben, ob wirklich das Studium für sie das Richtige ist. Und die Schüler orientieren sich glaube ich auch mehr in die Richtung.

*Sebastian Dümpling: Was machen wir falsch als Fächer in der Ansprache von Schülerinnen, von Schülern?*

Ja, das ist ein schwieriges Thema. Also, es ist so, wir sind da selbst auch groß am Rätseln, wie man das besser machen kann. Auch unsere Presse- und Marketingabteilung natürlich. Also was stark funktioniert oder gemacht werden muss, ist Social Media. Wir hatten lange unsere klassischen Flyer. Jetzt haben wir nur noch einen, zu jedem Studienfach einen, aber

die liegen inzwischen auf Messen aus und keiner nimmt sie mit. Die wollen einen QR-Code zum Einscannen und dann schauen sie über ihr Handy. Und deswegen haben wir jetzt nur noch einen Flyer, der vor allem eigentlich den QR-Code trägt. Social Media ist ganz entscheidend. TikTok zum Beispiel. TikTok, Instagram und so ist da, um die Schüler erstmal überhaupt auf die Idee zu bringen, dass es bestimmte Fächer überhaupt gibt. Der Erstkontakt mit dem Fach. Die weitere Information ist über so einen Kanal aus meiner Sicht sinnlos, aber da geht es inhaltlich nicht tief, wenn man tiefer eintauchen will, dann ist man auch als Schüler, glaube ich, immer noch so weit, dass man dann sagt, okay, dann informiere ich mich auf der Webseite oder gehe in die Beratung oder besuche einen Studieninfotag oder sowas. Aber für den Erstkontakt mit dem Fach ist es, glaube ich, sehr, sehr hilfreich. Die Gefahr ist aber groß, dass man sich lächerlich macht. Mein Gefühl ist: Entweder man ist wirklich ein didaktisches Supertalent und kann da wirklich gut auftreten. Oder man schickt die Studierenden vor. Wenn man einen Studierenden hat, der da wirklich geeignet ist, dann kann man damit wahrscheinlich richtig gut kommen.

Was schlechter funktioniert als früher, erheblich schlechter ist, in die Schulen reinzukommen. Als Studienberater halten wir allgemeine Vorträge in den Schulen. Da werden wir auch immer noch genauso eingeladen wie früher. Und es gibt das Projekt Uni-School. Studierende gehen in die Schulen und erzählen subjektiv von ihrem Studiengang. Das kommt super an. Da ist das Feedback überragend bei den Schülern. Was stark nachgefragt ist, ist der Eindruck von den Studis: Wie bin ich selbst ins Studium gekommen, was habe ich mir völlig anders daran vorgestellt, was ist viel besser, als ich befürchtet habe, so ungefähr. Da kleben die Schüler denen an den Lippen und hören zu, da sind wir ganz gebannt. Beim diesjährigen Studieninfotag hatten wir einen Raum, Ask a Student. Das ist gut angekommen. Am Anfang war die Hemmschwelle groß, da hat sich keiner reingetraut. Auf einmal war dann aber der Raum richtig voll. Zum anderen, wenn es dann aber um die harten Fakten geht, also um die fachlichen Infos, wie sieht die Forschung aus, es gibt ja auch wirklich Studienanfänger, die sich schon an die Forschung orientieren und wirklich in dem Fach bleiben wollen. Da zählt dann eher die Meinung vom Prof. Definitiv. Oder auch bei beruflichen Fragen: Was kann ich damit später überhaupt alles machen, da zählen auch die Mitarbeiter. Das können die Schüler gut unterscheiden, wer in welchem Bereich der Experte ist. Seit Corona ist es aber auch insgesamt eingebrochen. Früher hatten wir 4000 Besucher am Studieninfotag, jetzt sind es noch 1000.

*Sebastian Dümpling: Gibt es noch andere Formate, die beliebt sind?*

Tandem-Tage sind auch etwas, was gut angenommen wird. Tandem-Tage heißt im Prinzip, ein Studierender geht mit einer kleinen Gruppe von Studieninteressenten einfach mal einen Tag lang über den Campus, nimmt die mit in seine Veranstaltung. Das ist stark nachgefragt. Study-Life ist dann die Intensivierung davon. Da geht man dann zwei, drei Tage oder eine ganze Woche lang probeweise in die Uni. Und beim Orientierungsstudium, da schreibt man sich ja wirklich für ein und das dann ein ganzes Semester. Da habe ich, seit ich in der Studienberatung bin, eigentlich für gekämpft, dass es sowas gibt. Und vor ein paar Jahren ist es entstanden. Es sind leider noch zu wenig Fächer, die daran teilnehmen. Also meine Traumvorstellung wäre, die ganze Uni mit einem kompletten Studienangebot nimmt teil und der Schüler kann sich wirklich einfach raussuchen. Also das ganze Semester, in welche Veranstaltung er geht, das wäre perfekt.

Grundsätzlich reagieren wir auf die Nachfrage der Schulen. Die Lehrer bestimmen, welche Fächer eingeladen werden sollen. Das sind meistens vier, fünf Fächer. Klassischerweise ist immer Lehramt dabei und Psychologie und Medizin. Und dann sind noch zwei Plätze frei. Zu den Schulen fällt mir noch was ein. Früher war es so, dass die Schulen zusätzlich Infotage hatten und dann auch einzelne Fachbereiche kommen konnten und vielleicht von ihrem Fach erzählen konnten, wie kleine Studienmessen. Das gibt es zumindest in Bayern alles nicht mehr. Und das hängt mit dem Lehrplan zusammen. Die Lehrer haben weniger Freiraum, Externe in die Schule einzuladen. Das ist kaum mehr möglich.

*Sebastian Dümpling: Stellen Sie sich bitte vor, wir beginnen eine Parallelkommunikation für Schüler:innen. Wie wichtig sind eigentlich Formulierungen in der Ansprache? Wie wichtig sind Begriffe, bestimmte Buzzwords? Was hören die gerne, was schreckt ab? Wir können uns ein Jahr lang darüber unterhalten, was Kultur bedeutet, wissenschaftlich. Wenn man Schüler ansprechen will, ist es vielleicht besser zu sagen, egal, was diese ganzen Feinheiten sind und einfach loszulegen. Können die Schüler verstehen, was wir da eigentlich an Studiengangsbeschreibungen formulieren und entwickeln?*

Auch da ist es so, dass, wenn die Schüler so weit sind, dass sie sich gezielt für ein Fach interessieren, dann wollen sie auch sachliche Infos haben. Und dann kann man auch wirklich ganz erwachsen schreiben. Das machen wir auch. Unsere Studienfachbeschreibungen sind sachlich. Das Schlimmste, was man machen kann, ist, sich pseudo-jugendlich zu präsentieren. Das ist dann cringe. Wir haben Schülerinnen gefragt, was sie erwarten von einer Studieninfoseite. Erstaunlicherweise ist eine der ersten Antworten gewesen, bloß nicht so viele Bilder. Überall sind so viele Bilder

und das wollen die gar nicht. Die wollen Text, die wollen wirklich auch Text. Nicht alles überfrachten mit Bildern und dafür auf den Inhalt verzichten.

*Laura Otto: Welche Fragen müssen Schüler:innen mitbringen oder welche Interessen nennen, damit Sie sagen, guckt mal bei der Europäischen Ethnologie?*

Wenn wir das Gefühl haben, das Fach könnte was für sie sein – und das ist immer der Fall, wenn sie sich für Kulturwissenschaft generell interessieren –, dann kommt das mit rein. Zum Beispiel Fremdsprachenstudierende, die oft den Eindruck haben, bei einer Fremdsprache, Romanistik zum Beispiel, man studiert ja nur die Sprache, nichts anderes. Dann kommen die zu uns und wollen noch ein bisschen was Kulturelles dazu. Das ist so ein Klassiker.

*Laura Otto: Haben Sie noch einen Tipp für unser Fach?*

Plump gesagt, bekannt machen. Es ist wirklich ganz entscheidend, dass die Schüler überhaupt mitbekommen, dass es das Fach gibt. Und erstaunlicherweise geht es sogar großen Fächern oft so, dass die nicht bekannt sind, und unklar ist, um was es da wirklich geht. Unter den Studienfächern, die sie aus der Schule kennen, wie Biologie, da können sie sich was vorstellen. Europäische Ethnologie ist schon viel schwieriger. Aber es ist ein interessantes Fach und für viele Schüler sicher spannend.

\*\*\*

[Anmerkung der Redaktion:] Die Beobachtungen von Hendrik Beierstettel zeigen, dass sich die Studienlandschaft in den letzten Jahrzehnten nicht nur erweitert hat, sondern auch deutlich unübersichtlicher geworden ist – und zwar nicht nur inhaltlich, sondern schon auf der Ebene der Begriffe. Während früher vieles klarer strukturiert und für Studieninteressierte leichter zu überblicken war, stehen junge Menschen heute vor einer Vielzahl von Studiengängen, Kombinationen und Bezeichnungen, die sich je nach Hochschule unterscheiden. Besonders deutlich wird das bei unserem Fach, dessen Namensgeschichte und unterschiedliche Benennungen im deutschsprachigen Raum für Außenstehende schnell verwirrend wirken können. Beierstettel meint, dass ein Name stark darüber entscheidet, ob ein Studienfach überhaupt als Option wahrgenommen wird: „Volkskunde“ ruft bei vielen eher verstaubte Assoziationen hervor, während „Ethnologie“ offenbar verständlicher ist und eher eine Vorstellung davon ermöglicht, worum es gehen könnte. Begriffe wie „Kulturanthropologie“

mögen zwar fachlich sinnvoll sein, bleiben aber für Schülerinnen und Schüler häufig abstrakt. Umso deutlicher wird, wie wichtig verständliche Sprache und eine klare Außendarstellung sind – und wie sehr Studienberatung heute auch darin besteht, Orientierung zu schaffen und akademische Fachwelten so zu übersetzen, dass sie für Studieninteressierte greifbar werden.



## **Engagierte Lern- und Handlungsräume schaffen. Ein Plädoyer für selbstorganisierte studentische Projekt- seminare im Fachkontext Kulturanthropologie**

*Manuel Bolz, Kyra Hardt, Susanne Hochmann, Karoline Kaiser,  
Amelie Klemens und Laura Völz*

### **Mode, Wein, Erinnerungskulturen im urbanen Raum – drei alltagskulturelle Schlaglichter mit gesellschaftlicher Relevanz**

*Thema Mode: Potentiale kreativer Ideenfindung für Systemkritik*

Die Vorbereitungen für das Studentische Projektseminar „(SPS) Thinking Through Fashion – Ethnografie des Textilen“ (SoSe 2019) begannen im Jahr 2018. Ausgangspunkt waren eigene Arbeitserfahrungen der SPS-Organisierenden im textilen Einzelhandel, sowohl im Verkauf, aber auch auf internationaler Organisationsebene. Es gab also Erfahrungswissen im Umgang mit kapitalistischen Modesystemen und sich aufdrängende Fragen nach Ausbeutung und Ungleichheit. Wir waren irritiert über die mangelnde Reflexion von in der Modeindustrie zentralen Themen wie Gerechtigkeit, Ungleichheit und Nachhaltigkeit sowie der fehlenden Bereitschaft zum institutionellen Wandel und der sozialen Transformation. Das Seminar sollte einen Diskurs-, Austausch- und Reflexionsraum schaffen und die kulturwissenschaftlichen Potentiale einer Untersuchung der Akteur:innen-Konstellationen, Strukturen und Netzwerke ausloten. Da Mode und Kleidung alltäglich sind, konnten so Bezüge zu den Fachlogiken, den Arbeitsweisen und der kognitiven Identität des Faches als Alltagswissenschaft hergestellt werden. Außerdem waren wir so anschlussfähig an das breite Themenfeld einer Kulturanthropologie des Textilen.

Das Seminar beschäftigte sich mit der Frage, wie Geschwindigkeiten, Zeiten und Mode miteinander zusammenhängen, aber auch damit, welche Transformationsprozesse Zeitlichkeit bedingen und welche Rolle hier Technologisierungs- und Digitalisierungsprozesse spielen. Diskutiert wurden die Produktionsbedingungen, die Ausdrucksformen und die Effekte globaler Modeindustrien. Dazu zählen Phänomene wie Fast/Slow Fashion, das Etikett „Vintage“, sowie Fragen nach Nachhaltigkeit und Greenwashing. Die Ergebnisse des Seminars mündeten in einer Posterausstellung, die u.a. beim Fachkongress der heutigen Deutschen Gesellschaft für

Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) im Jahr 2019 in Hamburg gezeigt wurde.

Durch die Verknüpfung von ethnografischen und auch künstlerischen Methoden ließen sich vielfältige Perspektiven auf die Themen erarbeiten. Prägnant war die semesterbegleitende Führung eines sogenannten Moodboards, ein u.a. aus der Kunst und dem Design kommendes Medium, um Ideen, Eindrücke und Erfahrungen zu notieren. Ergänzt wurde die Arbeitsweise durch das Führen eines Feldtagebuchs. Dieses Vorgehen ermöglichte es Studierenden, auf der einen Seite Ideen und Erfahrungen zu notieren und mutig mit dem Findungsprozess in der Forschungspraxis umzugehen. Auf der anderen Seite konnte der Forschungsprozess kreativ genutzt werden (auch mit Blick auf die spätere Visualisierung der Inhalte), um über die Vermittlung von Wissen, Themen und Perspektiven nachzudenken (vgl. Universität Hamburg o.D.b, siehe auch Mallon 2019; Bolz/Hochmann 2021; Bolz/Mallon/Estrada 2023).

#### *Thema Weinwissen:*

##### *Austausch und Kollaboration über Disziplingrenzen ermöglichen*

Das SPS „In Vino Veritas? Wissensraum Wein zwischen Rausch, sozialer Distinktion und Geschmackslandschaft“ wurde im Jahr 2019 konzipiert und fand im Sommersemester 2020, also mitten in der Covid-19-Pandemie, statt. Das Seminar befasste sich mit den sozialen, politischen, kulturellen, technologischen, ökonomischen und körperlichen Aspekten von Wein sowie Weinwissen aus kulturanthropologischer Perspektive. Diskutiert wurden ethnografische und historische Ansätze zur Analyse von Wein, Fragen nach Kulturerbe, regionaler Identität und Tourismusökologien, nach religiösen Sinnstiftungen, Rausch und Emotionen, nach Weinwerbung, Geschmäckern und Lebensstilen und ihren Kommunikationsweisen, nach Weinpolitiken, technologischen Entwicklungen und Infrastrukturen sowie der Verwissenschaftlichung von Wein. Eine geplante mehrtägige Exkursion nach Süddeutschland, bei der die Seminargruppe Fachhochschulen besucht hätte, an denen man Önologie studieren kann und die Weinwissenschaftler:innen ausbilden, musste leider entfallen. Auch der Besuch von Weingütern vor Ort und geplante Einblicke in Berufsfelder und Alltagspraktiken rund um den Weinanbau, die Weinproduktion und den Weinverkauf, konnten nicht wie geplant stattfinden. Vorausgegangen war ein erheblicher Aufwand in der Vernetzung zu Institutionen und Personen aus der Weinproduktion, u.a. besuchten Teilnehmende des Organisationsteams Weinmessen in Hamburg oder nutzten Kontakte der Hamburger Lebensmittelchemie, die u.a. einen Schwerpunkt im Bereich des Weins besitzt. Auch wurden Gelder akquiriert für Transport und Un-

terkunft, weil nicht davon ausgegangen werden konnte, dass die Studierenden eigene Ressourcen mobilisieren hätten können. Die Seminargruppe besuchte stattdessen ausgewählte lokale Institutionen im Hamburger Stadtraum wie einen Wine Tasting-Veranstalter in Hamburg-Harburg und eine Sommelière in einem Hotel im Stadtteil Hamburg St. Pauli. Hier erhielten wir Einblicke hinter die Kulissen der Kommerzialisierung und Inwertsetzung von Weinwissen und zur Rolle einer Monetarisierung von Geschmack (vgl. Universität Hamburg o.D.c, siehe auch o.A. 2020; Priebe 2020).

*Thema Postkolonialismus in Hamburg:  
Debatten zu urbanen Räumen und Erinnerungsorten kartieren*

Das SPS „Hamburg (post-)kolonial. Umstrittene Orte und unbequeme Objekte als postkoloniale Spuren in Hamburgs Stadtraum und Museen.“ (WiSe 2021/22) entstand aus dem Bedürfnis heraus, informiert, kritisch und sensibel über koloniale Kontexte und Erbschaften als auch über dekoloniale Praxisformen sprechen zu können und diese aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive zu erforschen. Besonders impulsgebend war die aktivistische Arbeit der Bewegung #BlackLivesMatter und ihre damit einhergehende Präsenz im öffentlichen Diskurs. Im Austausch unter uns damaligen Masterstudierenden stellten wir fest, dass uns die fachliche Auseinandersetzung damit ein zentrales Anliegen war, wir uns aber durch unsere bisherigen Studieninhalte noch nicht dazu befähigt fühlten. In der Planung verbanden sich das inhaltliche Interesse für die normalisierten kolonialen Kontinuitäten und Erbschaften mit den Fragen, wie diesen auch mit engagierter Forschung begegnet werden kann. Hierbei stellten sich Fragen nach Formen von Engagement und (gesellschaftlicher) Verantwortung in der Forschung und erweiterten Wissenschaftspraxis. Zentral war u.a. die Begriffsarbeit zu Beginn des Seminars, um einer Reproduktion von sprachlicher Gewalt durch die Verwendung diskriminierender Bezeichnungen entgegenzuwirken sowie eine Rekanonisierung kulturanthropologischer Literatur und Expertisen. Zudem setzten wir immer wieder auf das Einladen von Gäst:innen mit langwieriger Erfahrung in der wissenschaftlich-dekolonialen Praxis. Der Output des Seminars waren individuell und in Kleingruppen erarbeitete Visual Essays, die auf einer digitalen Arbeitsplattform veröffentlicht wurden, sowie eine abschließende Diskussionsveranstaltung zu *Allyship* in der Wissenschaft, die von uns geplant und moderiert wurde (vgl. Universität Hamburg o.D.d; siehe auch Kaiser/Völz 2025).<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Leider wurde die Plattform for Experimental, Collaborative Ethnography Hamburg kurz darauf deaktiviert und die Beiträge zu verschiedenen postkolonialen Stadt-

### **Fachliche Kontextualisierung der selbstorganisierten Studierendenformate**

Die drei vorangestellten Schlaglichter greifen gesellschaftspolitische Themen und Fragen nach gesellschaftlichen Ungleichheiten auf. Gleichzeitig sind diese Themen untrennbar mit alltäglichen Praktiken verbunden: (Wein-)Konsum im Alltag, das Kaufen von Kleidung und das Deuten von Straßenschildern im urbanen Raum. Ein differenzierter empirisch-kulturwissenschaftlicher Blick auf diese Themenauswahl macht ihre vielschichtigen Bedeutungsebenen sichtbar und wirft Fragen zu den konkreten Formen des Wissens, Erinnerns und Inwertsetzens auf. Eine zentrale Kompetenz, die Studierende im Laufe ihres kulturwissenschaftlichen Studiums erwerben sollen, ist die Fähigkeit, alltägliche Praktiken differenziert zu betrachten, sie in ihren gesellschaftlichen Verflechtungen kritisch zu analysieren und dadurch tiefere oftmals historisch-gewachsene gesellschaftliche Zusammenhänge zu verstehen. Vor diesem Hintergrund versteht sich dieser Beitrag als eine Art Plädoyer für studentische selbstorganisierte Formate, in denen diese Fähigkeiten und Kompetenzen gezielt gefördert werden können. Gleichzeitig lernen Studierende durch solche Formate, sich im weiteren Feld der Universität zu positionieren, Engagement mit Verantwortung zu verknüpfen und bereits während des Studiums ein Gefühl von Selbstwirksamkeit zu erfahren.

Selbstorganisierte studentische Projektseminare können im Kontext von Möglichkeitsbedingungen, Allianzen und Ressourcen fachlichen Nachwuchses als (erste) wichtige Räume der Reflexion und Mitgestaltung innerhalb des Fachkontexts verstanden werden. Sie eröffnen Studierenden (und damit dem wissenschaftlichen Nachwuchs) die Möglichkeit, sich aktiv an Diskussionen über die gegenwärtige Situation des Faches, des fachlichen Studiums sowie dessen zukünftige Ausrichtung zu beteiligen und eigene Perspektiven in größere fachliche und gesellschaftliche Debatten einzubringen. Hier sehen wir Handlungschancen, Studierende zu ermutigen, Nachwuchs zu gewinnen und z.B. Institute mit hoher Lehrbelastung zu entlasten. In Form von medialen und multimodalen Formaten können Studierende Themen eigenverantwortlich erarbeiten und vermitteln und somit die Gestaltungspotentiale des Faches kennenlernen. Dabei sind Fragen nach den prekären Karrierebedingungen im Wissenschaftssystem (Unklarheit und befristete Beschäftigungsperspektiven, Publikations- und Drittmitteldruck) und außerhalb, der (zukünftigen) Zusammenarbeit über Standorte und Disziplinen hinweg oder der gesellschaftliche Relevanz kulturanthropologischer Forschung virulent. Sie prägen Selbst- und Fremdverständnisse. Gleichzeitig fördern solche Seminarformate kollektive

---

räumen, Museumsbeständen, öffentlichen Plätzen, Denkmälern und Straßennamen sind momentan so nicht mehr einsehbar (vgl. PECE o.D.).

Lern- und Arbeitsprozesse sowie Synergieeffekte (teilweise auch über den eigenen Fachstandort hinaus), stärken die Selbstorganisation im Studium und schaffen Räume, in denen Nachwuchswissenschaftler:innen gemeinsam reflektieren können. Die selbstorganisierten Formate sind unserer Meinung nach ein wesentlicher Bestandteil, um wissenschaftlichen Nachwuchs zu gewinnen. So kann Neugierde und Motivation über Themenerarbeitung, -vertiefung und -vermittlung geweckt werden. Gleichzeitig werden Energien und Kräfte gebündelt und man widmet sich gemeinsam gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen über die fachspezifische Problematisierung.

Selbstorganisierte Studien- und Studierendenformate haben an Universitäten eine lange Tradition, die insbesondere im Zuge der 1968er-Bewegung explizit als Form des Bruchs – mit tradierten, oftmals patriarchalen Logiken folgenden Lehrinhalten und strikt hierarchischen Vermittlungsmethoden – entstanden und zu denken sind. Statusgruppenübergreifendes Lehren und Lernen wurde als eine produktive und auch demokratische Möglichkeit der Partizipation an universitären Alltagen, der akademischen Wissensproduktion sowie der Qualifikation eingefordert und implementiert.

Im Fachkontext der Post-Volkskunde-Fächer (Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie) sind autonome studentische Seminare, Forschungs- und Fachgruppenarbeiten oder die Möglichkeit, bei institutsspezifischen Vollversammlungen eigene Themen und Anliegen zu platzieren, bereits historisch identifizierbar. Solche Formate sind jedoch nicht an allen kulturanthropologischen Standorten zu finden oder gar in feste Modulstrukturen eingebunden.<sup>2</sup> Dabei bieten sowohl das disziplinär breit aufgestellte Themenspektrum der Disziplin als auch die sich jedes Semester neu aktualisierenden Lehrangebote eine Grundlage und Offenheit gegenüber neuen und einmaligen thematischen Seminarangeboten. Denn neben Kenntnissen zur Fachgeschichte und zu theoretischen Perspektiven und methodischen Zugängen, werden in der

---

<sup>2</sup> In der Recherche für diesen Beitrag begegneten uns Vorläufer von studentischen Initiativen an Fachstandorten u.a. in Tübingen und auch Berlin. Auch in Hamburg hat das Format eine längere Tradition. Es gab hier sowohl Formate, die von engagierten Lehrenden vorangetrieben wurden, indem sie bspw. über Aushänge auf ihre Ideen aufmerksam machten. So wurden sowohl Studierende angesprochen, die sich bereits als Gruppe gefunden hatten, als auch Interessierte, die über die thematische Setzung gemeinsam arbeiten wollten. Thematisch ging es u.a. um ethnografische Filme und visuelle Anthropologie, um studentisches Publizieren, kuratorische Praxis und eine Fotoausstellung zu lokalen Campus-Kulturen. Wir danken Sonja Windmüller für die hilfreichen Informationen. Des Weiteren klammern wir in diesem Beitrag zwei Projektseminare aus Hamburg aus: „Verbinden. Erforschen. Sichtbar machen. Junge Menschen & kulturelles Erbe“ im SoSe 2018 sowie „Instituts-geschichte als Teil der Universitätsgeschichte. Archivalisches Arbeiten mit dem Nachlass Hävernick“ im SoSe 2017.

universitären Ausbildung über thematische Setzungen hinaus historische und gegenwartsorientiert-ethnografische Methoden sowie ein Spektrum an kulturtheoretischen Ansätzen vermittelt. Im Gegensatz zu anderen Disziplinen, die festere Modulstrukturen besitzen, gibt es hier also mehr Freiraum und in unserer Perspektive daher Potentiale.

Für diesen Beitrag haben Organisator:innen aus drei selbstorganisierten Projektseminaren aus den vergangenen Jahren am Hamburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft (vorher: Volkskunde/Kulturanthropologie) mit zeitlichem Abstand zu den Veranstaltungen ihre Erfahrungen zusammengetragen und in einem gemeinsamen Schreibprozess<sup>3</sup> für Interessierte problemorientiert aufbereitet. Dabei ging es uns besonders darum, hervorzuheben, welche Rahmenbedingungen diese Form der Selbstorganisation idealerweise benötigt, was Studierende erwartet und wie sie sich auf ein solches Projekt vorbereiten können. Es ist nicht selbstverständlich, dass Studierende bzw. die studentische Wissensproduktion Berücksichtigung in der Lehrplanung finden. Es gibt Disziplinen, in denen die Hierarchien zwischen Studierenden und akademischem Personal gesetzt sind und wenig Raum für Transformation dieser Beziehungsmodi existieren.

Nachdem wir nun drei Beispiele skizziert haben, werden wir im Folgenden das Format der studentischen Projektseminare in die fachgeschichtliche Entwicklung der Disziplin Kulturanthropologie sowie in den Bologna-Prozess und damit in die Strukturen des Hochschulsystems nach der Transformation einordnen.<sup>4</sup> Anschließend folgen eine Reflexion über die Rollenaushandlungen und Wissenshierarchien sowie Einblicke in den Prozess der Konzeptionalisierung und Themenfindung, der Vernetzung und Durchführung sowie der Ergebnisproduktion und Nachbereitung. Der Beitrag endet mit praxisorientierten Hinweisen zu studentischen Projektseminaren für interessierte Studierende und unterstützende Dozierende.

---

<sup>3</sup> Dies entsprach auch einer konsequenten Weiterführung der Arbeitsweise und Grundidee der Projektseminare, gemeinsam Projekte zu konzipieren und umzusetzen. Auch ist es wichtig, zu reflektieren, dass an vielen Fachstandorten im Bachelor- und/oder Masterstudium ein Projektseminar im Sinne eines forschenden Lernens implementiert ist, das zwar von Dozierenden angeleitet wird, in dem aber Studierende gemeinsam forschen und sich austauschen und oftmals ein Ergebnis (Publikation, Ausstellung, Film etc.) produziert wird. Dadurch wird studentische Forschung sichtbar, eine Öffentlichkeit außerhalb der akademischen Wissensproduktion hergestellt und Wissen zitierbar gemacht.

<sup>4</sup> Eine ähnliche Argumentation verfolgen Dilger/Mashimi 2025.

## Studentische Projektseminare als Handlungschance und Ermöglichungspraxis im Hochschulsystem

Im Zuge der sogenannten Bologna-Reform um die Jahrtausendwende wurde das Ziel verfolgt, die Hochschulbildung europaweit zu standardisieren, ihre internationale Vergleichbarkeit zu erhöhen und die Employability der Absolvent:innen zu stärken (EHEA, o.J.). Dies führte zu tiefgreifenden strukturellen Veränderungen in der Organisation und inhaltlichen Ausrichtung von Hochschulen (und ihrer Verwaltung) im Allgemeinen und universitärer Studiengänge im Speziellen. Der Fokus des Transformationsprozesses lag dabei auf einer quantifizierbaren Leistungserbringung, durch die Implementierung klar definierter Lernziele und modularer Studienstrukturen. Eine präzisere Erfassung des studentischen Arbeitsaufwandes und die Qualitätskontrolle der Lehre sollte dabei durch die Einführung eines standardisierten Punktesystems, des European Credit Transfer and Accumulation System (ECTS), ermöglicht werden.

Das ECTS-Punktesystem führte in der Umsetzung zu zeitlich eng getakteten Modul- und Studienplänen. In der Folge stieg der Druck auf Lehrende, aber auch der Leistungsdruck auf Studierende. Im Verlauf des Studiums blieb immer weniger Raum für selbständige inhaltliche Vertiefungsmöglichkeiten und interdisziplinäre Annäherungen. Auch die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie wurde im Bereich der Lehre dahingehend standardisiert. Durch diese Standardisierung brachte die Bologna-Reform einerseits eine deutlichere Vereinheitlichung, festere Strukturen und (internationale) Vergleichbarkeit der Studiengänge mit sich, was von vielen Studierenden und Lehrenden als Fortschritt begrüßt wurde. Andererseits führte die Reform auch zu einer zunehmenden Formalisierung und ‚Verschulung‘ des Studiums, was mit einer Minderung des studentischen Freiraums abseits von Fachgruppen oder der ungezwungeneren Wählbarkeit eigener Schwerpunkte und zu einer Reduktion von kreativ-interdisziplinären Lehr- und Lernformen einherging.<sup>5</sup> Diese Entwicklungen werden von einigen Akteur:innen innerhalb und außerhalb der Universität daher kritisch bewertet, insbesondere im Hinblick auf die Ausbildung zentraler wissenschaftlicher Kompetenzen wie Neugierde, die Formierung eigener Erkenntnisinteressen

---

<sup>5</sup> In fast allen Fachstandorten hat sich im Bachelor- bzw. im Masterstudium das projektorientierte Seminarformat „Forschendes Lernen“ etabliert, in dem Studierende meist über mehrere Semester hinweg, themengeleitet arbeiten, eigene Forschungsdesigns und Projektideen entwickeln, empirische Methoden vertiefen sowie lernen, generiertes Wissen in verschiedenen Vermittlungsformaten aufzubereiten und dadurch einer spezifischen Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen (vgl. Welz 2025).

und kritisches Denken, die Grundlagen wissenschaftlicher Forschungspraxis sind.<sup>6</sup>

Innerhalb dieser Verschulungstendenzen bietet ein Angebot an studentisch-gestalteten Lehrformaten die Möglichkeit, thematisch frei(er) gewählte interdisziplinäre Projekte in universitären Kontexten gemeinsam umzusetzen. Ein wichtiger Aspekt hierbei ist aufgrund von zeitlich eng gesetzten Studienplänen, sowohl die Konzeption und Durchführung des Seminars, aber auch die Teilnahme im ECTS-System zu erfassen und durch eine Implementierung im offiziellen Vorlesungsverzeichnis sichtbar zu machen. Dadurch wird das Engagement der Studierenden in Wert gesetzt, qualitativ bewertbar und findet auf Augenhöhe mit anderen Lehrveranstaltungen statt. Hervorzuheben ist auch die projektorientierte Gestaltung der Seminare, die häufig auch den Erwartungen der Studierenden, die sich eine direkte Anwendbarkeit ihres Wissens sowie einen erkennbaren Output wünschen, entspricht. Gleichzeitig wird durch den Projektcharakter versucht, dem eigens formulierten Anspruch der Praxisnähe und der Förderung überfachlicher Berufsfeldkompetenzen gerecht zu werden – ein Thema, das bereits seit längerem im Studium Berücksichtigung findet und Wichtigkeit erhält, sich durch gegenwärtige, veränderte Anforderungen (z.B. Networking- und Managementlogiken im Kultur- und auch Wissenschaftsbereich) aber transformiert. Dies zeigt sich auch darin, dass die deutschsprachige Fachgesellschaft (Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, DGEKW) seit einigen Semestern eine standortübergreifende und digitale Ringvorlesung zu Berufsfeldern anbietet. Sie stellt eine fruchtbare Ergänzung zu Newsletter und Netzwerkverteiler dar, um auf Berufsfelder und -chancen aufmerksam zu werden. Der kompetenzorientierte Unterricht (und damit die Transformation reinen Frontalunterrichts) ist also zum einen eine Forderung der Studierenden aufgrund des sich veränderten Arbeitsmarkts, zum anderen ein Ausdruck sich verändernder Rollen- und Institutionenverständnisse im Lehr-Lern-Kontext an Universitäten.

### **Studierende Lehrende – lehrende Studierende**

Durch die beschriebene Neuausrichtung universitärer Studiengänge haben sich Rahmenbedingungen transformiert, die nicht nur Studierende, sondern auch Lehrende vor neue Herausforderungen in der Lehrpraxis stellen. Dabei hat sich die Rolle der lehrenden Personen von Wissensvermitt-

---

<sup>6</sup> Siehe die Auswahl an Literatur zur Implementierung und Evaluation Bektchieva 2004; Hanft/Müskens 2005; Walter 2006; Bollenbeck 2007; Hochschulrektorenkonferenz 2008; Banscherus/Gulbins/Himpele/Staack 2009; Maeße 2010; Nickel 2011; Draheim 2012.

ler:innen zu Lernbegleiter:innen gewandelt. Sie werden durch diesen Perspektivwechsel von frontalen Inhalts- und Wissensvermittler:innen zu mitlernenden Impulsgeber:innen, die Studierende unterstützen, das gewünschte Lernergebnis zu erreichen. Das Format schließt an Ansprüche des Faches, Gesellschaften durch Forschung mitzugestalten sowie anderen studentisch-geleiteten Formaten an wie z.B. Tutorien, Übungen, die Begleitung der Orientierungsphase, ggf. studentische Initiativen in Fachschaftsgruppen oder Wirkungskontexte der Allgemeinen Studierenden-ausschüsse an Universitäten. Diese Entwicklung wird durch Erkenntnisse aus der gegenwärtigen Lehr- und Lernforschung gestützt. Es wird davon ausgegangen, dass effektive Lernprozesse mit dem Begriff der „Wissensvermittlung“ nur noch unzureichend beschrieben werden können. Vielmehr geht es darum, den Lernerfolg in den Fokus zu rücken, also gemeinsam lern- und ergebnisorientiert zu arbeiten (Pro Lehre o.J.: 8).

„Frontalunterricht ist keine Option!“ lautete daher einer unserer ersten Slogans während der Konzeptionsphase im ersten Projektseminar „Ethnografie des Textilen“ im Jahr 2018. Er war eng geknüpft an unsere Vorstellung von ‚guter‘ Lehre und deckt sich mit dem oben erwähnten Perspektivwechsel universitärer Wissensvermittlung. Der Anspruch resultierte aus eigenen Erfahrungen, die wir als Studierende während des Studiums gemacht haben. Zum einen gab es Lehrende in den Haupt- und Nebenfächern, die didaktisch innovative und inspirierende Veranstaltungen gestalteten, die bei den Studierenden lange Zeit nachwirkten und einen bleibenden Eindruck hinterließen. Zum anderen waren diese impulsgebenden Veranstaltungen nicht in jedem Semester vertreten. Es gibt Studiengänge, bei denen das primäre Vermittlungsformat Vorlesungen sind, keine Diskursformate wie Seminare. Im Fachkontext Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie werden Schwerpunkte auf dialogische Formate gesetzt, um gemeinsam an Themen zu arbeiten. Wir wollten uns daher an den Impulsgeber:innen orientieren und eine reine Frontalvermittlung von vorgegebenen Inhalten vermeiden, obgleich es in den Seminarsitzungen auch konzeptionell-theoretische Inputs gab; vielmehr war die Idee, in kooperativer Weise ein gemeinsames Lernergebnis zu erreichen und damit als Impulsgeber:innen zu agieren und sich Formaten experimentell-explorativ anzunähern.

Um dieses Vorhaben umzusetzen, unterstützten uns (bei allen Projekten) je zwei Betreuende des Instituts. Gemäß den universitären Vorgaben für studentische Projektseminare begleiteten sie uns von der Antragstellung über die Konzeption und Durchführung bis zur Nachbereitung. Erfreulicherweise ließen sich für unsere Projekte Betreuer:innen gewinnen, die als engagierte Lehrende bekannt waren. Sie waren deshalb bereits vor dem Projekt eine Inspiration für unsere eigene Rollenfindung als Lehrende. Innerhalb unserer Projekte zeigte sich, dass ihre Expertise als Im-

pulsgeber:innen nicht nur auf ihre eigenen Seminare beschränkt war. Als Lernbegleiter:innen förderten sie unsere Ideen auf Augenhöhe, stellten motivierende Nachfragen und bestärkten uns in der Rolle als Lehrende.<sup>7</sup> Außerdem halfen uns die Dozentinnen nicht nur durch ihre fachliche Expertise, sondern auch durch ihre sozialen Netzwerke, die als symbolisches und kulturelles Kapital fungierten. So konnten wir beispielsweise im Kontext des „Hamburg postkolonial“-Seminars oder des Wein-Seminars auf Kontakte zurückgreifen, die in den für uns relevanten Forschungsfeldern anerkannt waren. Auf diese Weise kam ein persönlicher Austausch zustande, um externe Akteur:innen persönlich von einer Zusammenarbeit zu überzeugen und darüber hinaus finanzielle Mittel einzuwerben.

Als fortgeschrittene Bachelorstudierende, aber auch als Masterstudierende wurde uns ein hohes Maß an Eigenverantwortung zugewiesen. Zusätzlich konnte durch den wohlwollenden und inspirierenden Umgang, in dem uns kreative und didaktische Freiheiten gelassen wurden, unsere eigene Lehrmotivation verstärkt werden. Dass sich die Motivation der lehrenden Person auf den gesamten Verlauf der Lehrveranstaltung und damit auch auf die Teilnehmer:innen der Seminare positiv auswirken kann, wird in der Hochschuldidaktik immer wieder als zentrales Moment herausgearbeitet (vgl. Ulrich 2016).

### **Rollenaushandlungen und Lernziele: Orientierungs- und Vorbereitungsphase**

Jedes der Projekte wurde im Team erarbeitet und umgesetzt, wobei wir uns aus Studierenden unterschiedlicher Semester, unterschiedlichen Alters und mit diversen universitären (Tutorien, BA-Abschluss, studentische Fachschaftsgruppe, Vortrags- und Publikationserfahrung, Hilfskraftstellen etc.) und außer-universitären Arbeitserfahrungen (z.B. Projektmanagement, Wissensvermittlung) zusammensetzten. Durch diese Konstellationen waren wir einerseits in der Lage, vielfältiges Vorwissen in Form von individuellen Interessen, Erfahrungen aus beruflicher Vorbildung und wissenschaftlichen Kompetenzen als Lehrende zu bündeln und das Wissen produktiv zu nutzen. Andererseits eröffnete es uns die Möglichkeit, Selbst-

---

<sup>7</sup> Studierende und Lehrende können auch über das Format SPS hinaus zusammenarbeiten. Dies ist z.B. dann relevant, wenn es sich um Einzelpersonen handelt und die Themen an die Schwerpunkte der lehrenden Person anknüpfen, lokale soziale Netzwerke außerhalb der Universität genutzt werden sollen, die ggf. nicht unmittelbar mit ihr verbunden sind o.ä. Auch dieses Format war in Hamburg vertreten z.B. in einem zweisemestrigen Projektseminar zum Thema Nationalsozialismus und Stadt am Beispiel des Stadtteils Hamburg-Hammerbrook (Leitung: Prof. Dr. Norbert Fischer und Bianka Schaffus, M.A.).

vertrauen und Selbstversicherung als Nachwuchswissenschaftler:innen zu gewinnen. Die Gruppenform ermöglichte es uns, unterschiedliche Rollen einzunehmen und mögliche Spannungsfelder zu identifizieren (siehe auch Weil 2020). Herausfordernd war dabei vor allem eine klare Haltung im Umgang mit den Rollenunterschieden zu entwickeln. So leiteten wir zwar als Studierende und Kommiliton:innen die Seminare an, wurden aber auf für uns tendenziell eher ungewohnte Weise nun auch theoretisch und methodisch als Mehr-Wissende und Lehrende adressiert. Beispielsweise ergaben sich tiefergehende Fragen zu theoretischen Konzepten oder empirischen Methoden, z.B. zu Erfahrungen in der Feldforschung.

Innerhalb der Gruppe die jeweils andere Rolle einzunehmen, bereicherte den Positionierungsprozess. Dabei ging es um Fragen wie „Wie wollen wir wahrgenommen werden?“, „Welche Erwartungen werden an die jeweilige Rolle gestellt?“, „Welche Erwartungen haben wir an uns als Gruppe und als Einzelner?“ und „Wie lassen sich eigene Einstellungen und Haltungen mit den Rollenanforderungen übereinbringen?“

Durch das im Vorfeld erarbeitete und vergemeinschaftete Wissen der Projektgruppe ließen sich didaktische Ziele für die Seminargruppe ableiten. Dazu gehört beispielsweise, einen transparenten Umgang mit Wissenslücken zu finden bzw. darauf hinzuweisen, dass gemeinsam gelernt wird und verschiedene Wissensformen nebeneinander existieren können und gleichermaßen berücksichtigt werden, z.B. biografisches Erfahrungswissen oder akademisches Wissen. Regelmäßige Reflexionsgespräche innerhalb der Projektgruppe und im Seminar zu führen, halfen dabei, eine kollaborativ entwickelte Konflikt- und Kritikkultur zu gestalten und sich bei Unsicherheiten innerhalb der Projektgruppe rückzuversichern.

### **Suchbewegungen: Recherche, Konzeption und Durchführung**

Selbstorganisierte Projekt-Seminare sind studentisch organisierte Seminare, in denen die Inhalte eigenverantwortlich, wissenschaftlich und praxisorientiert bearbeitet werden. Es sollen relevante Thematiken bzw. Fragestellungen der Empirischen Kulturwissenschaft behandelt und möglichst Formen der qualitativen empirischen Forschung einbezogen werden. SPS widmen sich insbesondere Fragestellungen, Problemen und Bearbeitungsweisen, die nicht über die regulär angebotenen Lehrveranstaltungen des Instituts abgedeckt werden, die durchaus kontrovers bzw. kritisch gegenüber etablierten Formen wissenschaftlicher Wissensproduktion und/oder transdisziplinär angelegt sind. SPS können von geschlossenen Studierenden-Gruppen konzipiert und umgesetzt oder offen angeboten werden. (Universität Hamburg o.D.a)

Ein wesentlicher Bestandteil des Lehrformats ist die eigenständige Auswahl, Konzeptionalisierung und Erarbeitung von Themen durch Studierende. Innerhalb des universitären Rahmens können so punktuell individuelle Themen und Interessengebiete unabhängig von regulären Modulplänen platziert werden. Für Studierende ergibt sich damit die Möglichkeit, inhaltliche Lücken zu schließen und gleichzeitig Freiräume zu öffnen. An dieser Stelle konnten wir als Studierende im starren ECTS-System Selbstwirksamkeit erfahren und für uns wichtige Themen sichtbar machen. Im Sinne des Lehrkonzepts des *Constructive Alignment* (vgl. Biggs/Tang 2011) formulierten wir anhand der inhaltlichen Themenauswahl Lernziele, die auf unseren individuellen didaktischen Zielen und Lehrmethoden basierten und im Einklang mit einer Lernergebniskontrolle sein sollten.

In den Erarbeitungsprozessen der studentischen Projektseminare stellte sich uns die Frage, wie innerhalb flacher Hierarchien Verbindlichkeiten geschaffen werden können, ohne dabei die Eigenverantwortung und Kreativität der Studierenden einzuschränken. Es sollte die gemeinsame Verantwortung für das Gelingen unseres Projekts betont werden. Dazu trug bei, dass am Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg eine Anwesenheitspflicht für die Studierenden herrscht. Dies sollte unserer Meinung nach aber nicht der einzige Anreiz zur aktiven Teilnahme der Studierenden sein: Die Arbeit mit klar definierten Zielen, verbindlichen Zwischenschritten und kollektiver Ergebnisverantwortung (Ausstellungen, visuellen Essays oder öffentlich zugänglichen Blogs) förderte dabei nicht nur die erfreulich rege und interessierte Teilnahme, sondern trug auch zur Aufbereitung, Übersetzung und Vermittlung von Wissen bei sowie zur Entwicklung zentraler *future skills*, wie sie der Bildungswissenschaftler Ulf-Daniel Ehlers (2020: 26) als essentiell für zukünftige Arbeitskontexte beschreibt: Selbstorganisation, Beteiligungsfähigkeit, Kommunikationsstärke und kooperative Entscheidungsfindung. In Feedbackrunden mit den Teilnehmenden zeigte sich, dass sie sich in ihrer Kurswahl nicht nur von den Themen, sondern auch vom partizipativen Charakter mit den Möglichkeiten, Ideen einzubringen und ein ‚Ergebnis‘ zu produzieren durch das Wissenschaft greifbar und vermittelbar wird, angesprochen fühlten. Alle drei Seminare stießen auf eine hohe Nachfrage, was sich in vielen Anmeldungen widerspiegelte.

Für die konkrete Durchführung unterteilten wir das jeweilige Seminar in Themenblöcke, für die wir in unterschiedlichen Konstellationen die planerische und didaktische Verantwortung übernahmen. Besonders gut ließ sich dies in der größeren Organisationsgruppe des Seminars „Hamburg (post)kolonial“ umsetzen, so dass alle Organisierenden auch immer wieder in bestimmten Wochen entlastet wurden.

Gerade unter den erschwerten Bedingungen der COVID-19-Pandemie zeigte sich, dass kreative Formen der Ergebnispräsentation – von hybriden Veranstaltungen über digitale Ausstellungen bis hin zu öffentlich zugänglichen Blogs – nicht nur Notlösungen darstellen, sondern langfristige Perspektiven für neue Vermittlungsformate eröffnen. Die damit verbundenen Rollenwechsel (z.B. als Kurator:in, Autor:in, Organisator:in) ermöglichen eine intensive Auseinandersetzung mit den Inhalten auf verschiedenen Ebenen. Gleichzeitig wurde deutlich, dass solche Formate vielfach an fehlenden Infrastrukturen scheitern oder nur durch erheblichen Mehraufwand seitens der Lehrenden und Lernenden realisierbar sind. So mussten finanzielle Mittel für Poster-Produktionen, technisches Equipment oder Honorare für externe Expert:innen akquiriert oder privat getragen werden. Trotzdem wurde gerade die Sichtbarkeit z.B. durch die Erstellung einer Website, die Einladung von Expert:innen oder visuellem Output als Voraussetzung für die Anerkennung, Wirksamkeit und zur Grundlage wissenschaftlicher und beruflicher Anschlussfähigkeit angesehen. Die Ergebnisorientierung, im Sinne von sichtbaren, dokumentierten und öffentlich kommunizierten Outputs, entsprach dabei nicht nur einer didaktischen Logik, sondern auch den impliziten Anforderungen einer kapitalistischen Verwertungslogik im wissenschaftlichen System, in der eine Sprecher:innen-Legitimität über Produktivität hergestellt wird, die sichtbar werden muss. Diese Spannung zwischen emanzipatorischen Bildungsanspruch und verwertbarer Wissensproduktion ist symptomatisch für das gegenwärtige Hochschulsystem, konnte von uns nicht aufgehoben werden und bedarf weiterer kritischer Reflexion.

### **Exkurs Praxisbeispiel: Umgang mit sensiblen Themen, Wissen und der eigenen weißen Positioniertheit im SPS-Seminar „Hamburg (post-)kolonial“**

Häufig begeistern gerade Themen, die im bisherigen Curriculum noch nicht intensiv besprochen wurden und in diesem Zuge als Leerstelle identifiziert werden können. Doch wie kann sich insbesondere sensiblen Themen angemessen angenähert werden, zu denen auf Seiten der Projektgruppe im Voraus lediglich ein geringes Vorwissen besteht und auch nicht auf biografisches Erfahrungswissen zurückgegriffen werden kann? Diese Fragen stellten wir uns im Rahmen der Planung des Seminars „Hamburg (post)kolonial“, welches für das vielfältige koloniale Erbe der Stadt sensibilisieren wollte. Einige Studierende hatten rudimentäre Kenntnisse, andere Projekterfahrung in der politischen Bildungsarbeit und musealen Vermittlung, wiederum andere kannten Perspektiven, Konzepte und Ansätze

der *postcolonial studies* aus anderen Fachzusammenhängen, wiederum andere besaßen keinerlei Vorwissen.

Nicht immer reicht der Wissensbestand der Projektgruppe von Beginn an aus, um Themen angemessen zu erarbeiten. Die Reflexion der eigenen Positioniertheit und die Situiertheit des eigenen Wissens vor dem Hintergrund der Themenauswahl im Spezifischen und von akademischer Wissensproduktion im Allgemeinen ist dabei besonders wichtig. Insbesondere wenn wie beim Seminar „Hamburg postkolonial“ Themen wie Diskriminierungserfahrungen, Betroffenheit und Rassismuskritik aufgegriffen werden, kann eine *weiße* Projektgruppe keine ausreichende Expertise aufweisen. In diesem Kontext setzt ein Selbstverständnis als sogenannter Ally den Einbezug von BIPOC Akteur:innen (Black, Indigenous, People of Colour) voraus, denn es geht nicht nur darum, ausschließlich Fürsprecher:innen zu sein, sondern auch zur Sichtbarkeit von diversen Stimmen beizutragen und eine Critical Whiteness-Perspektive zu stärken. In diesem Sinne können eigene Privilegien anerkannt werden, die das Potenzial haben, Machthierarchien fortzuschreiben (Yantis 2014). Wir versuchten die spezifische Expertise von BIPOC Aktivist:innen und Wissenschaftler:innen nicht nur über Texte, sondern auch über die Einladung in das Seminar und zu unserer Abschlussveranstaltung einzubinden. Im Rahmen unserer Auseinandersetzung mit postkolonialen Perspektiven in der Planung wurde deutlich, dass eine Einladung von BIPOC Aktivist:innen und Wissenschaftler:innen zu Veranstaltungen wie Diskussionsrunden oder Gastbeiträgen, wenn irgendwie möglich, nicht ohne angemessene Vergütung erfolgen darf. Ihre Arbeit sollte dabei nicht als Ehrenamt verstanden werden, da Expertisen oftmals aus zivilgesellschaftlichen Initiativen und politisch aktivistisch-engagierten Gruppenkontexten kommen. Es stellt ein strukturelles Ungleichgewicht dar, wenn von Personen mit entsprechender Expertise erwartet wird, ihre Zeit, ihr Wissen und ihre Erfahrung unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Eine wertschätzende und solidarische Haltung setzt eine finanzielle Honorierung voraus. Postkoloniale Bildungsarbeit ist keine Freizeitbeschäftigung, sondern eine qualifizierte und gesellschaftlich relevante Form von Arbeit, die entsprechend anerkannt werden muss. Die fehlende Bezahlung würde ökonomische Prekarität reproduzieren und zugleich die zentrale Rolle marginalisieren, die BIPOC Akteur:innen in der Wissensproduktion spielen.

Die Bereitstellung finanzieller Ressourcen ist daher nicht eine Frage von Gutmütigkeit, sondern Ausdruck von Verantwortung im Umgang mit unterschiedlichen Positionierungen und Machtverhältnissen. Doch wie kann das in einer wissenschaftlichen Institution erreicht werden, in der finanzielle Ressourcen knapp sind? Letztendlich haben wir als Projektgruppe entschieden, dass unsere Entlohnung aus dem Seminar nicht

monetär sein kann, sondern in Form von Creditpoints und symbolischen wie kulturellem Kapital (Lehrerfahrung, Nennung im CV usw.) besteht. Die Vergütung der Lehrveranstaltung wäre ohnehin aufgrund der Gruppengröße von sieben Personen sehr gering ausgefallen.<sup>8</sup> Somit konnten wir die finanzielle Vergütung als Budget für Expertise von außen einsetzen, die aufgrund der Thematik unverzichtbar war. Eine Auseinandersetzung mit finanziellen Ressourcen bei der Planung studentischer Projektseminare ist von Seiten der Studierenden sinnvoll und könnte auch bei der Planung des allgemeinen Lehrbudgets berücksichtigt werden, um potentiellen Leerstellen entgegenzuwirken.<sup>9</sup>

### **Wissen aufbereiten: Ergebnisproduktion und -präsentation**

Mit dem erbrachten Ergebnis fanden die jeweiligen Seminare nicht nur ein inhaltliches Ende und lieferten den erwähnten Produktivitätsnachweis unserer Projekte (und dienten auch als Prüfungsleistung, also als in den Modulen gefordertes Ergebnis), sondern sie boten uns als Organisationsgruppe und den Studierenden auch einen Anlass zur gemeinsamen Reflexion: Wie geht es weiter mit den Projektideen? Welchen Output können wir mit unserem Wissen und finanziellen Mitteln überhaupt realisieren? Wie haben wir den Prozess im Laufe des Semesters erlebt, in dem wir Inhalte didaktisch wie auch inhaltlich gemeinsam erschlossen haben? Welche Inhalte oder Perspektiven haben gefehlt? Und was nehmen die Seminarteilnehmenden aber auch wir als Organisationsgruppe daraus mit?

Die oben aufgeworfenen Fragen begleiteten uns vor allem gegen Ende der Projektphasen. In den Seminaren wurden dabei bewusst unterschiedliche Output-Formate gewählt, die sowohl dem ausgewählten Thema als auch der praktischen Umsetzbarkeit entsprechen sollten. Als Ergebnis wurde im Verlauf der SPS-Seminare eine Exkursion geplant sowie durchgeführt, wissenschaftliche Poster gestaltet und präsentiert oder Visual Essays verfasst und auf einer Plattform veröffentlicht (siehe Tabelle 1 mit einer Übersicht zur theoretischen, methodischen und didaktischen Ausrichtung der SPS-Seminare sowie den jeweiligen Output-Formaten).

---

<sup>8</sup> Am Hamburger Institut wurde einer Seminargruppe ein einzelnes Tutor:innengehalt gezahlt. Da dieser, durch die Anzahl der Organisator:innen geteilte Verdienst sehr gering ist, ist die Möglichkeit, für Projektorganisation und -durchführung äquivalente ECTS zur angebotenen Veranstaltung zu erhalten, eine Form der Anerkennung, die zudem Engagement nicht in Konkurrenz zu einem Studium in Regelstudienzeit denkt.

<sup>9</sup> Ein im Fachkontext Empirische Kulturwissenschaft prominentes und erfolgreiches Projekt ist der sogenannte Amo Salon am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin sowie die Umbenennung der dortigen M\*-Straße. Link: <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/forschung-1/labore/amo-salon>.

Tabelle 1: Übersicht zu Themen, Methoden, Austauschformaten und Output der jeweiligen Projektseminare.

|                                        |                                                                                     |                                                                                                                            |                                                                                                                                               |
|----------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Studentisches Projektseminar (SPS)     | Thinking Through Fashion – Ethnografie des Textilen<br><br>SoSe 2019                | In vino veritas?<br>– Wein als Wissensraum zwischen Rausch, sozialer Distinktion und Geschmackslandschaft<br><br>SoSe 2020 | Hamburg (Post)kolonial – Umstrittene Orte und unbequeme Objekte als postkoloniale Spuren in Hamburgs Stadtraum und Museen<br><br>WiSe 2021/22 |
| Theoretischer Rahmen                   | Materialität, Zeitlichkeit, Mode                                                    | Wissen, Lebensstil, Historizität, Emotionen, Sinnlichkeit Agency, Materialität, Science and Technology Studies (STS)       | (Post)Kolonialismus, Dekolonisierung, Eurozentrismus, Erinnerungskultur, Stadt, Engagierte Forschung                                          |
| Methodische Zugänge                    | Autoethnographie, visuelle Anthropologie                                            | Teilnehmende Beobachtung, Interviews, Autoethnographie, narrative Raumkarten, historisches Forschen                        | Narrative Raumkarten, historisches Forschen, Ausstellungen- und Objektanalyse, Diskursanalyse                                                 |
| Begleitende Austausch- und Lehrformate | Forschungswerkstatt; Moodboard als Forschungstagebuch; Gastvorträge; Filmgesprächen | Expert:innengespräche                                                                                                      | Gastvorträge, Ausstellungsbesuche in Museen, Wahrnehmungsspaziergang durch den Stadtraum                                                      |
| Output                                 | Gestaltung und Präsentation eines Posters                                           | Blogbeiträge (vgl. Blog Wein Wissen o.D.), Organisation und Durchführung einer Exkursion <sup>1</sup>                      | Digitales Forum (PECE) mit Visual Essays und eine Abschlussveranstaltung mit Podiumsdiskussion                                                |

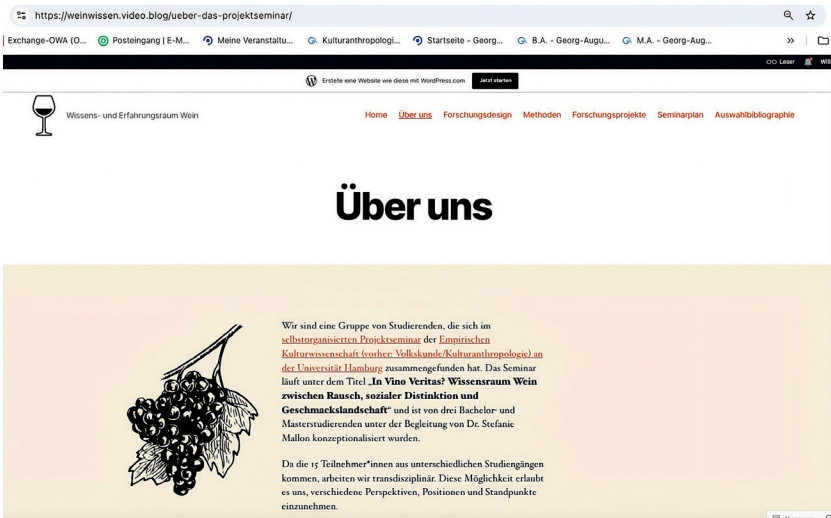


Abbildung 1 + 2: Zu sehen sind ein Einblick in die Posterausstellung des Projektseminars zum Thema ‚Mode‘ im Rahmen des kulturalanthropologischen Fachkongresses im Herbst 2019 in Hamburg sowie ein Screenshot von dem Blog des Seminars zum Thema ‚Wein‘. Verknüpft wurden wissenschaftliche Arbeitsweisen mit kreativen und zielgruppengerechten Vermittlungsformen, Quelle: Manuel Bolz.

Sowohl für die Studierenden als auch für uns in der Rolle als Lehrende gestalteten sich die abschließenden Projektphasen oft als zeitintensiv. Zum einen leisteten wir genauso wie die Seminarteilnehmenden einen Beitrag zu den Outputs: Wir organisierten die Exkursion, gestalteten die wissenschaftlichen Poster oder verfassten ebenfalls Visual Essays oder Blogbeiträge. Zum anderen begleiteten wir die letzten inhaltlichen Abstimmungen für die Veröffentlichungen, gaben redaktionelle Rückmeldungen oder übernahmen die organisatorische Planung von Präsentationen und Veranstaltungen (Konzeptionalisierung, Durchführung, Nachbereitung). Gerade in der Nachbereitungsphase sind organisatorisches Geschick, Kommunikationsfähigkeit und gutes Zeit- sowie Projektmanagement gefragt, bevor die Ergebnisse sichtbar werden können und ein Abschluss erreicht ist.

### **Resümee.**

#### **Von der Lehrerfahrung zum berufsfeldbezogenen Kompetenzgewinn**

Dass ein solches Format dennoch regelmäßig an der Universität Hamburg von Studierenden initiiert und eigenständig getragen wurde, zeigt, dass unser Engagement vor allem auch aus einer eigenen Motivation heraus erfolgte. Denn es ging nicht nur um die Gestaltung von Lehrveranstaltungen, sondern auch darum, eigene Erfahrungen in der universitären Lehre zu sammeln, Lehr-Lern-Rollen auszuprobieren und die universitäre Lehre mit eigenen Ideen mitzugestalten. Denn die Erfahrung, ein Seminar von den ersten Konzeptideen über die explorative Erkundung, Planung und Antragstellung bis zur Durchführung und Evaluation eigenständig zu gestalten, eröffnete uns umfassende Einblicke in hochschuldidaktische Prozesse sowie strukturelle Abläufe innerhalb der Universität. In der gemeinsamen Reflexion für diesen Beitrag rekapitulierten wir zentrale Erfahrungen, die wir im Verlauf der Projektseminare gesammelt haben. Dazu gehörten auch die Herausforderungen, auf die wir im Prozess gestoßen sind, die wir bewältigen mussten und die wir in diesem Beitrag transparent machen wollten, z.B. die Rollenaushandlung oder der Umgang mit Wissenshierarchien.

Besonders der Umgang mit administrativen Prozessen innerhalb einer Universität war für uns Neuland und erforderte zunächst eine Einarbeitung in die Verwaltungsstrukturen und -logiken. Denn ein wesentlicher Teil der Vorbereitung bestand aus Verwaltungstätigkeiten wie der Formulierung und Einreichung von Förderanträgen oder der Abstimmung mit der Lehrplanung und Studienkoordination. Dabei wurde deutlich, wie wichtig es ist, unterschiedliche Zielgruppen und institutionelle Ansprechpartner:innen zu adressieren. Auch über den universitären Rahmen hinaus

suchten wir gezielt nach geeigneten lokalen Netzwerken, Institutionen aus dem Bereich Wissenschaft, Kultur sowie Politik und Expert:innen.

Gleichzeitig ermöglichten uns die Projekte jeweils, unseren fachlichen und didaktischen Horizont zu erweitern. Mit der eigenverantwortlichen Konzeption und Umsetzung des Seminars ging ein bereits angesprochener Rollenwechsel einher: von Lernenden zu Lehrenden bzw. Lernbegleiter:innen. Dieser Perspektivenwechsel erforderte nicht nur die Kontextualisierung und Weiterentwicklung unseres bestehenden (Fach-)Wissens, sondern auch die Fähigkeit, neue Inhalte selbstständig zu erschließen und für eine heterogene Zielgruppe aufzubereiten. Die Herausforderung bestand dabei darin, ein breites Themenfeld in ein strukturiertes Seminkonzept zu überführen. Denn dieses sollte einerseits eine inhaltliche Tiefe bieten und gleichzeitig einen offenen Projektcharakter wahren, sodass durch die didaktische Gestaltung der Seminare gemeinsam Inhalte erschlossen werden konnten. Solche Entwicklungen sind ebenso Teil von Berufsfeldkompetenzen.

Diese Transformation begründete für uns eine Erfahrung, die wir im Laufe der Projekte sammeln konnten: die der didaktischen Praxis. Neben der Vermittlung von Inhalten eröffneten die studentisch organisierten Seminare uns Einblicke etwa in die Moderation sowie in die Anleitung von Diskussionen und Gruppenarbeiten. Bei der Planung und Durchführung erwies sich als zentrale Frage, wie ein interaktives und partizipatives Lernumfeld gestaltet werden kann. Um sicherzustellen, dass alle Seminarteilnehmenden – unabhängig von ihrem Fachsemester oder ihren fachlichen Vorkenntnissen (teilweise waren Erasmus-Studierende präsent) – in den Austausch integriert werden und ein respektvoller Raum für Dialoge entstehen konnte, war es notwendig, dass wir uns mit den Funktionen und Zielen von didaktischen Ansätzen auseinandersetzen. Insbesondere beim Umgang mit sensiblen Themen wie im Seminar „Hamburg (post-)kolonial“ war es eine Herausforderung, einen reflektierten und (selbst-)kritischen Diskussionsraum zu schaffen, der vielfältige Perspektiven in den Austausch bringt. Dabei brachten wir als Organisationsgruppe unterschiedliche Hintergründe und vielfältige Perspektiven mit, etwa durch das Nebenfach oder durch tutorielle Tätigkeiten an der Universität. Diese brachten wir in die Konzeption und Durchführung der Seminare produktiv ein und nutzten den Austausch gleichzeitig als Möglichkeit, voneinander zu lernen und uns gegenseitig zu unterstützen. So wurde das Seminar zu einem Ort der Wissensvermittlung sowie darüber hinaus zu einem kollektiven Lernfeld für unsere eigene professionelle Weiterentwicklung im Bereich universitärer Bildung und Lehre. Rückblickend war das studentisch organisierte Seminar für uns nicht nur eine Möglichkeit, eigene Lehrkompetenzen weiterzuentwickeln, sondern auch ein Raum, in dem wir uns in dem wechselseitigen Prozess zwischen Lernen und Lehren bewegten.

## Schluss

Um die einzelnen Planungsschritte in eine chronologische Reihenfolge zu bringen und für an dem Format Interessierte eine produktive Ressource darzustellen, haben wir diese in die folgende Checkliste übersetzt und nach Rollen sortiert: Studierende, die ein studentisches Projektseminar durchführen wollen und Dozierende, die engagierte Studierende darin unterstützen wollen.

Die Rollenerweiterung von Seminarteilnehmer:innen zu Seminargestalter:innen lässt sich im Team gut bewältigen. Wir möchten abschließend ermutigen, die Räume für neue Formate der Vermittlung, des Engagements und der Partizipation durch studentische Projektseminare zu nutzen oder gar zu schaffen. Es stärkt das eigene Selbstvertrauen als Kulturwissenschaftler:innen, leistet durch das studentische Engagement einen Mehrwert für die Institute in Form eines ergänzenden Studienangebots und einer offenen Lernumgebung. Darüber hinaus können studentischselbstorganisierte Projektseminare mittels ihres Engagements und gestalterischen Potenzials Diskriminierung entgegenwirken, indem aktiv Themen wie Rassismus, Sexismus und Antisemitismus aufgegriffen werden. Die Projektthemen sollten einen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Förderung von demokratischen Prozessen leisten sowie Vielfalt in Bildung und Lehre ermöglichen.

## Erste Schritte für Studierende und Lehrende

- Studierende Mitstreiter:innen finden und Themen recherchieren
- Betreuung suchen
- formale Kriterien berücksichtigen (ggf. an Lehrkoordination und an das Prüfungsamt wenden, ECTS-Vergabe eruieren, Modulangaben beachten etc.)
- Antragsentwicklung koordinieren: Themenexposé, Seminarkonzept + -plan, Literaturauswahl, Ankündigungstext, Modulzuordnung, ggf. Finanzierungsmöglichkeiten von Exkursionen, Besuche von externen Expert:innen + Kosten für Ergebnisproduktion und -präsentation mit einkalkulieren (Druckkosten, Honorare, Veranstaltungskosten usw.), Räume und Zeiten klären.
- nach Bewilligung des Seminarantrags: finalen Seminarplan erstellen und abstimmen, Ankündigungstext, Modulmodalitäten und ggf. Prüfungsleistungen (für das Lehrverzeichnis) finalisieren
- ggf. Anfrage externer Expert:innen, die Seminarsitzungen mitgestalten; Vorgespräche einplanen
- didaktische Seminarplanung und -abstimmung

- ggf. Outputformate vorbereiten (z.B. Druckerei suchen, IT-Infrastrukturen eruieren z.B., Wikis, Blogs, Aufnahmeequipment bei Film- und Audioproduktionen, Postervorlagen)
- Werbung (vor Anmeldefrist!)
- Seminarplattform einrichten (Seminarliteratur hochladen, Arbeitsaufträge und Fristen nennen usw.)
- ggf. Betreuung und Nachbereitung in der vorlesungsfreien Zeit z.B. Reaktionsprozesse; Erreichbarkeiten klären, Abwesenheiten berücksichtigen
- ggf. die Seminarleistung bestätigen und die Teilnahme als bestanden/nicht bestanden eintragen (In unserem Fall mussten wir keine Noten vergeben!)

### **Unterstützende Betreuende**

- Formale Kriterien: Prüfungsmodalitäten klären und ggf. die Möglichkeiten für studentische Projekte am jeweiligen Standort schaffen
- Studierende ermutigen und pro-aktiv auf diese zugehen
- Netzwerke und Ressourcen teilen
- Unterstützung der Gruppen- und Themenfindung
- Unterstützung bei Antragstellung, u.a. Modulverknüpfung, Seminarstruktur, Literaturrecherche
- Qualitätssicherung und Prozessbegleitung (Erreichbarkeit als Ansprechperson, ggf. Exkursionen begleiten, Raumbuchungen übernehmen o.a.)

## Literatur- und Quellenverzeichnis

- Banscherus, Ulf/Gulbins, Annerose/Himpele Klemens/Staack, Sonja: Der Bologna-Prozess zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die europäischen Ziele und ihre Umsetzung in Deutschland. Frankfurt/Main 2009.
- Bektchieva, Jana: Die europäische Bildungspolitik nach Maastricht. Münster 2004.
- Biggs, John/Tang, Catherine: Teaching for Quality Learning at University: What the Student Does. Maidenhead 2011.
- Bollenbeck, Georg (Hg.): Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft. Heidelberg 2007.
- Bolz, Manuel/Hochmann, Susanne: Thinking Through Fashion. Ein Essay über Mode und Lehre. In: Maren Sacherer (Hg.): Überfällig – Überflüssig. Beiträge der Studierendentagung 2019. Wien 2021 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 50), S. 96–103.
- Bolz, Manuel/Mallon, Stefanie/Estrada, Marcela Suárez: Actor-Network Theory (ANT) as a Methodology for Researching Academic Knowledge Circulation. In: Keim, Wiebke et al. (Hg.): Routledge Handbook of Academic Knowledge Circulation. London/New York: 2023, S. 517–529.
- Dilger, Hansjörg/Mashimi, Kristina: Kollektiv Polylog: studentisch initiiertes Forschen und Lernen in der Sozial- und Kulturanthropologie „nach Bologna“. In: Dilger, Hansjörg/Welz, Gisela/Binder, Beate/Kirsch, Thomas (Hg.): Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer. Frankfurt/Main/New York 2025, S. 409–421.
- Draheim, Susanne: Das lernende Selbst in der Hochschulreform: „Ich“ ist eine Schnittstelle. Subjektdiskurse des Bologna-Prozesses. Bielefeld 2012.
- Ehlers, Ulf-Daniel: Future Skills. Lernen der Zukunft – Hochschule der Zukunft. Stuttgart 2020.
- Hanft, Anke/Müskens, Isabel (Hg.): Bologna und die Folgen für die Hochschule. Bielefeld 2005.
- Hochschulrektorenkonferenz (Hg.): Bologna in der Praxis. Erfahrungen aus den Hochschulen. Bielefeld 2008.
- Kaiser, Karoline/Völz, Laura: Projektreflexion: studentisches Projektseminar „Hamburg (post)kolonial“ am Hamburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft. In: Bischoff, Christine/Bolz, Manuel/Fischer, Norbert/Klein, Inga (Hg.): Geschichte Macht Geschlecht. Eine historisch-kulturwissenschaftliche Anthologie. Hamburg 2025 (= Schrif-

- tenreihe „Forum GenderWissen. Feministische Texte zur Frauen- und Geschlechterforschung“, Band 11), S. 316–331.
- Maeße, Jens: Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms. Bielefeld 2010.
- Mallon, Stefanie: Mode durchdenken – durch Mode denken: Reflexionen über ein studentisches Projektseminar. In: Koch, Gertraud/Mallon, Stefanie (Hg.): 1919–2019. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK) 10 (2019, = Jubiläumsausgabe), S. 99–110.
- Nickel, Sigrun (Hg.): Der Bologna-Prozess aus Sicht der Hochschulforschung. Analysen und Impulse für die Praxis. Gütersloh 2011.
- Ulrich, Immanuel: Gute Lehre in der Hochschule. Praxistipps zur Planung und Gestaltung von Lehrveranstaltungen. Wiesbaden 2016.
- Walter, Thomas: Der Bologna-Prozess. Ein Wendepunkt europäischer Hochschulpolitik? Hagen, 2006.
- Weil, Markus: Rollengestaltung in der Hochschullehre. In: Hummel, Sandra (Hg.): Grundlagen der Hochschullehre. Doing Higher Education. Wiesbaden 2020, S. 83–108.
- Welz, Gisela: Forschendes Lernen in den Nachfolgefächern der Volkskunde. In: Dilger, Hansjörg/Welz, Gisela/Binder, Beate/Kirsch, Thomas (Hg.): Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer. Frankfurt/Main/New York 2025, S. 403–409.
- Yantis, Caitlyn: The Role of White Identity in Anti-racist Allyship. In: Social and Personality Psychology Compass, e70005 (2024), n.p.

### *Online-Quellen*

- Blog WeinWissen o.D. Homepage, URL: <https://weinwissen.video.blog/>, 29. September 2025.
- European Higher Education Area Secretariat (EHEA): Employability, URL: <https://eha.info/page-employability>, 29. September 2025.
- PECE: Platform for Experimental, Collaborative Ethnography Hamburg (PECE), URL: <https://www.pece.uni-hamburg.de/>, 29. September 2025.
- o.A.: Digitale Tutorien im SoSe 2020 – Studierende der Universität Hamburg schildern didaktische und persönliche Herausforderungen. In: e-teaching.ord (01.10.2020). URL: <https://www.e-teaching.org/praxis/erfahrungsberichte/digitale-tutorien-im-sommersemester-2020-studierende-der-universitaet-hamburg-ueber-didaktische-und-persoenliche-herausforderungen>, 29. September 2025.
- Priebe, Anna: Selbstorganisiertes Projekt-Seminar „In Vino Veritas?“ Die Kultur des Weintrinkens. In: uni-hamburg.de (16.07.2020). URL:

<https://www.uni-hamburg.de/newsroom/campus/2020/0716-studentisches-seminar-wein.html>, 29. September 2025.

ProLehre der Technischen Universität München: Grundprinzipien und Erfolgsstrukturen guter Lehre. Eine Handreichung von ProLehre, URL: [https://www.prolehre.tum.de/fileadmin/w00btq/www/Angebote\\_Broschueren\\_Handreichungen/prolehre\\_erfolgsfaktoren.pdf](https://www.prolehre.tum.de/fileadmin/w00btq/www/Angebote_Broschueren_Handreichungen/prolehre_erfolgsfaktoren.pdf), 29. September 2025.

Universität Hamburg o.D.a: Ausschreibung „Selbstorganisierte Projekt-Seminare“ (SPS) am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie, URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/studium/sps/sps-info2.pdf>, 29. September 2025.

Universität Hamburg o.D.b: SPS Thinking Through Fashion, URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/studium/sps/thinking-through-fashion.html>, 29. September 2025.

Universität Hamburg o.D.c: SPS Wein, URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/studium/sps/sps-wein.html>, 29. September 2025.

Universität Hamburg o.D.d: SPS Hamburg postkolonial, URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/studium/sps/sps-postkolonial.html>, 29. September 2025.

# Posts.Klicks.Möglichkeiten.

## Social Media-Betreuung zwischen Sichtbarkeits- und Sinnfragen – Reflexionen aus der Praxis

*Jana Paulina Lobe*

In den letzten Jahren hat Instagram eine zentrale Rolle in der Wissenschaftskommunikation eingenommen. Forschende, universitäre Standorte<sup>1</sup> und Fachverbände nutzen die Plattform, nicht nur um Forschung sichtbar zu machen, sondern auch, um Einblicke in akademische Arbeitsalltage zu geben und den Dialog mit Studierenden und Kolleg:innen zu suchen. Diese Entwicklung zeigt, wie Wissensproduktion und Selbstrepräsentation in institutionalisierten Alltagskulturen medial neu verhandelt werden. Im vorliegenden Beitrag wird Instagram selbst als Teil kultureller Praxis betrachtet. Er entspringt meiner Zuständigkeit für den Social Media-Auftritt unserer Juniorprofessur für Europäische Ethnologie der Universität Bamberg (@euroethno.bamberg) sowie der Tätigkeit in der Instagram-AG von @kulturstudieren.<sup>2</sup> Ausgehend von der Frage nach der Sichtbarkeit unserer Disziplin im öffentlichen Diskurs und der Attraktivität kulturwissenschaftlicher Studiengänge für potenziellen ‚Nachwuchs‘ möchte ich die Möglichkeiten und Herausforderungen skizzieren, die sich aus der Präsenz eines universitären Instituts oder Fachverbands auf den sozialen Medien ergeben. In Form eines reflektierenden Erfahrungsberichts werden Spannungsfelder zwischen institutioneller Repräsentation, persönlicher Handschrift und den Logiken der Plattformen beleuchtet. Dabei geht es auch um Fragen nach Verantwortung, Positionierung und Legitimität – und nicht zuletzt um einen Einblick in die Postingpraktiken derjenigen, die diese digitalen Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit gestalten.

---

<sup>1</sup> Der Begriff ‚universitäre Standorte‘ wird hier als Sammelbegriff für unterschiedliche organisatorische Einheiten unseres Faches verwendet, ob Institute, Lehrstühle, Professuren oder Studiengänge.

<sup>2</sup> Alle genannten Personen wurden vorab um ihr Einverständnis zur Nennung und Bezugnahme auf interne Arbeitsprozesse gebeten. Mein Dank gilt Barbara Wittmann, Valeska Flor und Leonie Müller für ihre Zustimmung, ihre kritischen Anmerkungen und darüber hinaus die kollegiale Zusammenarbeit.

### „Ein Bild sagt mehr? ...“ Kontextualisierung in Worten

München, bayerisches Lehrendentreffen im Februar 2025: Am Ende ihres Lehrberichts weist Barbara Wittmann darauf hin, dass die lehrstuhleigenen Bamberger Social Media-Accounts<sup>3</sup> unter meiner Betreuung eine wachsende Followerschaft verzeichnen und universitätsintern lobend erwähnt würden. Errötend vor Verlegenheit nehme ich das freundlich-kollegiale Nicken jener wahr, die sich selbst um die instituts- oder lehrstuhleigenen Kanäle kümmern, aber auch ein etwas ratlos-wohlmeinendes Lächeln bei der Generation von Lehrenden, die mit diesem „Influencing-Kram“ wenig anfangen können. Pauschale Aussagen verbieten sich, doch Generationalität und mediale Sozialisation spielen, so zumindest die anekdotische Evidenz, auch in der EKW eine nicht unerhebliche Rolle sowohl in der praktischen Nutzung als auch in der Haltung gegenüber sozialen Medien.

Ohne die Gedanken der älteren Lehrenden genau zu kennen, meine ich, ihre Skepsis zu errahnen, male mir ihre Ansichten aus, die meine Tätigkeiten als stetige Zweifel begleiten. Ob das institutionell richtig oder ethisch vertretbar ist, beim schnelllebigen Teilen unserer Alltage mitzumachen, sich einer algorithmisch strukturierten „Scheinwelt“ anzudienen. Ich ertappe mich bei einem apologetischen Reflex, fühle den Impuls, mich mit dem Verweis auf ernsthafte wissenschaftliche Arbeit fachlich zu legitimieren, auf meine Ambivalenz oder Zurückhaltung in der persönlichen Nutzung einzugehen. Das von vielen perpetuierte Vorurteil, bei der Beispielung von Social Media handle es sich nicht um echte Arbeit, das Posten sei bestenfalls oberflächliche PR, schlimmstenfalls narzisstische Aufmerksamkeitshascherei, habe ich internalisiert.<sup>4</sup>

In der digital-anthropologischen Forschung verzichten wir bewusst darauf, den alltagspraktischen und subjektiven Bedeutungsgehalt digitaler Plattformen despektierlich als trivial abzustempeln oder wertend einzuordnen. Dennoch verspüre ich im akademischen Umfeld als ‚Content Creatorin‘<sup>5</sup> ein gewisses Unbehagen. Die sozialen Medien, insbesondere

---

<sup>3</sup> Da der Wechsel der Denomination von „Lehrstuhl für Europäische Ethnologie“ auf die „Juniorprofessur für Europäische Ethnologie mit Schwerpunkt für Immaterielles Kulturerbe“ sich inmitten meiner Tätigkeit ereignete, bleibe ich der Einfachheit halber bei der Bezeichnung ‚lehrstuhleigen‘. Kanal und Account wird synonym verwendet.

<sup>4</sup> Die Erfahrung akademischer Abwertung gegenüber den von ihr beforschten Akteur:innen verdichtete die Digitalanthropologin Crystal Abidin im Titel eines ihrer Aufsätze: „Aren’t These Just Young, Rich Women Doing Vain Things Online?“ war ein wörtliches Zitat eines Konferenzteilnehmers nach ihrer Präsentation.

<sup>5</sup> Wenngleich die beiden Begriffe meist synonym verwendet werden, unterscheiden sich die Funktionen und Zielsetzungen zwischen *Content Creators* und *Influencer:innen*: *Content Creators* erstellen Inhalte für digitale Plattformen, Texte, Bilder, ohne dass dies notwendigerweise auf monetäre Verwertung abzielt. Die Inhalte stehen im Vordergrund, nicht die Person. *Influencer* hingegen verfolgen primär die

Instagram, basieren auf Visualität und Emotionalisierung, und unterliegen damit diskursiven Mechanismen, die wissenschaftliche Inhalte zwar fördern, aber auch verzerren können. Was bedeutet, was bringt es, Content einzuspeisen in eine in vielerlei Hinsicht kritikwürdige Struktur? Unterwerfen wir uns in seiner Anwendung nicht einem Medium mit Logiken, die den facheigenen Zielen (Kontextualisieren, Reflektieren, Wissensordnungen hinterfragen) diametral entgegenstehen?

Meine Bedenken bestehen, und die Antwort auf die offenen Fragen steht aus. Der folgende Beitrag versteht sich deshalb als Versuch, ihnen im Format einer kleinen Verschriftlichung nachzugehen. Anders als in der auf 2.200 Zeichen beschränkten Instagram-Caption bietet er mehr Raum für Nuancen, wenngleich auch er aufgrund der Fluidität der betrachteten Materie zeitlich gebunden bleibt. Seine Reichweite kann ich nicht abschätzen, doch erlaubt mir das dauerhafte Format, gänzlich unabhängig von algorithmischen Imperativen zu formulieren.

Somit versteht sich mein Text auch als Versuch, Kolleg:innen, die – sei es aus bewusster Entscheidung oder aus mangelndem Interesse – bislang keinen Zugang zu dieser Plattform gefunden haben, die Arbeit *an* und *hinter* den Smartphone-Bildschirmen näherzubringen. Dabei soll weder der Fachjargon einer digitalen ‚Branche‘ reproduziert noch eine digitale Kluft zwischen Nutzenden und Nicht-Nutzenden vertieft werden. Im besten Fall trägt der Beitrag vielmehr dazu bei, das Instagram-Instrumentarium und seine spezifische Semantik auch jenen zu erschließen, die sich bislang außerhalb dieser Sphäre mit eigenen Kommunikationslogiken bewegen. Wie es Martina Klausner für eine „more-than-digital ethnography“ vorschlägt, stehen dabei Praktiken und Relationen der Digitalität im Vordergrund – ein Ansatz, der nicht nur die Untrennbarkeit von digital und analog, virtuell und präsent hervorhebt, sondern ebenso „ongoing translations and continuities“ (Klausner 2022: 8) sowie „emerging gaps and glitches of integrating the virtual and the physical in everyday practice“ (ebd.) betont.

Gestützt auf rund zwei Jahre Erfahrung in der Betreuung der lehrstuhleigenen Social Media-Kanäle<sup>6</sup> sowie auf meine einjährige Mitarbeit in

---

Wirkung dieser Inhalte auf eine definierte Followerschaft, meist mit dem Ziel, Einfluss auf Meinungsbildung und Kaufverhalten zu nehmen, Marken zu repräsentieren oder kommerzielle Partnerschaften einzugehen. Die zunehmende diskursive Aufladung des Begriffs Influencer (assoziiert mit Kommerzialisierung, Inszenierung und der Spannung zwischen Authentizitätsanspruch und ökonomischer Verwertungslogik) führt dazu, dass viele Akteur:innen den neutraleren Begriff *Content Creator* bevorzugen.

<sup>6</sup> Sowohl mit @euroethno.bamberg als auch mit @kulturstudieren sind wir auf Facebook und Instagram vertreten, wobei beide durch das Unternehmen *Meta* angebotenen Dienste über das Interface der Instagram-App oder eine sogenannte ‚Meta Business Suite‘ verknüpft sind. Obwohl sie nominell bestehen, werden die Facebook-Profile nur durch das sogenannte Crossposting bespielt, d.h., dass über die

der Instagram-AG des Ständigen Ausschusses für Studium und Lehre spiegelt der Beitrag zwei Ebenen bewusst ineinander – die institutionelle Frage danach, welche Möglichkeiten die Repräsentation auf Social Media für kulturwissenschaftliche Fächer eröffnet, aber auch die individuelle (Sinn-)frage, wie und welche Kräfte dadurch gebunden werden und wo sie an ihre Grenzen stoßen.

### Wer schreibt/postet?

Es ist davon auszugehen, dass ich den meisten, die auf der Hochschultagung 2024 anwesend waren, dem wissenschaftlichen ‚Nachwuchs‘ also, auf Instagram wieder begegnet bin, sollten sie durch ihre Profilnamen nicht vollständig anonymisiert agieren. Vielleicht haben sie eine Story gepostet, die ich als @euroethno.bamberg angesehen habe. Beim Scrollen durch den Feed in der Kaffeepause, beim gewohnheitsmäßigen Durchklicken von Stories werden die wenigsten Leser:innen Überlegungen über die dahinterliegenden Strukturen, Praktiken oder die postenden Personen anstellen. Dieser beiläufige Rezeptionsmodus ist längst Teil unserer digitalisierten, vielbeschäftigten Alltage geworden. Die von uns gemäß den Kriterien der Aufmerksamkeitsökonomie<sup>7</sup> optimierten Inhalte erscheinen den Nutzer:innen zunächst als gesichtslose Informationsfragmente, sofern sie von institutionellen Accounts gepostet werden.

Auf DGEKW-Hochschul- oder Doktorandentagungen, standortübergreifenden Exkursionen oder Institutskolloquien erkennen wir einander. Oft beginnt ein Gespräch mit einem schlichten „Ach, du machst das!“. Meist sind es ein oder zwei Personen, die hinter einem Profil stehen, junge, digital affine, wissenschaftliche Mitarbeiter:innen und/oder studentische Hilfskräfte. Wir sind es, die das Handy nicht nur für das Abfotografieren der Literaturfolie am Ende von Präsentationen zücken. Wir begegnen uns entweder auf erhöhten Positionen, um den Raumeindruck als Weitwinkel-Shot einzufangen oder in doppelter Mission am Buffet, wo gemäß der Social Media-Maxime „Aufnahmen von Essen funktionieren immer“ das Zoomformat zum Einsatz kommt, bevor ein „Yummy“ Sticker das Bild ergänzt. Was Goffman (1959) als Vorder- und Hinterbühne fasst, ist bei uns das

---

Instagram-App geteilte Posts gleichzeitig auch dort hochgeladen werden. Aufgrund der veränderten Nutzungsstruktur und damit dem Bedeutungsverlust von Facebook für unsere Zielgruppen ist die Moderation von Nachrichten dort nachgelagert, auf der Ebene der Anwendungen äußert sich der Fokus auf Instagram z.B. darin, dass ich nur diese App auf meinem Smartphone installiert habe.

<sup>7</sup> Dieser mittlerweile oft verwendete Begriff wird auf den Sozialwissenschaftler Georg Franck Ende der 1990er zurückgeführt, der sein Konzept angesichts des medialen Wandels immer wieder aktualisierte, jüngst 2020. Vgl. Franck 1998 sowie Franck 2020.

Backend der App und das Interface des öffentlichen Accounts. Jedes Öffentlichen von Zuständigkeiten ist dabei mit einem kleinen Erkenntniszuwachs verbunden, das abstrakte runde Bildchen fortan mit einem Namen und einer Identität ‚dahinter‘ verknüpft. Diese zufälligen Begegnungen zeigen, dass Social Media-Arbeit in der EKW informell und personengebunden organisiert ist. Künftig liked man bei Posts und Stories nicht nur die darin angekündigte Veranstaltung oder Projektvorstellung eines Instituts, sondern auch die zugrundeliegende Arbeit der Kolleg:innen.

Zwischen institutionellen Erwartungen und Social-Media-Konventionen entsteht ein Spannungsfeld: Ein wenig trete ich deshalb hiermit aus der Deckung hervor, verlasse die mir eigentlich genehme Anonymität hinter einem Profilbild, die mich als Person in der Fremdwahrnehmung ‚eingeweihter‘ Studierenden oder Teammitglieder bisweilen mit @euro ethno.bamberg gleichsetzt. Dies äußert sich beispielsweise darin, dass Direktnachrichten mittlerweile mit „Liebe Jana“ beginnen, wenn der Account nominell auch ein institutioneller ist. Social Media-Ratgeber ermutigen postende Personen zwar stets dazu, die „authentische Persönlichkeit zum Vorschein zu bringen“, sich nahbar zu zeigen, um „wahre Verbindung“ zu Followern zu schaffen. Das allgemeine Sendungsbewusstsein des „Tell your own Story“ findet sogar in der Benennung des Formats „Story“ Niederschlag (Atiq, Abid et al. 2022). Dennoch erzähle ich ‚meine eigene Geschichte, hier nur insoweit, als sie für die Tätigkeit notwendig ist:

Nachdem der Kanal seit 2022 durch eine dezidiert dafür angestellte studentische Hilfskraft betreut wurde, teilte ich mir die Betreuung als Team zunächst mit einer anderen Hilfskraft. Seit ich nach ihrem Ausscheiden aufgrund meiner Forschungsinteressen in der Digitalanthropologie und beruflicher Vorerfahrungen eine Affinität bekundete, oblag mir das Management der Kanäle von April 2024 bis April 2026 vollständig.<sup>8</sup> Bestehend seit 2021, zählt der Instagramkanal mittlerweile über 300 Posts und rangiert mit grob 800 Follower:innen (Stand April 2026) im oberen Mittelfeld im Vergleich zu anderen Standorten ähnlicher Größenordnung.

Die folgenden Ausführungen sind unweigerlich durch standortbezogene Faktoren und persönliche Gestaltungs- oder Arbeitspräferenzen geprägt und deshalb nicht generalisierbar. Mir erscheint die Ich-Perspektive als die naheliegendste und authentischste Darstellungsweise, gleichzeitig ist damit erst recht zu betonen, dass meine Beschreibung von Postingpraktiken und Contentstrategien keine professionellen Ratschläge im Sinne eines Best Practices Reports darstellen will und soll. Vielmehr ist dieser Blick hinter die Raster des Grids auch ein kleiner autoethnografi-

---

<sup>8</sup> Durch meinen Stellenwechsel an die Ludwig-Maximilians-Universität München ab April 2026 ist die graduelle Übergabe der Verantwortlichkeit an eine studentische Hilfskraft durch ein Mentorat bzw. Buddy-System angedacht. Siehe „Story Update“ auf S. 159.

scher Bericht darüber, wie ich auf das Feld und dieses auf mich einwirkt: Indem Social Media für mich zugleich Forschungsfeld und Medium der Repräsentation darstellt, wird auch meine eigene Praxis Teil der Analyse.

### Das Feld oder: „Die EKW-Bubble“

Um die institutionelle Einbettung besser zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf das Feld selbst: Wenn mir auch bewusst ist, dass ich entlang infrastruktureller Recommender-Systeme und innerhalb individueller Filterblasen agiere, erlaubt mir die (Mit-)Betreuung zweier Kanäle unterschiedlicher Reichweiten einen gewissen Überblick über Postingfrequenz und -formate ebenso wie über die regionale Verteilung einzelner kulturwissenschaftlicher Accounts.

Über die sozialen Medien wird in der EKW in der Kommission für Digitalanthropologie geforscht.<sup>9</sup> Als Forschungsfeld und -gegenstand dient Instagram dem DFG-geförderten Projekt „Curating the Feed“<sup>10</sup> des LUI der Universität Tübingen unter Leitung von Christoph Bareither, der zusammen mit Pia Schramm auch einen einführenden Beitrag zur methodischen Umsetzung einer „Social Media Ethnographie“ vorgestellt hat (Bareither/Schramm 2023). Wie u.a. darin empfohlen, betreiben einzelne Kulturwissenschaftler:innen private „Research Only“-Accounts für die Beforschung digitaler Communities. Dabei partizipieren die wenigsten aktiv durch die Produktion von Inhalten, sondern fungieren vielmehr als ‚Lurker‘.<sup>11</sup> Diese Forschungskontexte bilden den Rahmen, in dem auch meine praktische Arbeit verortet ist.

Eine praxisbezogene Seite im Sinne eigener Betätigung in den Diensten der Wissenschaftskommunikation, Vernetzung oder Communityförderung hat 2023 erstmals Hannah Kanz, selbst langjährig aktiv im Social Media-Team der EKW Freiburg, aufgearbeitet. Darin hatte sie für die kulturwissenschaftlichen Fächer 19 deutschsprachige Institutskanäle mit fünf

---

<sup>9</sup> Diese ist dort interessanterweise nicht vertreten, sondern kommuniziert Ergebnisse und Neuigkeiten auf dem eigenen Blog.

<sup>10</sup> Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen: Curating the Feed. Interdisziplinäre Perspektiven auf digitale Bilderfeeds und ihre Curatorial Assemblages. URL: <https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/wirtschafts-und-sozialwissenschaftliche-fakultaet/faecher/fachbereich-sozialwissenschaften/empirische-kulturwissenschaft/forschung/projekte/drittmittelprojekte-am-lui/curating-the-feed/> Zugriff am 16. Oktober 2025.

<sup>11</sup> Ein Lurker-Account bezeichnet ein Social-Media-Profil, das primär zur passiven Rezeption genutzt wird, ohne aktiv Inhalte zu posten oder zu kommentieren. In der digitalen Ethnografie dient das sogenannte *Lurking* häufig als Beobachtungsstrategie, um Einblicke in Interaktions- und Kommunikationsdynamiken zu gewinnen, ohne selbst performativ in Erscheinung zu treten.

Fachschafts-Kanälen gezählt. Wenngleich ihre genaue Erhebungsweise unklar, bzw. nicht dokumentiert ist, kann diese Bestandsaufnahme für 2025 auf 20 institutseigene und zehn durch Studierendenvertretungen oder Fachschaften betriebene Kanäle erweitert werden, ferner sind einzelne Forschungsprojekte oder etwa DGEKW-Tagungen mit einem eigenen Account repräsentiert. Es gehört dabei zum guten Ton, oder gar einer informellen Netiquette, einander zu folgen, was zur Herausbildung einer „EKW-Bubble“-Bildung beiträgt. Dies lässt sich auch an standortübergreifenden Mikrotrends in der digitalen Sphäre ablesen: Die Bekanntgabe von Lehrveranstaltungen zu Semesterbeginn in ansprechend designten Folien oder Reels war zu Beginn meiner Tätigkeit noch wenig verbreitet, gehört nun aber zum Standardrepertoire beinahe aller Standorte – die EKW-Bubble erscheint damit zugleich als Netzwerk und Echoraum.

Zusätzlich zu den Karriere- oder Academia-bezogenen Netzwerken wie LinkedIn oder ResearchGate ist die Fachcommunity zunehmend also auch auf Instagram vernetzt, nicht nur institutionell, sondern auch durch die persönlichen Profile von forschenden und lehrenden Kulturwissenschaftler:innen. Durch die Follower:innenansicht schafft die Plattform damit selbst *in nuce* ein Abbild der (digital affinen) Fachlandschaft. Durch einzelne Collab-Posts, Tags/Markierungen oder Reposts bei Tagungsrückblicken oder Institutskolloquien werden auch standortübergreifende Netzwerke visualisiert. Sichtbar wird dabei einmal, welche Standorte vertreten oder durch regelmäßiges Posten aktiv sind, gleichwohl fallen auch die Leerstellen auf: Während die Fachgesellschaften DGEKW (@kulturstudieren) und EKWS (@ekw.ch) Instagram nutzen, ist die ÖGEKW nicht präsent; die Standorte Wien, Kiel, Eichstätt oder Regensburg etwa sind durch Studierende, nicht aber institutionell vertreten. Der Account mit den höchsten Follower:innenzahlen wurde bei Kanz 2023 mit 1600 beziffert, bei der Durchsicht scheint kein Institut seither die 2000er-Marke geknackt zu haben. Damit bewegen wir uns alle in einem Segment, das nicht einmal als „Micro“- sondern als „Nano“-Influencing gefasst wird. Die Reichweite der Accounts hängt dabei nicht mit der Größe des Standorts zusammen, sondern mit ihrer Aktivität: Trotz höherer Studierendenzahlen und mehrerer Lehrstühle verzeichnen größere Institute wie Hamburg oder München durch eine geringe Postingfrequenz im Vergleich zu weitaus aktiveren kleinen Standorten wie etwa @eur.eth.aux weniger Follower:innen. Diese Dynamik entspricht Parisers Filterblasen-Mechanismus: Inhalte aktiver Accounts werden häufiger angezeigt, während inaktive oder weniger vernetzte Accounts marginalisiert werden (Pariser 2011). Sichtbarkeit ist somit nicht institutionell garantiert, sondern wird performativ hergestellt.

Bei der Analyse der Follow-Struktur lässt sich bei allen Accounts ein ähnliches Muster beobachten, das über die „EKW-Bubble“ hinausweist: Neben anderen Fächern und universitätseigenen Einrichtungen (etwa

Gleichstellungsbüro, andere Lehrstühle bzw. Professuren, Unibibliothek) werden städtische oder regionale Kultureinrichtungen sowie Fach- oder Forschungsverbünde abonniert. Der thematische Fokus eines Accounts zeigt sich dabei beispielhaft als Interessenscluster: Wir als Juniorprofessur folgen schwerpunktspezifisch Trägergruppen des Immateriellen Kulturerbes und der UNESCO, während @kulturanthropologie\_dortmund entsprechend des standortbezogenen Fokus auf materieller vestimentärer Kultur insbesondere zahlreichen Textilmuseen folgt.

### Kulturwissenschaft im Quadrat. Der Content

Der Lehrstuhlaccount @euroethno.bamberg richtet sich an Studierende, Alumni:ae und Partnerinstitutionen in der Region und verspricht laut der Profilbeschreibung „Einblicke in das Studium der Euro Ethno Bamberg“. Tatsächlich geht das Spektrum der Beiträge darüber hinaus und changiert zwischen unterschiedlichen Zielrichtungen: Zwischen der Funktion als Verteiler für studienbezogene Ankündigungen zu Fristen, Veranstaltungen oder Lehrveranstaltungen einerseits und Wissenschaftskommunikation für eine interessierte Öffentlichkeit, universitätsinterner Repräsentation und dem fachlichen Austausch und kollegialer Vernetzung andererseits. Da viele Studierende, so ein von verschiedenen Stellen vorgebrachter Befund der BA-MA-Tagung 2025, seltener klassische Webseiten besuchen, sondern sich mehrheitlich über Social Media über Neuigkeiten informieren, dient Instagram in erster Linie als Kommunikationskanal für unsere Studierende. Dabei werden insbesondere „Stories“ eingesetzt, um tagesaktuelle Meldungen, Praktikumsangebote oder Stellenausschreibungen zu teilen. Darüber hinaus erfolgen hier Einblicke in Tagungsreisen, einzelne Sitzungen von Lehrveranstaltungen (#Seminareinblicke) oder Exkursionen (#euroethnounterswegs). Die Funktionen von „Collab-Posts“<sup>12</sup> und „Tagging“<sup>13</sup> eröffnen die Möglichkeit, Forschungsverbünde, standortübergreifende Kooperationen und interdisziplinäre Zusammenarbeit unmittelbar sichtbar zu machen. Im Zuge von Exkursionsangeboten, wie etwa der 1-Tages-Exkursion zu der nur alle zehn Jahre stattfindenden Osingverlosung<sup>14</sup> arbeitete ich schon

---

<sup>12</sup> Ein Collab-Post (Collaborative Post) bezeichnet auf Instagram einen Beitrag, der von zwei oder mehreren Accounts gemeinsam veröffentlicht wird. Dadurch erscheint der Post gleichzeitig in den Feeds aller beteiligten Accounts.

<sup>13</sup> Taggen bezeichnet das Verlinken von Nutzer:innen in Beiträgen, Stories oder Kommentaren. Es macht die markierte Person auf den Inhalt aufmerksam und kann zugleich die Sichtbarkeit des Beitrags erhöhen, indem er auch in Benachrichtigungen oder auf dem Profil der getaggtten Person erscheint.

<sup>14</sup> Dabei handelt es sich um eine jahrhundertealte Tradition in Mittelfranken, bei der die gemeinschaftlich besessenen Ackerflächen des „Osing“ unter den berechtigten Bauern der vier umliegenden Dörfer neu verlost werden. Das Verfahren dient einer

im Vorhinein mit der Social Media-Managerin der Universität Bamberg für einen Collab-Post für beide Kanäle zusammen, um damit der facheigenen, besonderen Lehrveranstaltungsform der Exkursionen sowie der Juniorprofessur und ihrer Denomination ‚Schwerpunkt auf Immaterielles Kulturerbe‘ universitätsintern zu mehr Sichtbarkeit zu verhelfen. Wäre der „Verein zur Osing-Dokumentation“ in den sozialen Medien mit einem eigenen Account präsent, hätte ich ihn markieren können. Diese Aktivität sehe ich auch als ein Mittel, um sich im Nachgang von Exkursionen bei den besuchten Institutionen zu bedanken.

Die „Highlights“ als Verstetigung und Sammlungspunkt der nur 24-Stunden verfügbaren „Story“-Formate sind an unserem Lehrstuhl nach Semestern oder den Mehrtagesexkursionen kategorisiert. Sie zeigen an verschiedenen Instituten aber auch im wahrsten Sinne des Wortes Höhepunkte des Lehrstuhl- bzw. Institutslebens: Während bei @kulturanthropologie-bonn dem Atlas der Deutschen Volkskunde (ADV) ein eigenes Highlight gewidmet ist, bei @ludwig-uhland\_institut dem 50-jährigen Institutsjubiläum, ist es auf unserem Kanal die Antrittsvorlesung der Juniorprofessur, die in einem Highlight gewürdigt wird. Derartige Darstellungsweisen schaffen damit neue Formen institutioneller Erinnerungskultur jenseits von gedruckten Festschriften.

Auf unserem Kanal wechsele ich zwischen verschiedenen Formaten. Klassische Bildgrafiken dominieren das Instagramraster (Grid)<sup>15</sup>, werden jedoch durch Reels und Karussellposts aufgelockert. „Reels“ ermöglichen durch kurze, bewegte Clips dynamische Einblicke in Veranstaltungen oder Exkursionen und werden von mir im Nachgang als Dokumentation von Atmosphäre erstellt. Sie kombinieren Video, Musik, Animationen und Texteinblendungen, gehören dadurch allerdings in der Erstellung zu den zeitaufwendigsten Formaten. Karussellposts wiederum bestehen aus mehreren hintereinander wischbaren Grafiken, die es erlauben, Inhalte in Schritten zu entfalten, etwa für vertiefende Darstellungen, thematische Einordnungen oder die Präsentation mehrerer Lehrveranstaltungen innerhalb eines Posts. Klassische Grafiken setzen ähnlich den Plakaten oder Aushängen an der Lehrstuhlpinnwand Vortragsankündigungen oder Tagungen ins Bild. Erfolgsmeldungen wie neue Publikationen, ~~oder~~ Medienauftritte des Lehrstuhlteams oder studentisches Engagement kommuniziere ich ebenfalls, wobei ich Beiträge anderer Medien-Outlets in unseren Stories reposte.

---

gerechten Verteilung unterschiedlich fruchtbarer Böden und ist seit 2016 im Bundesweiten Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes eingetragen.

<sup>15</sup> Als „Grid“ bezeichnet man das Raster der Profilansicht auf Instagram, in dem die veröffentlichten Beiträge in einer chronologischen, meist dreispaltigen Anordnung erscheinen. Dieses Raster bildet die visuelle Gesamtkomposition eines Accounts und fungiert als eine Art ‚digitale Visitenkarte‘, die auf einen Blick ästhetische Kohärenz, Themenwahl und damit Identität eines Profils vermittelt.

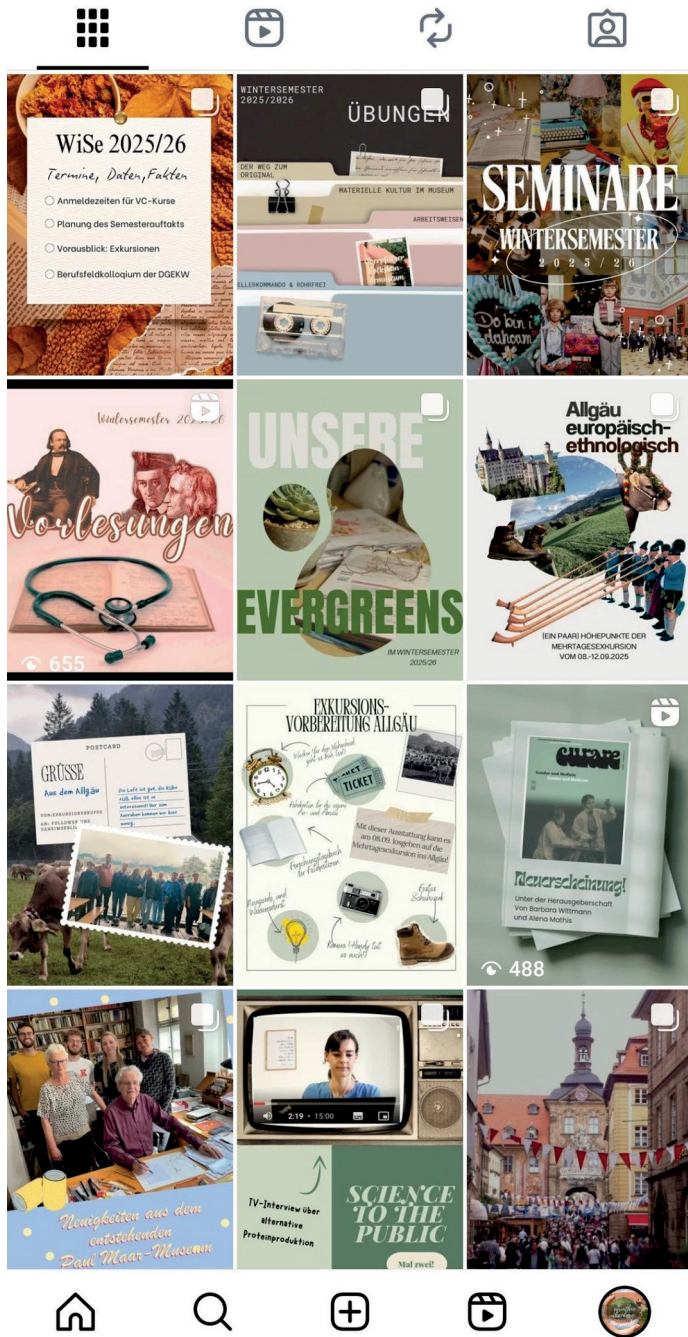


Abb. 1: Grid des Accounts @euroethno.bamberg

Die Inhalte müssen zuvorderst faktisch korrekt und informativ, zugleich aber unterhaltsam und ästhetisch ansprechend sein. Hier verdichtet sich das Spannungsverhältnis zwischen fachlicher Deutung der Plattformen und medialer Anschlussfähigkeit. Handelt es sich um die Quadratur des Kreises? Es gibt viele gelungene Beispiele, die zeigen, dass sich dieser Spagat durch Storytelling auflösen lässt: Informationen werden dabei narrativ strukturiert und visuell so inszeniert, dass auch komplexe Zusammenhänge zugänglich und attraktiv präsentiert werden. Gerade in unserem Fach haben wir durch die Erzählforschung oder die visuelle Anthropologie theoretisch(e) Expertise. Optische Attraktivität ist dabei also kein Selbstzweck, dahinter steht stets der Anspruch, „scrollstoppend“<sup>16</sup> zu wirken, d.h. die Aufmerksamkeit einzufangen und auf die Captions (Textunterschriften) zu lenken. Diese stellen die Zusatzinformationen und Inhalte bereit, die nicht auf einen Blick decodiert werden können. Bei dieser thematischen Vielfalt bemühe ich mich um eine gewisse ästhetische Konsistenz im Design der Grafiken, der Typografie oder Tonalität. Nach meiner Übernahme des Accounts führte ich ein saisonal wechselndes Farbschema ein, um eine konsistente visuelle Identität zu schaffen, die dennoch Flexibilität für thematische Akzente lässt. Die visuelle Einheitlichkeit eines Grids ist verschiedentlich stark ausgeprägt. Bei der Durchsicht vergleichbarer institutioneller Accounts fallen wohl kuratierte Profile in einem ‚Corporate Branding‘ mit hohem Professionalisierungsgrad auf, wie etwa bei den Kanälen @ludwig\_uhland\_institut oder @kulturanthropologie\_bonn, die durch ihre Bildsprache und wiederkehrende Formatreihen Wiedererkennungswert bieten. In einer informationsübersättigten Feedstruktur bieten diese verlässlichen visuellen Anker Orientierung, hinter einer derartigen Kontinuität steht jedoch langfristige Koordination und Voraussicht. Andere Accounts wirken eher eklektisch-chaotisch, da hier wohl eher spontan Post auf Post erfolgt. Nicht nur in der synchronen, auch in der diachronen Betrachtung einzelner Kanäle zeigen sich Umbrüche, die weniger wechselnde Designvorlieben als Wechsel von Verantwortlichkeiten nahelegen. Diese Bruchstellen sind symptomatisch für die Volatilität der Personalsituation.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> „Scroll-stopping content consists of enticing phrases, images, video and other visual elements that cause viewers on Instagram, Twitter, and similar media feeds to stop scrolling and engage with an item within that feed. Scroll-stopping content is not intended to redirect users to another location and therefore is distinct from click-baiting content“. Vgl. Marketing-Dictionary o.D.

<sup>17</sup> Die Tatsache, dass die (Mit-)Betreuung über zwei Jahre durchgängig bei mir lag, stellt vermutlich eine Ausnahme dar, entspricht dies doch der Dauer von über vier Semestern und damit etwa einem Masterstudium (in Regelstudienzeit). Studentische Hilfskraftsverträge waren an unserem Standort zuvor auf kürzere Laufzeiten begrenzt.

Wenn es in der vorlesungsfreien Zeit keine „Einblicke ins Studium“ gibt, und es keine konkreten Anlässe zu verbreiten gilt, arbeite ich Inhalte für eine auch außerakademische Öffentlichkeit auf. Dabei knüpfen Beiträge an aktuelle nationale oder lokale Ereignisse an, um eine kulturwissenschaftliche Perspektive darauf zu werfen, sei es eine Zusammenstellung von popkulturellen Forschungsideen in Anknüpfung an die Taylor-Swift-Tournee im Sommer 2024, fachspezifische Lektüretipps zu Fußball anlässlich der Europameisterschaft oder kulturhistorische Fakten zur Bamberger Traditionsveranstaltung der Sandkerwa.

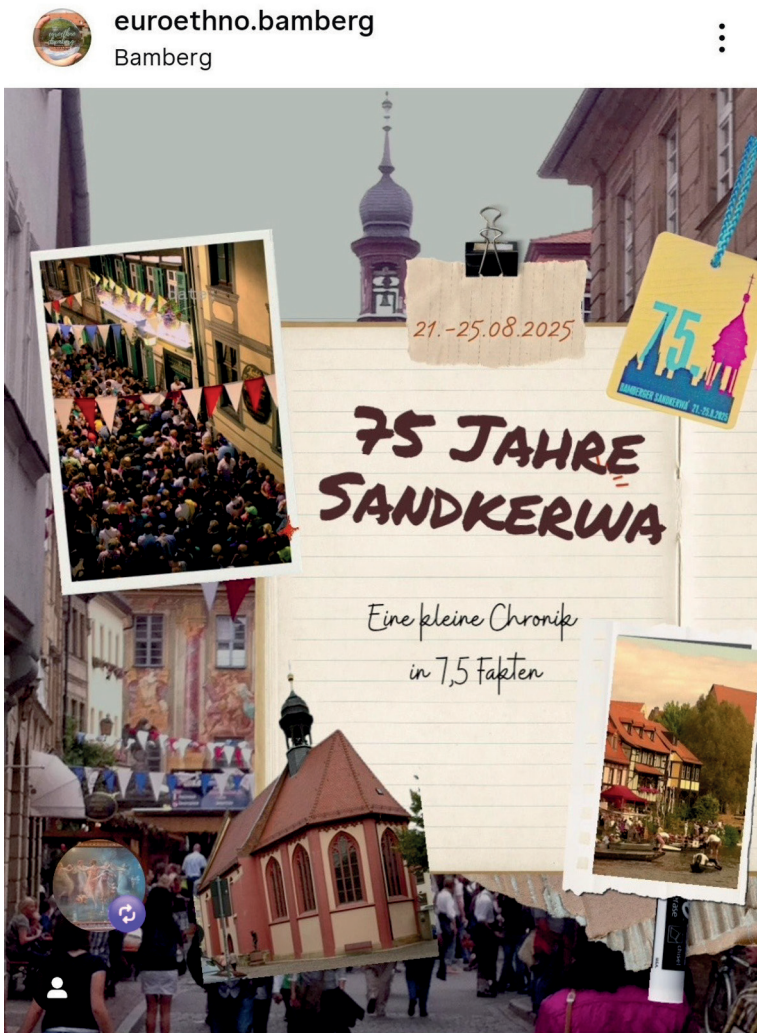
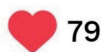


Abb. 2: Post anlässlich der Sandkerwa (August 2025)

[Insights ansehen](#)[Beitrag bewerben](#)

79



7



10



Gefällt kulturstudieren und weiteren Personen

euroethno.bamberg Weihnachten nach Hause...oder:  
How to survive Christmas 🌲

Abb. 3: Post zu Weihnachten (Dezember 2025)

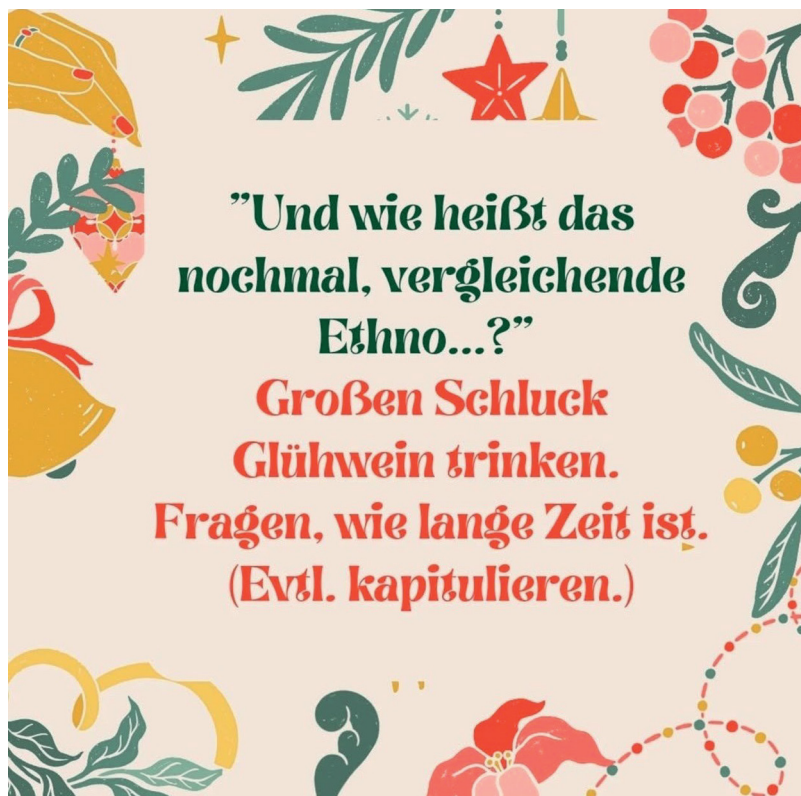


Abb. 4: Detailaufnahme einer Slide des Weihnachtsposts

Die Story-Funktion bot darüber hinaus lange die Möglichkeit, der Brauchforschung zu einer kleinen Frischzellenkur zu verhelfen. Mithilfe eines Quizstickers als Interaktionsmöglichkeit innerhalb der Stories konnten Follower an Feiertagen etwa an Mariä Himmelfahrt, Fronleichnam oder Halloween ihr Wissen testen oder ihre individuelle Ausgestaltung einzelner Brauchveranstaltungen teilen. Sowohl die informativen als auch die interaktiven Angebote stießen auf positive Resonanz und lieferten mir zugleich wertvolle Einblicke als kleine ethnografische Mini-Erhebungen. Seit der Einschränkung dieser Funktion durch die Plattform konzentriert sich der überwiegende saisonale Content des Kanals auf den Adventskalender.

Der Lehrstuhlaccount profitiert besonders von humorvollen, visuell auffälligen Formaten. Der Post, der überraschenderweise besonders viel Resonanz erhielt, war ein pointierter Beitrag zum Weihnachtsfest aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, der sowohl durch Insiderhumor an die Fachidentität anschlussfähig war als auch durch die Bezugnahme auf vertraute Alltagssituationen das richtige Maß an ‚Relatability‘ bot.

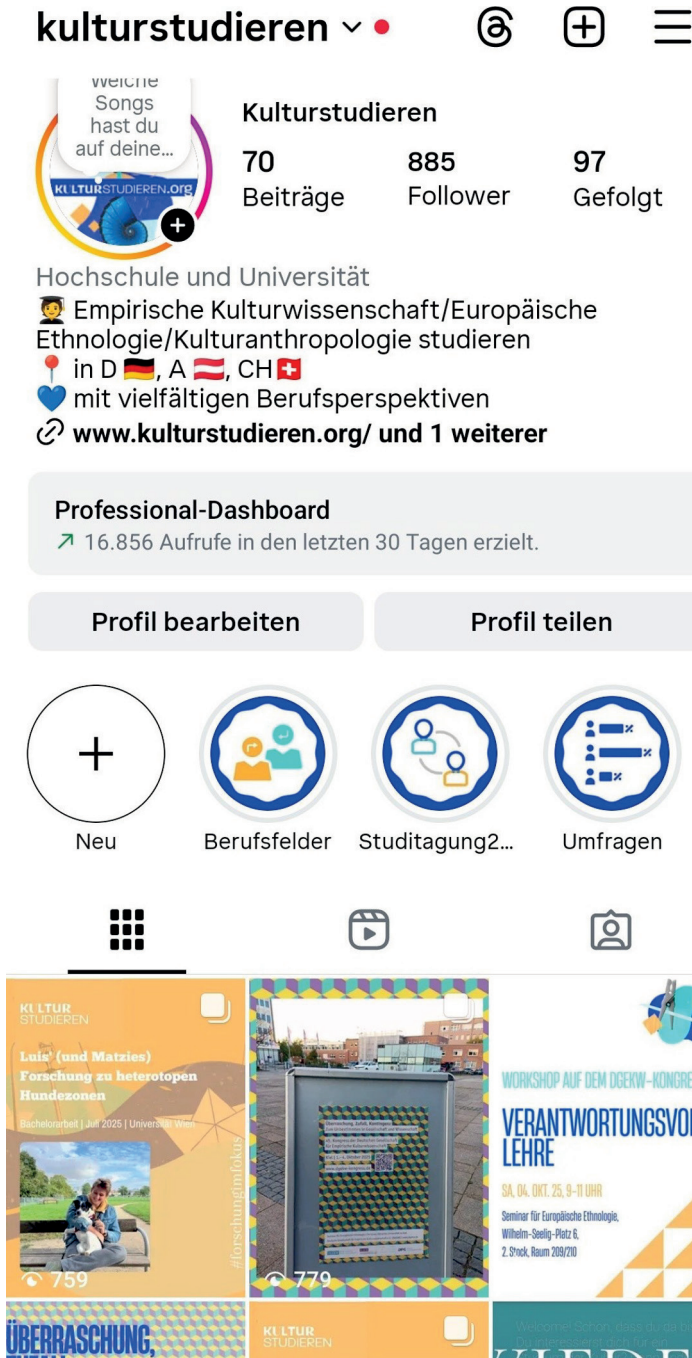


Abb. 5: Bio des Accounts @kulturstudieren aus der ‚Innensicht‘

### Soziales Netzwerken: Zusammenarbeit auf @kulturstudieren

Der Account des Ständigen Ausschusses für Studium und Lehre, @kulturstudieren, wird gemeinschaftlich von drei StAStuL-Mitgliedern betreut: Valeska Flor und Leonie Müller bilden mit mir die Arbeitsgruppe Instagram, die sich Anfang 2024 konstituiert hat. Neben Fachprofilbildung steht unser Wirken unter der Zielsetzung der Nachwuchsförderung im Sinne der aktiven Gewinnung neuer Follower:innen. Diese beiden Ziele, Imagepflege der Disziplin wie Werbung für den Studiengang, differieren inhaltlich und zeigen damit auch, dass fachliche Social Media-Arbeit immer zwischen Öffentlichkeitsarbeit und Wissenschaftsvermittlung changiert.

Während das Durchschnittsalter der Rezipient:innen für den lehrstuhl-eigenen Account laut den bereitgestellten Metriken bei etwa 25–30 Jahren liegt, heben wir hier auf eine jüngere Zielgruppe ab und wollen primär Schüler:innen der Oberstufe bzw. Studieninteressierte ansprechen. Dies äußert sich auch in einer angepassten sprachlichen und optischen Präsentationsstrategie, um Gen Z und Gen Alpha zu erreichen: Wir verwenden zahlreiche Emojis und Sticker in den Stories und setzen stärker auf ‚knackige‘ Captions, die sich durch kurze markige Sätze, den Einsatz aktiver Verben statt Passivkonstruktionen und einen klaren ‚Hook‘ (Einstiegsatz) auszeichnen, der sofort Interesse weckt. Für unser Ziel, die einmal geweckte Aufmerksamkeit zu halten, greifen wir auf ‚catchy‘ (= eingängiges) Vokabular, popkulturelle Anspielungen sowie einen relativ geringen, durch Absätze aufgelockerten Textumfang zurück.

Neben dem Angebot niedrigschwelliger Kommunikation für Fragen zum Studium der EKW/EE/KA ist der Kanal einerseits ein Anker für die Website, auf die wir als ‚Landing Page‘ schon prominent in der Profilbeschreibung verweisen. Andererseits dient er der Veranstaltungsankündigung des Berufsfeldkolloquiums oder der Verbreitung unmittelbarer ‚Behind the Scenes‘-Einblicke in den akademischen Alltag, wie etwa bei verschiedenen DGEKW-Tagungen.

Nachdem er durch mangelnde personelle Ressourcen länger im Dornröschenschlaf lag, reaktivierten wir den Kanal im April 2024 durch eine konzeptionelle Neuaufstellung und ein modernisiertes ‚Corporate Design‘. Um das Fach in seiner Breite darzustellen, ersannen wir dafür die Reihen *#forschungimfokus* für die Präsentation von Bachelor- und Masterarbeiten, *#Standorte* für die Vorstellung der Hochschulen, an denen ein Studium der EKW/EE aufgenommen werden kann, und *#Alltage* für inhaltliche Alltagsbeobachtungen oder kulturelle Fundstücke.



Abb. 6: Grid des Accounts @kulturstudieren

Das von mir betreute Interviewformat #forschungimfokus ist eine Möglichkeit für Studierende, die im Rahmen ihrer Qualifikationsarbeiten gesammelten Forschungsergebnisse zugänglich zu machen, die sonst nur selten zur Veröffentlichung kommen. Diese studentischen Perspektiven sollen Follower:innen einen niedrigschwelligen Zugang zu Fachinhalten ermöglichen und dabei inspirieren und Mut machen, Erfahrungen in eigener studentischer Forschung zu sammeln. Durch die Konzeption der letzten Frage „Welche Ratschläge würdest du anderen Studierenden für ihre Abschlussarbeiten geben?“ entsteht ein kumulativer Erfahrungsschatz von Alumni:ae, der gleichzeitig auch mit dem Erfolgsnarrativ reiner Ergebnispräsentationen brechen soll. Die Beliebtheit des Formats verdeutlicht, dass studentische Perspektiven auf Instagram auch als kollektives Wissensarchiv funktionieren können. Durch die Markierung (Taggen) der jeweiligen Institute bei #Standorte oder auf den Titelgrafiken der Alumni:ae versuchen wir darüber hinaus, die einzelnen Standorte in unserem Grid zu repräsentieren, wodurch Follower:innen auch eine digitale Orientierung in der Fachlandschaft ermöglicht werden soll.

Wenn der Account in Beiträgen oder Stories markiert wird, erhalten wir automatisch eine Direktnachricht und damit den Hinweis, diese Inhalte zu reposten. Zusätzlich teilen wir eigenständig neu veröffentlichte Beiträge aller Institute, um als Verteiler innerhalb der Fachcommunity zu fungieren und die Vernetzung zwischen den Standorten zu stärken.

### In Bildern denken? Arbeitsroutinen

Privat wenig auf sozialen Medien aktiv, merkte ich seit Übernahme des Accounts eine *déformation professionnelle*: Mit der Zeit entwickelte sich ein Wahrnehmungsmodus, den man am besten als „Postingsbewusstsein“ beschreiben kann, ein antizipierendes Denken in Bild-Text-Kombinationen. Bei Veranstaltungen richtet sich mein Blick unwillkürlich auf Szenen, die sich als Motive für den Account eignen könnten, bereits auf dem Rückweg von der Universität notiere ich Ideen für mögliche Hooks, und überlege, welche Anwesenden selbst auf den sozialen Medien vertreten sind, um sie gegebenenfalls zu markieren.

Die eigentliche Arbeit am Account ist dabei ein autodidaktischer Lernprozess zwischen Intuition und Aufstellen wie Abweichen von inhaltlichen Strategien. Ein Großteil der Posts kann im Voraus geplant werden, indem mich meine Kolleginnen regelmäßig über Fristen und Veranstaltungshinweise informieren. Gleichzeitig erfordert ein erheblicher Teil des Tagesgeschäfts Improvisation. Als *Dienerin mehrerer Damen* erreichen mich zwischendurch von unserer Sekretärin oder meiner Vorgesetzten Nachrichten mit Bekanntgaben von Medienauftritten, Veröffentlichungen

oder Gastvorträgen mit der Frage, ob ich daraus „was Schönes machen wolle“.

Diese fluiden Arbeitsprozesse verdeutlichen, dass Social Media-Betreuung zwar planbare Elemente umfasst, in der Praxis jedoch wesentlich von situativen Entscheidungen und Reaktionskapazität geprägt ist. Gewiss haben sich bestimmte Routinen zur Strukturierung temporaler Abläufe etabliert. Wobei klassische Regeln des Kulturmanagements Berücksichtigung finden, z.B. dahingehend, wie viel Vorlauf Veranstaltungsankündigungen benötigen. Die Erfahrung lehrt aber auch, prophylaktisch Puffer für spontane Anfragen oder unvorhersehbare technische Problemchen einzubauen. Diese semesterbezogene Struktur wird durch Ausnahmen durchbrochen: Bei Mehrtagesexkursionen kam es zu einer interessanten Konstellation, in der mir die exkursionsleitenden Kolleginnen während der mehrtägigen Exkursionen nach Albanien (SoSe 2024) oder ins Allgäu (SoSe 2025) per Textnachricht abendliche Kurzzusammenfassungen des Tagesprogrammes samt Bildern zusandten, die ich am nächsten Morgen als ‚Fernkorrespondentin‘ für Daheimgebliebene zusammenfügte. Während ich durch diese exklusiven Einblicke, wenn nicht vor Ort, so doch auch emotional beteiligt war, ist die gleichzeitige Dokumentation eigens durchgeführter Tagesexkursionen eine Herausforderung. Die Nähe zum Semestergeschehen ist auch durch den Besuch einzelner Lehrveranstaltungen ein willkommener Anlass, um ‚teilnehmend zu beobachten.‘

Die Autorschaft der Inhalte ist an unserem vergleichsweise familiären Standort unter Studierenden bekannt. So spricht es sich recht schnell herum, dass Stories oder Posts aus meiner Feder stammen. Spätestens bei der standardmäßigen Nachfrage, ob die Aufnahme von Bildern gestattet ist, wird jeder Gastvortragende ebenso wie die Studierenden erneut daran erinnert. In der Vergangenheit äußert sich dies auch in beinahe rührenden Angeboten, einzelne Buffetbestandteile unserer Semesterauftakttreffen besonders schön auf dem Teller zu arrangieren. Auch werden mir Fotos studentisch organisierter Stammtische oder Posts eines studentischen Magazins zu Fankulturen als Rohmaterial zugesandt.

Dass ich in der Setzung von Themen, Gestaltung und Bespielen der Accounts weitgehend freie Hand habe, empfinde ich dabei als großen Vertrauensbeweis des Teams. Die Planung von Posts, das Abwägen von Bildmotiven, die Auswahl passender Musik als „Audio-Track“ oder die Entscheidung, ob etwas als Story oder Reel veröffentlicht wird, folgt Erfahrungswerten und Experimentierfreude, allerdings keiner festen Logik.

Für das kommerzielle Social Media-Management wäre dies problematisch: Dem als ‚Publish or Perish‘ (instagramfreundlich) gefassten wissenschaftlichen Publikationsdruck, den Forscher:innen in akademischen Qualifikationsphasen beklagen, ist der ebenso unbarmherzige Postingdruck auf Instagram nicht unähnlich: Um auf der Welle der Algorithmen

zu schwimmen, ist kontinuierliche Aktivität vonnöten. Dabei ist kein bloßes Wortspiel, wenn man bekundet, dass auch das Navigieren von Instagram eine ‚Wissenschaft für sich‘ ist. Die eigene Contentstrategie ließe sich *ad ultimum* verfeinern, durch das Steuern des Postingzeitpunkts je nach Aktivitätsgrad der Nutzenden, durch die Rotation zwischen verschiedenen Formaten, die SEO-Optimierung von Captions, durchdachtes Community-Engagement in Form von Kommentaren oder durch Bezahlmodelle (Boost-Marketing) zur Reichweitensteigerung. Empfehlungen dazu werden durch die Plattform (Instagram Creators o.D.) selbst geteilt oder durch einzelne Expert:innen verbreitet.

„The algorithm is constantly evolving. If you want to stay relevant, you have to evolve with it.“ (@contelp 2025) heißt es dabei etwa in einem Post der Social Media Agentur Contelp. Dabei erscheint DER Algorithmus in der Alltagssemantik vieler Nutzer:innen als quasi-agentische Entität mit eigener Handlungsmacht, eine unsichtbare, zugleich allgegenwärtige Instanz, der man sich mit einer Mischung aus Ehrfurcht, Kalkül und Abhängigkeit andient. Seine ‚Vorlieben‘ werden in der Community wie geheimes Wissen gehandelt, in Kommentaren oder Tutorials weitergegeben und schließlich selbst als Informationsposts in die Plattform eingespeist. Wenngleich wir auf „organisches Wachstum“ setzen, kann ich mich den Verheißungen des „algorithmic imaginary“ (Bucher 2017) nicht gänzlich entziehen und erprobe empfohlene Praktiken, etwa das Wechseln von einem Kanal auf den anderen, um vergangene Posts in Stories zu teilen. Damit richte ich mein Handeln entsprechend der Hoffnung aus, mit bestimmten ‚Tricks‘ Sichtbarkeit oder Reichweite zu beeinflussen, den Algorithmus gewogen zu stimmen. Diese imaginierte Selbstwirksamkeit verfestigt sich in alltäglichen Nutzungspraktiken, was Chun als habituierte Macht digitaler Infrastrukturen beschreibt: „habitual media are technologies that become powerful by becoming mundane, by shaping and being shaped by habits“ (Chun 2016: 6).

Unabhängig von der tatsächlichen Auswirkung hat diese mittlerweile routinierte Vorgehensweise den positiven Nebeneffekt, dass ich kontinuierlich über Entwicklungen in der Fachlandschaft informiert bleibe. Bei @kulturstudieren war unsere Contentstrategie zunächst eng an einen Redaktionsplan mit einzelnen Zuständigkeiten geknüpft, der ein Posten im festen Turnus vorsah, schnell aber ließen wir vor einem überambitionierten Regelkorsett ab. Wenngleich wir auf Regelmäßigkeit bedacht sind, müssen wir hier Abstriche machen, wenn sich etwa Kooperations- oder Interviewpartner:innen für die einzelnen Reihen nicht melden oder wenn auf unseren Schreibtischen andere Dinge vordringlicher sind. Unsere Koordination erfolgt per Mail oder durch Onlinetreffen, ansonsten entstehen Posts gemeinschaftlich, indem Rohentwürfe für Captions mit Bildmaterial anderer kombiniert werden. So kommt es in dieser Zusammen-

arbeit schon vor dem Posten zum Sharen auf wiederum anderen digitalen Plattformen wie Google Drive oder Grafikapps.

### Entgrenztes Posten, oder: Die Sache mit der Privatsphäre

Während ich diese Zeilen auf dem Weg vom Büro nach Hause korrekturlese, ploppt eine Benachrichtigung auf meinem Smartphone auf: Der Empirischen Kulturwissenschaft Freiburg gefällt unser Reel. Bis auf eine Dopamin-verursachte Genugtuung und Freude über kollegiale Anerkennung muss hier keine weitere Aktion meinerseits erfolgen. Was aber, wenn ich auf @kulturstudieren in einer Story markiert werde, die es als eine Art „Social Media“-Fachinformation, ein Hashtag-Pendant der kv-Liste, zu verbreiten gilt?

Mein Arbeitsgerät ist mein eigenes Smartphone, das, wie es als Running Gag kursiert, durch die miserable Kameraqualität kaum Eignung für die zu leistenden Dienste hat. Auf dem eigenen Handy ist ein Rollenwechsel zwischen privaten und offiziellen Internetaktivitäten in Sekundenschnelle möglich. Technisch gelöst ist dies durch die Schnittstelle der App, in der ich nach Hinterlegung der Passwörter durch einen Klick zwischen meinen Konten wechseln kann. Damit verschränken sich private und institutionelle Infrastrukturen auch materiell.

„Traditionally, realms of ‚private‘ and ‚public‘ have been built upon a set of dichotomies and divisions, whether they be spatial [...], temporal [...] or object-related.“ (Boyd/Marwick 2011: 15) Diese Einsicht spiegelt sich im Alltag meiner Social Media-Arbeit unmittelbar wider: Soziale Netzwerke verwischen diese Grenzen und fordern tradierte Privatheitskonzepte heraus, indem Features der Plattformen soziale Beziehungen transparent machen und in Infrastrukturen einschreiben, die sich den Intentionen der Nutzerinnen entziehen. (Strauß & Nentwich 2013). In „networked publics“ (Boyd/Marwick 2011) wird Sichtbarkeit nicht nur durch die Entscheidungen der Nutzer:innen bestimmt, sondern auch durch die technische Gestaltung der Plattformen selbst, die Inhalte durch ihre „public-by-default nature“ (ebd. 14) automatisch verbreitet und relational verknüpft. Trotz des Versuchs, innerlich „boundary work“ zu betreiben, um persönliche und öffentliche Rollen zu unterscheiden, bleiben diese Grenzen digital durchlässig (ebd. 15). Bin ich als Person hinter dem Account auch (bis vor der Lektüre dieses Beitrags) unerkannt, muss mir durch die Verknüpfung der Konten eine Schnittmenge des Contents auf der Explore-Page<sup>18</sup> bewusst sein, mein digitaler Fußabdruck entlarvt eine

---

<sup>18</sup> Die Explore-Page ist ein algorithmisch kuratierter Bereich der Plattform, der Nutzer:innen Inhalte vorschlägt, die auf ihrem bisherigen Interaktionsverhalten, Such-

eindeutige Separierung der verschiedenen Profile als illusorisch. Er ist dabei ein Sinnbild für die Vermischung multipler Identitäten. Wie gewährleiste ich eine Trennung, agiere im Namen der Institution, wenn die Datenstrukturen aufgrund meiner IP-Adresse Grenzen verschwimmen lassen? Wie viel meiner Persönlichkeit darf durchscheinen, ohne die institutionelle Rolle zu verwischen? Die institutsübergreifende Wahrnehmung und der damit verbundene Repräsentationscharakter bringen Verantwortung mit sich, die nicht selten mit Verunsicherung einhergeht. In welchem Maß verkörpere ich im digitalen Raum die Juniorprofessur? Wie handhabe ich Fragen nach Loyalität in der Übergangsphase, in der ich vertraglich nicht mehr zur Universität Bamberg gehöre, die Zugangsdaten und ‚Posting-Befugnis‘ jedoch für das Mentorat meiner Nachfolgerin weiter behalte? Wie stark beeinflussen wir auf @kulturstudieren die Außenwahrnehmung des Faches? Dabei sind gemeinsame Abstimmungen über neue oder bewusst provokative Postideen eine wertvolle Stütze.

Beim ‚entgrenzten‘ Posten ist die Wahrung zwischen Privatvergnügen und dienstlicher Pflicht erklärungsbedürftig: Oft informiere ich Freund:innen, dass ich ihre persönlichen Nachrichten nicht ignoriere, sondern auf dem institutionellen Account arbeite, wenn im Interface das grüne Online-Lämpchen an meinem Profilbild erscheint. Auch das Liken von Beiträgen ist dabei ein zweischneidiges Schwert. Sonst automatisierte Interaktionen erfordern permanente Selbstkontrolle, um sicherzustellen, dass sie über den ‚richtigen‘ Account erfolgen, eine Absicherung, um mir der eigenen Rolle bewusst zu bleiben. Ist das Liken oder Reposten schon ein Statement? Formalisierte Prinzipien helfen: Als @euroethno.bamberg folge ich keinen Studierenden und nur Privatpersonen, mit denen wir direkt im Forschungsaustausch stehen und schließen parteinahe Institutionen grundsätzlich aus.

Der @euroethno.bamberg-Feed ist in gewisser Weise dennoch durch mich personalisiert, trägt meine Handschrift, nicht nur in den Formulierungen der Captions, sondern auch in der Auswahl der Designs. Noch immer ist mir die Stimme eines Studierenden im Kopf, nachdem ich im Lehrgespräch die Inhalte des institutseigenen Kanals analysieren ließ. Auf die Frage, ob in der Zusammenstellung des Feeds etwas besonders auffiele, kommentierte er trocken: „Ihre Präferenz für Pastell?“ Solche Beobachtungen zeigen, wie eng zunächst nicht berücksichtigte persönliche Entscheidungen mit digitaler Repräsentation verwoben sind und wie wenig neutral auch institutionelle Accounts letztlich bleiben, wenn sie von Individuen gepflegt werden.

---

verlaufen und wahrgenommenen Interessen basieren. Sie dient dem Entdecken neuer Inhalte jenseits der abonnierten Kanäle.

## Digitaler Schaukasten oder Diskursraum?

Instagram ist eine bildbasierte, auf visuelle Vermittlung abhebende Plattform, wenngleich sich nach der Einführung des „Reels“-Formats eine tendenzielle Verschiebung von Stand- zu Bewegtbildern vollzogen hat. Durch die in der App integrierten Filter, Bearbeitungsfunktionen und Motivkonventionen erschafft Instagram eigene Bildwelten und bestimmt unser aller Sehgewohnheiten mit. Als Nutzende wird man Zeugin des Wechsels bestimmter visueller Codes, Trends oder Social Media-Ästhetiken. Inwieweit man diese allerdings repliziert oder adaptiert, um anschlussfähig zu sein, um sich der Aufmerksamkeitsökonomie zu fügen, ist diffizil. Wie gewichtet man die ‚Hipness‘ neben einem wie auch immer gearteten Anschein von akademischer Seriosität? Während bei Fachschafftskanälen niemand an Memes oder Farb- und Filterexperimenten Anstoß nähme, halten wir für institutionell gebundene Kanäle an einer gewissen ‚Ernsthaftigkeit‘ fest. Aufgrund der Schwammigkeit dieser zusätzlich höchst subjektiven Wahrnehmung bedeutet dies in der Praxis ein ständiges Austarieren: Wie locker dürfen wir klingen, ohne uns anzubiedern und damit unsere Glaubwürdigkeit zu untergraben? Wie können wir wissenschaftliche Integrität und Reflexion in einen digitalen Raum translozieren, ohne Fachwörter wie das im Hauptsatz genannte zu verwenden? Während sich großzügiger Emoji-Gebrauch oder die Reaktion mit GIFs für manche Kontexte eignen, wirken sie für die Präsentation von Forschungsergebnissen in den Augen mancher deplatziert. Die Integration popkultureller Referenzen oder plattformtypischer Du-Ansprache können Nähe herstellen, bergen aber auch das Risiko, von Nutzer:innengruppen als albern oder unangemessen empfunden zu werden.

Auf beiden Kanälen schreibe ich in der ersten Person Plural, um die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv (Team der Juniorprofessur bzw. StaStuL) darzustellen, für eine zweite Person Plural, um eine paritätische Kommunikationssituation zu gewährleisten. Für die Juniorprofessur haben wir uns in der Selbstdarstellung auf die informelle Kurzform „Euro Ethno“ in Stories verständigt, halten aber bei der Ankündigung von (Lehr-)Veranstaltungen an der Nennung akademischer Titel fest. Sprache fungiert hier als Mittel kollektiver Positionierung zwischen Nähe und Distanz. Im Verfassen der Captions wird die alte „Krise der Repräsentation“ potenziert: Die „Writing Culture“-Debatte ist durch die multimodalen Möglichkeiten nur scheinbar abgefangen, in einem erweiterten Textverständnis sind es nicht nur Worte, die wir für möglichst lesenswerte Captions bedacht wählen. Die Erweiterung kommunikativer und gestalterischer Spielräume durch nahegelegte Affordanzen stellt mitunter vor stilistische Herausforderungen, wobei auch die bewusste Ablehnung einzelner Features intuitiv ausgehandelt werden muss.

Der verbreiteten Annahme, durch die Kürze der Formate und die Nutzungskonventionen müsse Komplexität zwangsläufig reduziert werden, kann ich nur bedingt zustimmen. Zwar mag schnell rezipierbarer, ‚simpler‘ Content auf den ersten Blick besser ‚performen‘, indem er schnell mehr Reichweite gewinnt, gut recherchierte und qualitätvolle Beiträge aber werden durchaus in der von uns angesprochenen Zielgruppe geschätzt. Womöglich auch durch *Metas* Einführung des schriftbasierten Formats ‚Threads‘ zeigt sich eine Hinwendung zu inhaltsreichen Posts, die des Speicherns und Teilens wert empfunden werden. Ein „CTA“ (Call to Action) in seinen Beiträgen zu integrieren, um seine Follower:innen zu einzelnen Aktivitäten zu animieren, ist in Social Media-Ratgebern der Tipp schlechthin, um Interaktionsraten nach oben zu schrauben. Während dieser klassischerweise „Like, Follow and Share“ lautete, kam nun die Funktion „Save“, also das Abspeichern hinzu, einzelne Beiträge sollen „Mehrwert“ bieten, damit sie nicht nur einmal rezipiert, sondern wieder referenziert werden. Wir sollten uns daher von der verkürzenden Vorstellung verabschieden, Instagram sei lediglich ein flüchtiges, oberflächliches, beschönigendes Schaufenster. Diese Annahme verkennt die Multidimensionalität und Komplexität der Plattform, die als Wirkungsfeld eigene Problematiken kreiert hat.

### **Die Meta-Ebene: Überlegungen zu Positionierung und ethische Bedenken**

Hinter den vielfach beschworenen Demokratisierungsversprechen und partizipativen Potenzialen sozialer Medien muss man sich der digitalen Hierarchien bewusst bleiben, die in die Nutzung von Meta-Produkten strukturell eingeschrieben sind. Gerade in einem Fach wie der Europäischen Ethnologie, das seine analytische Schärfe aus der kritischen Reflexion von Machtasymmetrien und unhinterfragten Setzungen bezieht, gilt: Die Praxis des Postens ist nie unschuldig. Sie ist eingebettet in die Logiken eines Überwachungskapitalismus (Zuboff 2019), in der Aufmerksamkeit zur handelbaren Ressource und Datenproduktion zum impliziten Preis sozialer Teilhabe wird. Alltägliche, scheinbar private Interaktionen, vom Upload eines Fotos bis zur Reaktion auf Beiträge anderer, werden algorithmisch erfasst, ausgewertet und zur Optimierung von Werbeprofilen sowie zur Steigerung der Nutzerbindung eingesetzt.

Diese Abhängigkeit wird im universitären Kontext besonders spürbar. Wir agieren in einem Feld, das kritisch auf die Mechanismen digitaler Kontrolle blickt, sind zugleich aber auf eben jene Infrastrukturen angewiesen, um Sichtbarkeit zu erzeugen, Studierende zu erreichen und Anschluss an gesellschaftliche Diskurse zu halten. Die scheinbare Offenheit der Plattform verdeckt, dass sie auf einem Geschäftsmodell basiert, das der

Logik des „platform capitalism“ (Srnicek 2017) folgt: Zugang und Teilhabe werden durch eine ökonomische Architektur reguliert, die auf die Maximierung von Verweilzeit und Interaktionsdaten zielt. Machen wir uns als wissenschaftliche Akteur:innen trotz besseren Wissens zum Teil eines Systems, das unsere Bemühungen als Datenwerte abschöpft?

Immer wieder thematisieren wir daher im Team unsere Bedenken, die mit der Nutzung der Meta-eigenen Plattformen verbunden sind. Nach der Amtsübernahme Donald Trumps wurde deutlich, wie stark die thematische Ausrichtung sozialer Plattformen von politischen Rahmenbedingungen beeinflusst werden kann (Ulrich 2025). Besonders die Neuausrichtung von Elon Musks „X“ (vormals Twitter) verdeutlichte, in welchem Maße eine Plattform von den ideologischen und ökonomischen Interessen ihrer Eigentümer:innen geprägt ist. Damit zeigt sich, was van Dijck (2013) als „platform power“ beschreibt: die Fähigkeit weniger privatwirtschaftlicher Akteure, durch algorithmische Steuerung und Moderationspolitik ganze Diskursräume zu verschieben. Die daraus resultierende Veränderung der Kommunikationskultur führte zu einer spürbaren Abwanderung vieler Nutzer:innen hin zu alternativen Netzwerken wie Mastodon oder Bluesky. Solche Entwicklungen werfen Fragen nach institutioneller Verantwortung auf: Wie stark dürfen wir uns auf Infrastrukturen stützen, deren politische und ökonomische Interessen wir weder kontrollieren noch immer überblicken können? Die Rechtfertigung einer Mitwirkung durch ein ‚Mit-der-Zeit-Gehen‘ stößt schnell an ihre Grenzen: Man könnte vorhalten, dass jede Nutzung zugleich das System reproduziert, das sie kritisch zu hinterfragen sucht.

Wohlwissend, dass wir letztlich nach Mark Zuckerbergs Regeln spielen, legten wir in der Instagram-AG unser Veto gegen die KI-gestützte Datenauswertung ein, ein eher symbolischer Akt der Gewissensberuhigung. Bei Mikroentscheidungen wie dieser kollidieren ethische Haltung und institutionelle Praxis. Wenngleich bei derartigen Optionen Mitspracherecht suggeriert wird, ist bei der Anwendung der App klar, dass man sich in Abhängigkeit einer Plattform begibt, deren technische Rahmenbedingungen nicht verhandelbar sind. Inwieweit man den „Hausregeln“ des Hosts folgen will, muss dabei jede aktiv Nutzende mit sich selbst aushandeln. Die Plattform selbst bleibt eine Black Box: Änderungen des Interfaces, das Einführen oder Entfernen einzelner Funktionen (wie jüngst des Quiz-Stickers) oder die algorithmische Gewichtung bestimmter Formate liegen jenseits unserer Handhabe.

Wissenschaftskommunikation im digitalen Raum kann unter Umständen auch beinhalten, die eigene Forschung nicht nur zu vermitteln, sondern sich damit zu positionieren. Eine solche Positionierung ist damit nicht nur inhaltlich, sondern auch infrastrukturell eine ethische Handlung. Der Anspruch auf Sichtbarkeit geht dann mit der Bereitschaft einer, sich

in einer digitalen Arena mit Amplifizierungs- und Polarisierungstendenzen zu exponieren: Während sich etwa bei der „Klassohm“-Debatte zahlreiche Lehrstühle in die öffentliche Diskussion eingebracht haben,<sup>19</sup> um die fachspezifischen Wissensbestände auch ohne journalistische Mediation anzubringen, herrscht bei sensiblen Thematiken oft Zurückhaltung. Sie speist sich aus der Sorge vor Shitstorms, der Fehlinterpretationen, den Dynamiken der „Collateral Publics“<sup>20</sup> (Näser-Lather/Kirsch 2025). Die Grenzen eigener Handlungsmöglichkeiten zwischen systemischer Kritik und unfreiwilliger Komplizenschaft auszuloten, ist nicht nur eine moralische Herausforderung, sondern auch ein subversiv-kulturwissenschaftliches Unternehmen.

### Reflexionspotential und Widerständigkeit

Mit ihren Ambivalenzen spiegelt die Plattform Instagram die Dynamik unseres Faches: relational, vernetzt, und bisweilen widersprüchlich. Europäische Ethnologie und Empirische Kulturwissenschaft erweisen sich als gut ausgestattet, ihre Wissensbestände in öffentliche Diskurse einzubringen; dies sollte gerade auch auf jenen Plattformen geschehen, auf denen heute ein wesentlicher Teil von Öffentlichkeit verhandelt wird. Wenn es gelingt, dort Bildungsprozesse anzustoßen und Denkipulse zu geben, stellt dies einen substanziellen Beitrag zur Öffnung akademischen Wissens dar und ist als fachlicher Erfolg zu werten.<sup>21</sup>

Gerade die Kombination aus „One-to-Many“-Kommunikation und den Möglichkeiten zur unmittelbaren Reaktion, etwa durch Story-Antworten oder Umfrage-Sticker, zeigt, dass sich Interaktion und Wissensaustausch auch jenseits klassischer Textformen entfalten können. Dieses dialogische Potenzial digitaler Öffentlichkeiten, das bereits im „demokratischen Versprechen“ des Web 2.0 (Jenkins 2006) angelegt ist, steht in Einklang mit dem kulturwissenschaftlichen Selbstverständnis, das auf Partizipation und Prozessualität zielt. Unsere Follower:innen sollten wir dabei in ihrem Rezeptionsverhalten nicht unterschätzen, nicht allein als Konsument:innen unserer Inhalte, sondern als Mitgestalter:innen sehen.

---

<sup>19</sup> Exemplarisch etwa die @kultur-anthropologie\_bonn mit einem Verweis auf einen entsprechenden Eintrag im ADV.

<sup>20</sup> Unter dem Begriff *Collateral Publics* verstehen Näser-Lather und Kirsch Öffentlichkeiten, die Forschende nicht zwingend antizipiert hatten, die sich jedoch im Verlauf von Forschungsprojekten über Social Media, PR-Kanäle oder informelle Netzwerke bemerkbar machen.

<sup>21</sup> Dabei ist zu bedenken, dass auch die vermeintliche Öffnung akademischen Wissens von Ausschlüssen begleitet wird: Nicht alle Akteur:innen verfügen über gleiche mediale, sprachliche oder soziale Ressourcen, um teilzuhaben oder zu profitieren – ein Umstand, der auf bestehende Formen digitaler Ungleichheit verweist.

Ihre Teilhabe wird dabei selbst zu einer kuratierten Form des Diskurses. Im Dialog mit einem interessierten Publikum können wir die Plattform nach eigenen, fachlich fundierten Regeln bespielen: Auch wenn wir nicht umhinkommen, uns den wahrnehmungspsychologischen Gegebenheiten der Aufmerksamkeitslenkung anzupassen, haben wir dabei doch die Freiheit, uns der zunehmenden Kommerzialisierung der Feeds zu entziehen. Zwar betreiben auch wir Öffentlichkeitsarbeit und, wenn man so will, Markenbildung, doch sind wir nicht in die Zwänge von Influencer-Marketing in einem kapitalistischen System eingebunden und operieren quer zu monetären Marktlogiken. Diese relative Irrelevanz für die ökonomischen Interessen der Plattform verschafft paradoxerweise Freiräume: Als ‚Underdogs‘ der Plattformlogik können wir experimenteller agieren und uns ästhetisch und inhaltlich unabhängig in einer Nische einrichten. Während Reels mit sprechenden Gesichtern gegenwärtig algorithmischen Vorrang genießen, halten wir an Formaten fest, die stärker auf Text-Bild-Kompositionen und Kontextualisierung setzen. Wenn wir das, was wir in kulturwissenschaftlicher Perspektive erforschen und lehren, in den digitalen Gestaltungsraum übersetzen, können die sozialen Medien nicht nur als Distributionskanäle, sondern als kulturelle Praxis begriffen werden. Dabei kann z.B. Instagram nicht nur als Medium der Repräsentation zum Einsatz kommen, die Möglichkeiten der Plattform können auch für fachliche und didaktische Ziele fruchtbar gemacht werden.

### Stories statt Fußnoten? Integration in die Lehre

Der Horizont digitaler Praktiken hat sich jedoch erneut verschoben, hin zu einem medienkulturellen Wandel, in dem KI-gestützte Werkzeuge zunehmend kreative, kommunikative und akademische Prozesse prägen. Die Ankunft von KI im Studienalltag und in der Lehre wird als „hybride epistemische Praktiken“<sup>22</sup> schon erforschend begleitet. So, wie viele Studierende für ihre schriftlichen Abgaben auf KI-gestützte Schreibassistenten zurückgreifen, nutzen auch zahlreiche Creator:innen ChatGPT oder vergleichbare Tools, um Captions zu generieren. Beiden Praktiken stehe ich ambivalent gegenüber und lehne ihren Einsatz für meine eigene Arbeit ab, sehe sie im Kontext einer Diskussion um „Deskilling“ (Reinmann 2023) kritisch. Eine

---

<sup>22</sup> Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen: Hybrid Epistemic Practices. Generative Artificial Intelligence and the Transformation of Academic Assemblages in the Qualitative Social Sciences and Humanities. URL: <https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/wirtschafts-und-sozialwissenschaftliche-fakultaet/faecher/fachbereich-sozialwissenschaften/empirische-kulturwissenschaft/forschung/projekte/drittmitelprojekte-am-lui/hybrid-epistemic-practices/#c1907777> Zugriff am 16. Oktober 2025.

klare Sprache für die adressatengerechte Vermittlung komplexer kulturwissenschaftlicher Zusammenhänge zu finden, ist eine Reduktions- und Übersetzungsleistung, die über das Studium hinausweist und in zukünftigen Berufsfeldern unserer Absolvent:innen wie Wissenschaftskommunikation, PR oder Kulturvermittlung essentiell ist. An manchen Standorten wird dies als Kompetenzerwerb bereits curricular verankert, etwa in Übungen zur Öffentlichkeitsarbeit oder Social Media-Management für Museen.

Die Einbindung sozialer Medien in die Lehre muss sich dabei nicht auf digitalanthropologisch orientierte Seminare beschränken, in denen die Plattform selbst als Forschungsfeld oder Erhebungsinstrument genutzt wird. So könnte die Erstellung eines Social-Media-Beitrags beispielsweise als kreative Portfoliotelleistung anstelle einer klassischen schriftlichen Ausarbeitung eingereicht werden. Damit wird Social Media nicht nur Gegenstand, sondern auch Werkzeug kulturwissenschaftlicher Didaktik. In meiner eigenen Lehre habe ich dieses Potenzial im Wintersemester 2024/25 als „didaktischen Doppeldecker“ konzipiert und in eine Einzelsitzung integriert: Darin legten Studierende nach einer kleinen digitalanthropologischen Erkundung einen kollaborativen Instagram-Post an, der zentrale Seminarinhalte verdichtete und zugleich den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in öffentliche Kommunikationsformate erprobte. Didaktisch bot dieser Ansatz die Möglichkeit, Medienpraktiken und methodische Reflexion miteinander zu verschränken, wodurch Studierende nicht nur zu Produzent:innen, sondern auch zu kritischen Beobachter:innen ihrer eigenen medialen Praktiken wurden (Lobe 2026).

Je nachdem, ob man dies als übergreifenden pädagogischen oder explizit kulturwissenschaftlichen Auftrag versteht, lässt sich darüber hinaus Informationskompetenz im Sinne von *Data Literacy* fördern (Franken 2023: 186). Durch die bewusste Auseinandersetzung mit den Funktionslogiken sozialer Medien, die hier schon vielfach besprochenen Filtermechanismen, werden Studierende für Wissensproduktion und -zirkulation sensibilisiert. Damit verbunden ist die Schulung kritischen Hinterfragens von Bias, algorithmischer Selektionsprozesse und der Vertrauenswürdigkeit digitaler Quellen. Damit bietet sich die Einbindung auch für Einführungskursen oder Propädeutika an, in denen das Handwerkszeug wissenschaftlichen Arbeitens vermittelt wird.

### **Reel Talk: Was bringt es wirklich?**

Um zur Ausgangsfrage zurückzukehren: Hinsichtlich des Sinns und Zwecks muss zunächst unterschieden werden, welche Erwartungen sich an die Repräsentation auf den sozialen Medien knüpfen. Die Wenigsten in unserem Fach werden die Erstellung viraler Beiträge anstreben. Gleich-

wohl erfordert Sichtbarkeit regelmäßiges Posten ebenso wie Interaktionen, etwa in Form von Likes oder Kommentaren, um neue Follower zu gewinnen oder im Feed der schon bestehenden Follower weiterhin angezeigt zu werden.

Die redaktionelle Planung und die kontinuierliche Pflege der Inhalte erfordern mehr Aufwand, als auf den ersten Blick ersichtlich ist: Aufmerksamkeit für aktuelle Entwicklungen auf digitalen Plattformen, Koordination und nicht selten auch ein beträchtliches Maß an organisatorischer Flexibilität. Warum so viele mentale Ressourcen, Arbeitsabsprachen und Kraftaufwand, wenn die Zeit besser in das Vorantreiben eigener Forschung investiert wäre? In rein arbeitsökonomischer, utilitaristischer Betrachtung scheint die Pflege von Instagramkanälen mit Nanoreichweite müßig. Neben der Repräsentations-, verstehe ich die Betreuung des Instagramkanals zuvorderst als Beziehungsarbeit. Wie es Hannah Kanz 2023 für Freiburg feststellte, erfolgen auch in Bamberg die meisten Story-Aufrufe, Kommentare und Likes durch unsere Studierenden. Indem wir ihre Studienerfahrungen aufbereiten und sie anschließend wie in einem digitalen Tagebuch abbilden, können wir sie auch ein wenig mehr an ihr Studienfach oder unseren Lehrstuhl binden. So wirkt das ‚Community-Building‘, das man in Präsenz fördert, in die digitalisierten Alltage der Studierenden fort. Durch die bewusste Gestaltung von Ton und Haltung können wir Nähe herstellen, ohne die Grundpfeiler wissenschaftlicher Arbeit preiszugeben. Humorvolle Formate, informellere dialogische Elemente und persönliche Ansprechbarkeit über die sozialen Medien müssen dabei nicht per se Verflachung bedeuten, sondern können als Teil einer erweiterten Kultur der Vermittlung begriffen werden.

Spontane Einfälle und entgrenztes Posten gehören dabei ebenso zum digitalisierten Alltag wie das Ringen um Prioritäten im ohnehin dichten Hochschulbetrieb. Die Pflege und Weiterentwicklung der Accounts geschieht in Zwischenräumen, zwischen Lehrverpflichtungen, beim Pendeln oder nach Feierabend. Dass sie dennoch funktioniert, ist Ausdruck einer intrinsischen Motivation, die weniger von sklavischer Ausrichtung an Klickzahlen als von Neugier, Kommunikationsfreude und fachlicher Verantwortung getragen wird. Beide Kanäle betreuen ich bzw. wir, aus genuinem (Forschungs-)Interesse, einer Neigung zur gestalterischen Tätigkeit sowie den sich daraus eröffnenden Potentialen zur Netzwerkarbeit. Dabei wäre eine eindeutige Kosten-Nutzen-Rechnung wie bei vielen universitären Ämtern oder Gremientätigkeiten, die nebenher angenommen werden, quantitativ vielleicht ernüchternd.

Bei der Frage nach dem Zeitaufwand oder harten Kennzahlen, ob sich Wachstum oder ‚Erfolg‘ empirisch messen ließe, könnte ich auf die von der App in „Insights“ ausgespielten Diagramme und Metriken wie Likeangaben oder Followerzahlen verweisen. Zwar möchte der Konzern *Meta*

mit diesem Instrument zur Verfeinerung der eigenen Social-Media-Strategie ermutigen, indem er uns im Hintergrund Einblicke in aktive Zeiten, demografische Marker und die lokale Verortung der Follower gewährt. Diese statistischen Auswertungen suggerieren umfassende Steuerbarkeit und legen nahe, Kommunikationsprozesse datenbasiert zu denken und taktisch zu optimieren.

Mit dem Widerwillen eines Fachverständnisses, das sich vordergründig qualitativer Forschung verschrieben hat, sei dabei darauf hingewiesen, dass sich das Ansehen eines Standorts, die Beliebtheit einer Veranstaltung oder der Relevanz einzelner Beiträge nicht an aggregierten Daten bemisst. Obwohl sie aus informationstechnischer Sicht begrüßenswerte (Meta-) Datenmengen bereitstellen, sind die Nutzungsaktivitäten dennoch kontextualisierungsbedürftig und für sich genommen nur wenig aufschlussreich. Es sind kleine zwischenmenschliche Erfolge, die vermittelt der Mensch-Maschinen-Interaktion ermöglicht werden: Ein freundlicher Kommentar oder ein freundschaftlicher Repost haben dabei größere affektive Wirkung als ausgespielte Höchstwerte im „Professional Dashboard“.

Wie viel Wert ein universitärer Standort auf seine digitale Präsenz legt, lässt sich nicht zuletzt an den Ressourcen ablesen, die dafür bereitgestellt werden: Wie viele Kräfte lassen sich für Social-Media-Arbeit mobilisieren? Wird sie als Nebentätigkeit oder als strategische Aufgabe betrachtet? Und welche Formen der Anerkennung und Honorierung sind damit verbunden in Form von Bezahlung, Hilfskraftverträgen oder spezifischer Entlastung bei anderen Tätigkeiten?

In Bamberg wurde die Social-Media-Arbeit am Lehrstuhl anfangs erst zögerlich und nach einigen Überzeugungsversuchen unterstützt, eher zähneknirschend wurden von der ehemaligen Lehrstuhlinhaberin Mittel für eine eigene studentische Hilfskraftstelle bereitgestellt. Eine kleine Erfolgsgeschichte darf an dieser Stelle vermeldet werden: Die zuvor skeptische Professorin, die die Kanäle anfangs mit kritischer Distanz begleitete, besitzt inzwischen selbst einen Account. Das ein oder andere „Like“ durch ihr graues Avatar-Bild werde ich als ein leises Zeichen dafür, dass sich die Wahrnehmung digitaler Wissenschaftskommunikation auch innerhalb der akademischen Strukturen wandelt.

Auf dem nächsten Lehrendentreffen werden womöglich einige Personen mehr wissen, wer hinter der kleinen Glaskugel im Profilbildchen von @euroethnobamberg steckt. Ob meine Vorgesetzte im nächsten Lehrbericht steigende Followerzahlen verkünden kann, ist, so viel sollte deutlich geworden sein, nebensächlich. Erröten müsste ich wohl nicht mehr, wenn Social Media im universitären Kontext thematisiert wird. Ungeachtet der individuellen Möglichkeit, emotionale Verlegenheitsreaktionen zu unterbinden, würde ich mir wünschen, beim Blick in die Runde ein etwas verständigeres Lächeln zu registrieren, genährt von dem Wissen, dass

hinter jeder Aktivität auf Social Media in unserem Fach mehr Arbeit und Reflexion steckt, als es die ephemere Oberfläche vermuten lässt. Damit herrscht vielleicht auch an anderen Standorten etwas mehr Wertschätzung dafür, was Hiwis, Fachschaften und Mitarbeiter:innen tun, wenn sie auf ein kleines Icon auf ihren Smartphones klicken und Hashtags tippen.

Wenngleich die Kommentarfunktion hier ausbleibt, freue ich mich über eine Fortführung des Dialogs im analogen wie im digitalen Raum.<sup>23</sup>

\*\*\*

Story-Update (April 2026):

Bei Instagram lässt sich eine Caption lediglich durch das Anklicken eines kleinen Stift-Icons jederzeit nachträglich bearbeiten. In wissenschaftlichen Druckwerken hingegen durchlaufen Texte mehrere editorische Schleifen, sodass zwischen Abgabe und Veröffentlichung ein längerer Zeitraum liegt. Die Überarbeitung dieses Beitrags wirkte für mich beinahe wie der Abschluss eines beruflichen Kapitels: Mit meinem Wechsel an die Ludwig-Maximilians-Universität München werden sich auch im Social Media-Bereich die Zuständigkeiten verschieben, wenn sich die Vertragslaufzeiten wohl kaum eindeutig mit der Zuordnung zum Standort decken werden. Der ein oder andere ‚Guest Post‘ von mir wird vielleicht auf @euroethno.bamberg erscheinen, Collab Posts von München und Bamberg sind denkbar. Im Rahmen der Einarbeitung und des im Buddy-System organisierten Wissenstransfers aber erhält der Beitrag eine zusätzliche Funktion: Er dient als eine erste Orientierung und Gedächtnisstütze für meine Nachfolgerin.

---

<sup>23</sup> Ob sich dieser Austausch auf Instagram fortsetzt oder welchen Account ich zum Zeitpunkt der Lektüre hauptsächlich betreue, bleibt ungewiss ... Eine Erinnerung an die Fluidität und räumlich-zeitliche Situiertheit wissenschaftlicher Kommunikation, die direkt zurück zum Anfang führt.

## Literatur- und Quellenverzeichnis

- @contelp\_: *Instagram has changed more in the past year* (Instagram-Reel vom 23. September 2025. URL: <https://www.instagram.com/reel/DO8h0WYABrO/?igsh=MTVva20zcDU2djM4ZWw=>, Zugriff am 16. Oktober 2025.
- @kulturanthropologie\_bonn: +++ EILMELDUNG: Atlas der deutschen Volkskunde zu Klaasohm + + +. Instagram-Post vom 6. Dezember 2024. URL: <https://www.instagram.com/p/DDPPcZIsn-Z/?igsh=MWMWl3aXo0dDF3dThwdg=> URL Zugriff am 16. Oktober 2025.
- Abidin, Chrystal: „Aren’t These Just Young, Rich Women Doing Vain Things Online?“. *Influencer Selfies as Subversive Frivolity*. In: *Soc. Media Soc.* 2016, 2: 1–17.
- Atiq, Muhammad; Abid, Ghulam; Anwar, Amna; Ijaz, Muhammad F.: *Influencer Marketing on Instagram: A Sequential Mediation Model of Storytelling Content and Audience Engagement via Relatability and Trust*. In: *Information* 13 (2022): 345. DOI: <https://doi.org/10.3390/info13070345>.
- Bareither, Christoph/Schramm, Pia: *Social-Media-Ethnografie*. In: Eckhardt, Dennis/Klausner, Martina (Hg.): *Digital[ität] Ethnografieren. Forschungsmethoden für den digitalen Alltag*. (Kulturanthropologie Notizen 85). Tübingen 2023: 78–95.
- Boyd, Danah/Marwick, Alice E.: *Social Privacy in Networked Publics: Teens’ Attitudes, Practices, and Strategies*. A Decade in Internet Time: Symposium on the Dynamics of the Internet and Society, September 2011. URL: <https://ssrn.com/abstract=1925128>.
- Bucher, Tania: *The Algorithmic Imaginary. Exploring the Ordinary Affects of Facebook Algorithms*. In: *Information, Communication & Society* 20 (2017): 30–44.
- Chun, Wendy Hui Kyong: *Updating to Remain the Same. Habitual New Media*. Cambridge 2016.
- Franck, Georg: *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*. München/Wien 1998.
- Franck, Georg: *Vanity Fairs: Another View of the Economy of Attention*. Cham 2020.
- Franken, Lina: *Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung. Digital Humanities in Anwendung und Reflexion*. In: *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 2 (2023): 176–200.
- Goffman, Erving: *The Presentation of Self in Everyday Life*. Edinburgh 1959.
- Instagram Creators: *Tips for Improving Your Reach*. URL: [https://creators.instagram.com/blog/tips-for-improving-your-reach?locale=de\\_DE](https://creators.instagram.com/blog/tips-for-improving-your-reach?locale=de_DE) Zugriff am 16. Oktober 2025.

- Jenkins, Henry: *Convergence Culture: Where Old and New Media Collide*. New York 2006.
- Kanz, Hannah: Social Media. In: *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 119 (2023): 254–256.
- Klausner, Martina: A More-than-digital Anthropology. Ethnographies of Participation and Administration. In: *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 118 (2022): 5–24.
- Lobe, Jana Paulina: ‚Sollen wir #FatherhoodStudies und #dadlife als Hash-tags nehmen?‘ Zur didaktischen Integration von Instagram für die Wissenschaftskommunikation. In: Bolz, Manuel; Mallon, Stefanie; Muhr, Paula; Schaffarczyk, Tim; Schrögel, Philipp (Hrsg.): *Wissenschaft und Technologie kommunizieren: Kontroversität, Dialog und Partizipation*. Bielefeld 2026: 203–226.
- Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen: *Curating the Feed. Interdisziplinäre Perspektiven auf digitale Bilderfeeds und ihre Curatorial Assemblages*. URL: <https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/wirtschafts-und-sozialwissenschaftliche-fakultaet/faecher/fachbereich-sozialwissenschaften/empirische-kulturwissenschaft/forschung/projekte/drittmittelprojekte-am-lui/curating-the-feed/> Zugriff am 16. Oktober 2025.
- Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen: *Hybrid Epistemic Practices. Generative Artificial Intelligence and the Transformation of Academic Assemblages in the Qualitative Social Sciences and Humanities*. URL: <https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/wirtschafts-und-sozialwissenschaftliche-fakultaet/faecher/fachbereich-sozialwissenschaften/empirische-kulturwissenschaft/forschung/projekte/drittmittelprojekte-am-lui/hybrid-epistemic-practices/#c1907777> Zugriff am 16. Oktober 2025.
- Marketing Dictionary: *Scroll-Stopping Content*. URL: <https://marketing-dictionary.org/s/scroll-stopping-content/> Zugriff am 16. Oktober 2025.
- Pariser, Eli: *The Filter Bubble: What the Internet Is Hiding from You*. Penguin Press, New York 2011.
- Reinmann, Gabi: *Deskillung durch Künstliche Intelligenz? Potentielle Kompetenzverluste als Herausforderung für die Hochschuldidaktik*. Diskussionspapier Nr. 25. Oktober 2023.
- Srnicek, Nick: *Platform Capitalism*. Cambridge 2017.
- Strauß, Stefan / Nentwich, Michael: *Social Network Sites, Privacy and the Blurring Boundary between Public and Private Spaces*. In: *Science and Public Policy* 40 (2013): 724–732.
- Ulrich, Georg Florian: *Instagram und TikTok. Im Dienst von Donald Trump?* In: *BR.de*, 23. Januar 2025. URL: <https://www.br.de/nachrichten/netzwelt/instagram-und-tiktok-social-media-plattformen-im-dienst-von-donald-trump,Uac7nvF> Zugriff am 16. Oktober 2025.

Universität Konstanz: *Collateral Publics: Navigating the Unfolding of Anthropological Publics*. Veranstaltungsankündigung vom Mai 2025. URL: <https://www.uni-konstanz.de/universitaet/aktuelles-und-medien/oefentliche-veranstaltungen/veranstaltungen/veranstaltungsdetails/termin/collateral-publics-navigating-the-unfolding-of-anthropological-publics-1/> Zugriff am 16. Oktober 2025.

Van Dijck, José: *The Culture of Connectivity. A Critical History of Social Media*. Oxford 2013.

Zuboff, Shoshana: *The Age of Surveillance Capitalism. The Fight for a Human Future at the New Frontier of Power*. New York 2019.

## **„Nicht ganz klar – und genau das reizt“. Zwei Studierende im Gespräch über das Studium der Europäischen Ethnologie**

*Sebastian Dümling und Laura Otto im Interview  
mit den Studierenden Sara und Alex*

Zwei Standorte, zwei Perspektiven, ein Fach. In diesem Gespräch begegnen wir Alex und Sara, die beide auf ihre eigene Weise in die Disziplin hineingefunden haben – und doch verbindet sie die Faszination für das Alltägliche, für die kritische Befragung dessen, was uns selbstverständlich erscheint, und für die Vielstimmigkeit eines Faches, das thematisch keine engen Grenzen zieht.

Sara studiert Europäische Ethnologie im Kombinations-Bachelor mit deutscher Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ursprünglich aus einer hessischen Mittelstadt stammend, kam sie vor über vier Jahren in die Hauptstadt – zunächst ohne die Absicht, ein Studium zu beginnen. Ihr akademischer Weg führte sie zunächst in die Archäologie, zunächst an der Universität in Mainz und später mit einem Schwerpunkt auf Nordostafrika nach Berlin. Gerade die postkoloniale Reflexion über die eigene Rolle in diesem Fach – etwa die Frage, warum sie selbst Ausgrabungen am Tiber vornehmen sollte, während Menschen vor Ort dies ebenso gut tun könnten – führte sie zu einem kritischen Perspektivwechsel. Die Europäische Ethnologie eröffnete ihr neue Räume, in denen solche Fragen nicht nur zugelassen, sondern zentral gestellt werden. Heute, im fünften Semester, reflektiert sie diesen Wechsel als Schritt hin zu einem Studium, das sich durch Offenheit und Neugier auszeichnet.

Alex wiederum hat seinen Weg über die Pädagogik genommen. Seit 2018 studierte er in Bamberg, zunächst im Bachelor mit Nebenfach Europäische Ethnologie, danach im Master Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Doch die Faszination für die europäisch-ethnologische Perspektive ließ ihn nicht los: Die Kurse, die Vielfalt der Themen, die Möglichkeit, Alltagsphänomene, über die man sonst leicht hinweggeht, mit einem „Warum?“ zu konfrontieren und dadurch in ihrer Tiefe zu verstehen. Nach dem Abschluss des ersten Masters entschied er sich daher, noch einmal neu zu beginnen – und widmet sich seit 2024 dem Master in Europäischer Ethnologie. Gebürtig aus der Region stammend, schätzt er die Offenheit des Faches, das ihm erlaubt, seine vielfältigen Interessen ohne starre Spezialisierungen einzubringen.

Beide eint die Begeisterung für das Fach, das sich nicht nur in den klassischen akademischen Bahnen bewegt, sondern die Fragmente des Alltags ernst nimmt und in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einordnet. Ihr Weg in die Europäische Ethnologie erzählt von Umwegen, Neuanfängen und dem Wunsch, sich den kleinen wie den großen Fragen des Zusammenlebens mit Aufmerksamkeit und kritischer Neugier zu widmen. Darüber wollten wir vor dem Hintergrund des Themenschwerpunktes „Nachwuchs.Kräfte.Möglichkeiten!“ gerne mehr von ihnen wissen.

\*\*\*

*Laura Otto: Könnt ihr uns eingangs nochmal schildern, was für euch der Reiz an der Europäischen Ethnologie ist?*

*Sara:* Ich glaube der Reiz des Nicht-Ganz-Verstehens war für die Studienwahl auch entscheidend, denn egal wie viel man sich vor Studienbeginn durchliest, was man dann wirklich macht im Studium, versteht man vorher ja gar nicht. Vielleicht ist es bei Physik ganz klar, vielleicht auch bei Literatur. Aber bei Europäischer Ethnologie war der Reiz, dass es mir eben nicht ganz klar war. Selbst als ich zu studieren begann, wusste ich auch nach einem Jahr nicht genau, was Europäische Ethnologie ist.

*Alex:* Ja, so ging es mir tatsächlich auch. Ich finde, Europäische Ethnologie umfasst sehr viel. Das macht es dann auch gleichzeitig schwierig, Leuten zu beschreiben, was man eigentlich studiert; und es ist auch deswegen schwer, sich auf Themen festzulegen. Denn ich frage mich oft, ob ein bestimmtes Thema überhaupt noch Europäische Ethnologie ist oder eben nicht?

*Laura Otto: Was sind die Reaktionen, wenn ihr anderen erzählt, was ihr studiert? Wie beschreibt ihr das Fach und das, was ihr im Studium macht?*

*Sara:* Ich erkläre das meistens mit zusammengezogenen Augenbrauen. Niemand weiß genau, was das ist, wenn man es nicht selbst studiert hat oder niemanden kennt, der es studiert. Auch die Doppelung, wenn man dann auch noch die Kombibachelor sagt, dann setzen die meisten aus. Das zu erklären, ist natürlich nicht so einfach. Das ist nicht so einfach wie Jura. Da wissen alle, was das bedeutet.

*Alex:* Wenn ich sage, was ich studiere, habe ich schon auch festgestellt, dass wenig Nachfragen kommen. Aber wenn jemand fragt, dann versucht man es zu erklären und dann ist ganz schnell auch eher klar, was ich im Studium mache; und das Wort Europäische Ethnologie finden die meisten

Leute auch ziemlich fancy. Meistens kommt auch die Anschlussfrage, was man damit machen kann. Wenn ich antworte, ich möchte ins Museum gehen, dann haben die Leute eine Schublade geöffnet und eine Kategorie, in die sie dann den Studiengang reinpacken können. Dann ist das für sie auch in Ordnung.

*Sara:* Was auch manchmal noch passiert ist, ist natürlich, dass Leute noch so Vorstellungen haben, wie das Fach mal war. Gerade Ethnologie ist ja auch ein schwieriges Wort und die meisten assoziieren damit fälschlicherweise einen Völkerkunde-Bezug. Das passiert aber eher bei den Leuten, die über 40, 50 sind.

*Laura Otto:* *Ihr wisst ja sicherlich über die Umbenennungen des Faches Bescheid. Wenn ihr dem Fach, dem Studiengang, einen Namen geben dürft, welchen würdet ihr wählen?*

*Alex:* Ich bin ein Fan von Kulturanthropologie oder Vergleichende Kulturwissenschaften oder empirische Kulturwissenschaften, weil da der Begriff Kultur prominent drin ist. Ich denke, wenn ich sagen würde, ich studiere Vergleichende Kulturwissenschaften, muss man das zwar dennoch erklären, aber es ist trotzdem eine klare Kategorie für mein Gegenüber. Das ist dadurch greifbarer als Europäische Ethnologie.

*Sara:* In Berlin ist es ja das Institut für Europäische Ethnologie und der Studiengang heißt auch Europäische Ethnologie. Ich sage immer gern Anthropologie. Ich kann anderen damit gut erklären, was ich mache.

*Sebastian Dümmling:* *Bei Studierendenbefragungen kommt regelmäßig das Ergebnis, dass der Studienort wichtiger für Studienanfänger:innen sei als das Studienfach. Wie war das bei euch: Inwiefern war die Stadt wichtig für eure Wahl? Angenommen, es gäbe das Fach Europäische Ethnologie nicht in Bamberg oder nicht in Berlin, würdet ihr trotzdem in Berlin oder in Bamberg studieren? Oder würdet ihr, wenn es das Fach, hypothetisch, nur in Paderborn geben würde, nach Paderborn ziehen?*

*Alex:* Ich würde zunächst zustimmen, dass die Stadt sehr wichtig ist. Ich habe erst Pädagogik studiert und der Standort war entscheidend. Ich wollte nicht zu weit von zu Hause wegziehen, weil ich da mein soziales Netzwerk hatte, und Bamberg hat mir als Stadt sehr gut gefallen. Deswegen habe ich mich für das Pädagogikstudium in Bamberg entschieden und nicht an einem anderen näheren Studienort.

*Sara:* Bei mir war das sehr ähnlich. Dass ich studiere, ist eher ein Zufall, ich wollte eigentlich etwas ganz anderes machen. Ich war zunächst in Berlin ohne Studienabsicht und das Studium war erstmal egal, aber die Stadt war wichtig. Ich denke, gäbe es keine Europäische Ethnologie in Berlin, hätte ich sicherlich Gender Studies gewählt, oder im Kulturbereich einen Job gefunden. Europäische Ethnologie war ein Zufall, über den ich mich sehr freue. Aber zum Studieren ist Berlin eigentlich die schlechteste Stadt ever, wegen des Geldes, wegen der Anonymität und weil es so schwer ist, Freunde zu finden. Verglichen mit Mainz, wo ich kurz studiert habe, ist in Berlin die Anonymität sehr groß. Dazu kommen dann auch mitunter Riesenkurse, ein Riesencampus. Deswegen bleibt man sehr unter sich und kommt nicht richtig zusammen. Aber wenn man erstmal in Berlin ist, dann ist es auch schwierig, wieder hier rauszukommen.

*Laura Otto:* Und wie ist das Studi-Leben in der Mittelstadt Bamberg?

*Alex:* Komplettes Kontrastprogramm zu Sara. Bamberg hat 80000 Einwohner. Ich komme aus dem ländlichen Raum und da konnte ich mir eine Großstadt nie vorstellen. In Bamberg ist alles mit einem Fahrrad in einer Viertelstunde zu erreichen. Das ist so die Maßeinheit. Aber Bamberg ist auch nicht so klein, dass man die Anonymität komplett aufgeben muss. Man läuft auf der Straße immer wieder Leuten über den Weg, die man kennt, aber man kann auch immer so weggucken, dass man sie nicht sehen muss. Das ist genau das richtige Mittelmaß aus dörflich, aber städtisch. Das genieße ich sehr, dass man sich auch nicht ganz so verloren fühlt. Und im Studiengang Europäische Ethnologie ist es mittlerweile bei uns ziemlich familiär. Es hängt auch damit zusammen, dass wir ein sehr kleiner Studiengang sind. Es entstehen daher auch schnell sehr nette Bekanntschaften. Ich habe das Gefühl, dass die Studierenden in der Europäischen Ethnologie alle sehr ähnlich ticken. Dementsprechend genieße ich es schon sehr in Bamberg zu studieren, weil es eben nicht so anonym und eher familiär ist.

*Laura Otto:* Was würdet ihr euch wünschen, was es noch geben würde? Wie ließe sich der Studienort verbessern?

*Sara:* Bei uns ist es die Infrastruktur des Instituts. Das Institut ist nicht am Hauptcampus, sondern in einer kleinen Nebenstraße; und wir haben kaum Freiraum, um sich draußen auf der Straße zu treffen, kein Café, keine Mensa, so ist es schwierig in Kontakt mit anderen Studierenden zu kommen. Dann haben wir aber selbst ein bisschen dran gearbeitet und haben die Fachschaft aufgebaut und Partys gemacht und dadurch hat das gut funktioniert, Leute kennenzulernen, weil es vielen so ging.

*Sebastian Dümpling: Gibt es in Bamberg oder Berlin Dinge, die Euch so sehr stören, dass ihr euch vorstellen könntet, an den jeweils anderen Standort zu gehen, Bamberg oder Berlin als Utopie?*

*Sara:* Ja, aber ich weiß nicht, ob das so stark mit dem Studium zusammenhängt und ich bin auch sehr froh, dass es keine homogenen Studi-kneipen in Berlin gibt, sondern dass es eigentlich überall immer gemischt ist. Aber abgesehen davon, finde ich den Gedanken vielleicht nicht von Bamberg, aber vielleicht von Bremen oder Köln auch schon super interessant. Vielleicht für einen Master, da das Konzept einer kleinen Stadt und einer engeren Community schon attraktiv wirkt.

*Alex:* Ich will jetzt nicht Bamberg in den Himmel loben, aber ich fühle mich tatsächlich sehr wohl dort, das hängt natürlich auch sehr vom Studiengang ab. In Pädagogik kann ich sehr nachvollziehen, was Sara zum Thema Anonymität sagt, dass man wenig Leute kennenlernt, weil es einfach ein sehr großer Studiengang war, als ich da angefangen habe. Mittlerweile sind ja die Studizahlen auch dort ziemlich eingebrochen. Jetzt in Europäischer Ethnologie muss ich sagen, dass diese Begegnungsorte vom Lehrstuhl tatsächlich aktiv geschaffen werden. Das macht es sehr angenehm.

*Sebastian Dümpling: Wenn ihr jetzt eine Marketingkampagne machen müsstet, um Schüler:innen anzusprechen, Europäische Ethnologie in Berlin oder in Bamberg zu studieren, wie würdet ihr das machen? Wie wäre eure Kampagne? Wo würdet ihr die Kampagne lancieren, TikTok, Instagram, in der Tageszeitung?*

*Alex:* Einen Schwerpunkt würde ich auf die Vielfalt setzen, also sowohl die Vielfalt der Themen als auch die Vielfalt der wissenschaftlichen Disziplinen, die sich im Schmelztiegel Europäische Ethnologie wiederfinden werden. Warum man es in Bamberg studieren sollte, würde ich vielleicht unter das Motto klein, aber fein setzen. Dass gerade das Kleine eigentlich den Reiz ausmacht, in Bamberg zu studieren und, dass das auch eine Überschneidung mit Europäischer Ethnologie als Fach ist: Weil man sich dort auch eher fürs Kleine, fürs Akteurszentrierte interessiert als für repräsentative Herangehensweisen an die Gesellschaft. Man könnte vielleicht daraus eine Überschneidung machen. Und ich glaube, wenn man junge Menschen überregional ansprechen möchte, dann muss man Instagram und halt leider auch TikTok bespielen.

*Sara:* Ich denke, ich würde genau das Gegenteil von dem machen, was Alex vorgeschlagen hat, und würde auf die großen Themen setzen. Anti-

rassismus-Debatten, Feminismus, Politik, mit großen Themen! Diese Themen sprechen vielleicht auch eher an. Was Wissensanthropologie ist, da steigt man ja mit 18 überhaupt nicht durch. Die Fachschaft von uns macht auch gerade Promo, nämlich auch für unseren Studiengang. Man kann auch stark unseren Lifestyle bewerben: Es hat null mit dem Inhalt zu tun, aber es spricht junge Leute an – wir gehen zusammen auf eine Demo, trinken vorher nochmal einen billigen Kaffee und danach gibt es ein Sterni-Bierball-Turnier.

*Sebastian Dümpling: Waren für euch ökonomische Überlegungen relevant bei der Wahl des Studiengangs oder des Studienortes?*

*Sara:* Ich bin nach Berlin gegangen, weil ich in die Filmszene einsteigen wollte. Das hat natürlich jetzt nichts mit dem Studium zu tun, aber deshalb bin ich hier, weil die Filmszene gut war. Ansonsten ist das aber eigentlich eine schlechte Idee, nach Berlin zu gehen wegen eines Jobs. Weil die fünf Jobs, die es für Absolvent:innen gibt, die haben auf jeden Fall nur die Masterstudierenden oder die Leute, die bereits einen Master haben. Deswegen lerne ich gerade noch mal programmieren, damit man irgendwas hat.

*Alex:* Für mich war das nicht entscheidend, weil es pädagogische Jobs gibt wie Sand am Meer.

*Laura Otto: Aber wenn ihr nochmal genauer über Europäische Ethnologie mit Blick auf Jobmöglichkeiten nachdenkt: Wie geht ihr denn mit der Unsicherheit um, dass eure Berufsperspektiven als Europäische Ethnolog:innen sehr offen sind? Beschäftigt euch das? Und welche Möglichkeiten seht ihr denn für Absolvent\*innen unseres Faches?*

*Alex:* Das ist eine schwierige Frage, weil, ich interessiere mich primär für das Museumswesen und da gibt es sehr unterschiedliche Einschätzungen, was den Arbeitsmarkt angeht. Dementsprechend werde ich schauen müssen, was auf mich zukommt. Gleichzeitig habe ich keinen Stress. Mich hat neulich eine Freundin gefragt, ob ich glücklich bin mit meinem Studium, aber sie wollte auch wissen, ob ich Europäische Ethnologie lieber gleich zuerst studiert hätte. Und dann habe ich gemeint, dass ich froh bin, dass ich Pädagogik als erstes studiert habe, dass ich diese Jobsicherheit habe und mich dann aus den sicheren Jobs in europäisch-ethnologische Berufe bewerben kann. Mein europäisch-ethnologisches Studium gefällt mir deutlich besser als mein Pädagogikstudium. Aber ich habe diese Jobsicherheit durch das Pädagogikstudium. Und dementsprechend mache ich

mir jetzt weniger Gedanken um mein zukünftiges Berufsleben, weil ich eben diese sichere Bank habe mit dem Pädagogikstudium.

*Sara:* Ich würde sagen, generell mache ich mir keine Gedanken, weil man wahrscheinlich keinen Job findet, bei dem ausgeschrieben wird, wir wollen hier einen europäischen Ethnologie-Bachelor als Voraussetzung. Aber ich habe das Gefühl, man kriegt immer einen Job. Und genau das ist das Problem: Wenn es schlimm läuft, endet man in der Buchhaltung bei irgendeinem Startup; wenn es um Geld geht, findet man wahrscheinlich immer irgendeinen Bürojob, gerade in Berlin. Wir haben WhatsApp-Gruppen, da schicken wir uns immer irgendwelche Werkstudi-Jobs rein – mit Euro-Ethno-Bezug. Ich kenne niemanden, der da einen Job bekommen hat. Ich glaube, wenn man sich damit ein bisschen abgefunden hat und daran glaubt, dass sich durch Zufälle etwas ergibt, dann hilft das.

*Laura Otto:* Wir empfehlen den Studierenden gerne, dass es sinnvoll ist, sich früh selbst ein Profil zu schaffen, weil in kaum einer Stellenausschreibung wird stehen, dass nach Europäischer Ethnologie gesucht wird. Es werden eher Kompetenzen gesucht. Da muss man einfach, glaube ich, gucken, was kann ich, was habe ich gelernt.

\*\*\*

[Anmerkung der Redaktion:] Das Gespräch mit Sara und Alex zeigt, dass die Europäische Ethnologie schwer zu fassen ist: Sie ist „alles und nichts“, manchmal schwer zu erklären und nach außen hin unscharf, zugleich aber gerade darin reizvoll. Nicht das klare Ziel, sondern das Suchen, die kritische Offenheit und die Bereitschaft, Umwege einzuschlagen, prägen das Fach. Auch die Studienorte formen die Erfahrung: Während Berlin Anonymität, Größe und eine politische Szene bietet, steht Bamberg für Nähe, Überschaubarkeit und familiäre Strukturen. Beide Orte eröffnen je eigene Chancen und Schwierigkeiten. Schließlich zeigt sich auch: Berufsperspektiven in der Europäischen Ethnologie sind selten klar umrissen. Sicherheit entsteht eher über andere Fächer, Zweitstudiengänge oder zufällige Wege in bestimmte Berufsfelder. Doch statt als Schwäche lässt sich dies auch als Stärke begreifen: Europäische Ethnolog:innen lernen, komplexe gesellschaftliche Prozesse zu analysieren, sich flexibel zu orientieren und eigene Profile zu entwickeln. So bleibt die Europäische Ethnologie ein Fach, das gerade dadurch überzeugt, dass es sich nicht ganz festlegen lässt – und das den Reiz des Unbestimmten in eine intellektuelle Stärke verwandelt.



## **Anschriften der an dieser Ausgabe Beteiligten**

*Dr. Helen Ahner*

Assistenzprofessorin  
Institut für Europäische Ethnologie  
Universität Wien  
Hanuschgasse 3, 1010 Wien  
helen.ahner@univie.ac.at

*Laura Bäuml, MA*

Universität Zürich  
Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft  
Abteilung: Populäre Kulturen  
Affolternstrasse 56  
CH-8050 Zürich  
laura.baeumel@uzh.ch

*Hendrik Beierstettel, Dipl. Psych.*

Studienberatung  
Leiter  
Klara-Oppenheimer-Weg 32  
Campus Hubland Nord  
97074 Würzburg  
hendrik.beierstettel@uni-wuerzburg.de

*Manuel Bolz, M.A.*

Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie  
Georg-August-Universität Göttingen  
37073 Göttingen  
Manuel.Bolz@uni-goettingen.de

*Dr. Karin Bürkert*

Universität Tübingen  
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft  
Burgsteige 11  
72020 Tübingen  
Karin.buerkert@uni-tuebingen.de

*PD Dr. Sebastian Dümling*

Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft

Am Hubland

97074 Würzburg

Sebastian.duemling@uni-wuerzburg.de

*Valeska Flor, PhD*

Universität Tübingen

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft

Ob dem Himmelreich 7

72074 Tübingen

valeska.flor@lui.uni-tuebingen.de

*Kyra Fuhrmeister-Hardt, M.A.*

Kulturanthropologisches Institut Oldenburger Münsterland

Museumsstraße 25

49661 Cloppenburg

Hardt@kai-om.de

*Susanne Hochmann M.A.*

Kulturwissenschaften

Digital Humanities

Universität Vechta

Driverstraße 22

49377 Vechta

Susanne.hochmann@uni-vechta.de

*Karoline Kaiser, B.A.*

Institut für Empirische Kulturwissenschaft

Universität Hamburg

Edmund-Siemers-Allee 1 West

20146 Hamburg

Karoline.kaiser@uni-hamburg.de

*Amelie Klemens, M.A.*

Freiberufliche Wissenschaftlerin

amelie.klemens@gmx.de

*Prof. Dr. Gertraud Koch*

Institut für Empirische Kulturwissenschaft

Universität Hamburg

Edmund-Siemers-Allee 1 (Flügel West)

20146 Hamburg

gertraud.koch@uni-hamburg.de

*Dr. Cornelia Kühn*

Projektkoordinatorin Teilvorhaben „Wissenstransfer für regionale Lernprozesse“

Forschungsverbund „InNoWest – Einfach machen! Gemeinsam nachhaltig und digital in Nord-West-Brandenburg“

Fachhochschule Potsdam

Kiepenheuerallee 5, 14469 Potsdam

[cornelia.kuehn@fh-potsdam.de](mailto:cornelia.kuehn@fh-potsdam.de)

*Jana Paulina Lobe, M.A.*

Ludwig-Maximilians-Universität München

Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie

Oettingenstr. 67

80538 München

[Jana.Lobe@lmu.de](mailto:Jana.Lobe@lmu.de)

*Prof. Dr. Laura Otto*

Juniorprofessur Anthropologie des Ländlichen

Institut für Deutsche Philologie

Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft

Am Hubland

97074 Würzburg

[Laura.otto@uni-wuerzburg.de](mailto:Laura.otto@uni-wuerzburg.de)

*Dr. Olga Reznikova*

Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft

Populäre Kulturen

Affolternstrasse 56

CH-8050 Zürich

[olga.reznikova@uzh.ch](mailto:olga.reznikova@uzh.ch)

*Julian Schmitzberger M.A.*

Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft

(ISEK)

Abteilung: Populäre Kulturen

Affolternstr. 56

CH-8050 Zürich

[julian.schmitzberger@uzh.ch](mailto:julian.schmitzberger@uzh.ch)

*Antonia Schnell, M.A.*

Universität Tübingen

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft

Burgsteige 11

72020 Tübingen

antonia.schnell@uni-tuebingen.de

*Dr. Katharina Schuchardt*

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde

Bereich Volkskunde/Kulturanthropologie

Zellescher Weg 17

01069 Dresden

k.schuchardt@isgv.de

*Laura Völz, M.A.*

Institut für Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Johanna-Mestorf-Str. 5, 24118 Kiel

Voelz@ekw.uni-kiel.de

*Dr. Inga Wilke*

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Institut für Empirische Kulturwissenschaft

Maximilianstr. 15

79100 Freiburg

inga.wilke@ekw.uni-freiburg.de

*Sarah Wirschke, M.A.*

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Institut für Empirische Kulturwissenschaft

Maximilianstr. 15

79100 Freiburg

sarah.wirschke@ekw.uni-freiburg.de

*Prof. Dr. Thomas Zwick*

Lehrstuhlinhaber

Lehrstuhl für BWL, Personal und Organisation

Sanderring 2

97070 Würzburg

thomas.zwick@uni-wuerzburg.de

